

228.

XVI



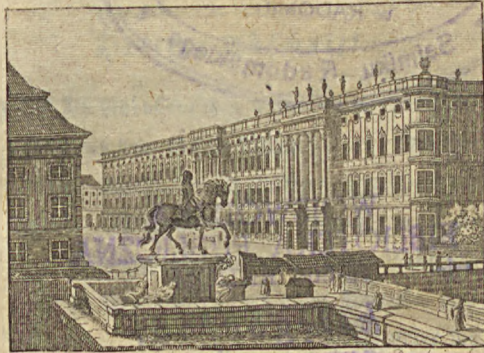
66

Kleine
Weltgeschichte

zum
Unterricht
und
zur Unterhaltung

von
J. G. A. Galletti,
Professor zu Gotha.

Z KSIĘGOZBIORU
STEFANA HEMPLA



Sechzehnter Theil.

G o t h a,
in der Ektingerschen Buchhandlung 1806.



WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA
-1- 26-600 RADOM

*księgozbiór
przedwojenny*

16156

Inhalt.

Dritter Abschnitt.

Verfall des hindostanischen Kaiserthums, vornehmlich unter dem Schah Allum I, und dem Jeshander. Gegenkaiser Sorokhschere. Herrschaft der Syeds. (Während der Zeit Ursprung der Sektarien. Die englisch, ostindische Handlungsgesellschaft in Bengalen erlangt große Vorrechte und Freyheiten. Der Maha Rajah kömmt unter die Gewalt des Peischwa.) Das hindostanische Reich wird vom Schah Nadir überwältigt und ausgeplündert. S. I

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Zwan III Kaiser von Rußland. Siron, der für ihn regiert, wird bald gestürzt. Die Reichsverweserin Anna, und ihr Sohn, werden von der Prinzessin Elisabeth verdrängt. Krieg zwischen Rußland und Schweden, den die Aristokraten-Regierung des letztern Reiches veranlaßt. Friede zu Abo. Adolf Friedrich, Herzog von Holstein wird König von Schweden. S. 20

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Geschichte des östreichischen Erbfolgekrieges.

Erster Abschnitt.

Zustand von Frankreich, Großbritannien und Spanien. Ludwig XV läßt sich und das Reich von dem Cardinal Fleury beherrschen, um sich desto ungeförter der Unterhaltung mit seinen
Maitressen

Maitressen widmen zu können. In Großbritannien regiert Walpole. Dieses geräth mit Spanien in einen Seckrieg. Friedrich II König von Preussen. Seine Jugendgeschichte.

S. 78

Zweiter Abschnitt.

Friedrich II zwingt die Marie Theresie, ihm fast ganz Schlesien, nebst der Grafschaft Glatz, abzutreten. Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern dringt, von einem französischen Heere unterstützt, in Oestreich und Böhmen ein; auch wird er zum Kaiser gewählt. Allein die Oestreicher vertreiben ihn aus seiner Residenz, und die Franzosen müssen sich aus Böhmen fortschleichen. Georg II siegt bey Dettingen. Karl von Lothringen geht nach Elsaß. Friedrich II bricht indessen in Böhmen ein. S. 103

Dritter Abschnitt.

Frankfurter Union. Friedrich II erobert Böhmen, wird aber durch den Prinzen Karl wie
der

der herausgedrängt. Die Franzosen nehmen Freiburg ein. Karl VII stirbt nicht lange nach seiner Rückkehr nach München. Sein Nachfolger verlegt sich mit Marie Theresie. Friedrich siegt bey Hohenfriedberg und bey Trautenau. Franz I wird Kaiser. Schlacht bey Kesselsdorf. Friede zu Dresden. S. 147

Vierter Abschnitt.

Krieg in Italien. Sardinien schließt sich an Oestreich und die Seestaaten an. Die Oestreicher erobern und verlieren Genua. Sie müssen sich aus der Provence wieder zurückziehen. Die Franzosen müssen sich aber auch aus Italien entfernen. S. 167

Fünfter Abschnitt.

Die Franzosen siegen bey Fontenoy und erobern viele niederländische Festungen. Unternehmungen des jungen Prätendenten. Der Marschall von Sachsen erobert Brüssel und siegt bey Raucoux. Englische Landung in Bretagne. Französischer

ösischer Einfall in Flandern. Revolution in Holland. Die Franzosen siegen bey Laffeld, und erobern Bergen op Zoom. Englische Ueberlegenheit zur See. Belagerung von Maastricht. Friede zu Aachen. S. 182

Vier und dreißigstes Kapitel. Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Erster Abschnitt.

Maitressen-Regierung in Frankreich, vornehmlich unter der Pompadour. Amerikanischer Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien. Zustand der dasigen Colonien. Ursprung von Louisiana. Die Franzosen verlieren Canada, und erobern dagegen Minorca. S. 213

Zweiter Abschnitt.

Der Zustand Oestreichs wird unter der Staatsverwaltung des Grafen Kauniz sehr verbessert. Oest-

Oestreich verbindet sich mit Frankreich, Rußland, Sachsen. Brühls für Sachsen höchst nachtheiliges Ministerium. Der König Adolf Friedrich von Schweden, der immer mehr eingeschränkt wird, muß an der Verbindung gegen Friedrich II Theil nehmen. Friedrich II befördert den Wohlstand seiner Länder, und die Vollkommenheit seiner Kriegsmacht. S. 247

Dritter Abschnitt.

Friedrichs II Feinde befestigen ihre Verbindungen. Friedrich verschafft sich Abschriften von ihren Bundes-Verträgen. Er fällt in Sachsen ein, siegt bey Lomowitz, und nöthigt die sächsische Armee zur Kriegsgefangenschaft. Die Reichsversammlung beschließt gegen ihn Krieg. Sieg bey Prag. Niederlage bey Kolin. S. 267

Vierter Abschnitt.

Unbedeutende Unternehmungen der Schweden. Apraxin siegt bey Großjägerndorf, und zieht sich dennoch eilfertig zurück. Die große russische

öfische Armee rückt bis an die Weser vor. Schlacht bey Hastenbeck. Convention zu Kloster Zeven. Friedrich siegt bey Rosbach. Besvern wird bey Breslau geschlagen. Die österrische Armee leidet bey Leuthen eine völlige Niederlage. S. 309

Fünfter Abschnitt.

Friedrichs Lage bey dem Anfange des dritten Feldzuges. Die zewensche Convention wird wieder aufgehoben. Ferdinand treibt die Franzosen über den Rhein zurück, und siegt bey Creefeld. Seubitz dringt wieder in Hessen ein, und Broglis schlägt den General Oberg auf der Lutterberger Höhe. S. 354

Sechster Abschnitt.

Friedrich unternimmt die Belagerung von Osmütz; der Verlust seiner Vorräthe nöthigt ihn aber zum Abzuge. Die Russen dringen in Pommern bis Küstrin vor. Große Schlacht bey Zorndorf. Ueberfall bey Hochkirch. Schmottau brennt die

dresdenschen Vorstädte ab. Unbedeutender Feldzug der Schweden. S. 388

Die Titelvignette stellt das königliche Schloß zu Berlin vor.

Dritter Abschnitt.

Verfall des hindostanischen Kaiserthums, vornehmlich unter dem Schah Allum I, und dem Jeshander. Gegenkaiser Forokhschere. Herrschaft der Syeds. (Während der Zeit Ursprung der Sikken. Die englisch-ostindische Handlungsgesellschaft in Bengalen erlangt große Vorrechte und Freyheiten. Der Maha Rajah kömmt unter die Gewalt des Peischwa.) Das hindostanische Reich wird vom Schah Nadir überwältigt und ausgeplündert.

Mit Aurungzebe's Tode endigte sich der glücklichste Zeitpunkt, des hindostanischen Kaiserthums. Aurungzebe hatte drey Söhne, und manchen Enkel; er hatte auch fünf Brüder. Er war gegen seine Söhne, als sie heran wuchsen, mißtrauisch, weil er befürchtete, sie möchten sein Verfahren gegen seinen

Galletti Weltg. 167 Th. 2 Das

Vater nachahmen. Sie wurden daher oft verhaftet, oder verbannt. Da er nun, als er (1707) starb, die Nachfolge nicht bestimmt hatte, so suchten sich die vielen Prinzen seines Hauses durch List und Gewalt auf den Thron von Delhi zu erheben. Dieß erzeugte innere Kriege; dieß erzeugte öftere Regierungsveränderungen. In Zeit von zehn Jahren (1707 bis 1717) bestiegen und verlohren sieben Kaiser den Thron. Die meisten von denselben, schwache, unthätige, oder gar schlechte Menschen, waren, von treulosen Günstlingen geleitet, ein Spiel der Hofränke. Die innern Kriege schwächten die Macht des Reichs. Diese Schwäche benutzten Perser, Afghanen, Seiken, Dschaten, und Maratten, die besten Provinzen an sich zu reißen; in den übrigen spielten die Statthalter unabhängige Herren, welche die Kaiser nur noch auf ihren Münzen anerkannten. Die meisten Fürsten der Maratten und Rasbutten versagten ihnen die Unterwürfigkeit.

Zu den fürchtbarsten Feinden der Kaiser von Hindostan gehörten aber jetzt die Sikhs oder Setken. Ihr Name, der so viel als Schü-

Schüler, oder Lernende, bedeutet, bezeichnet eine neue Religionssecte der Hindu's. Der Stifter derselben war Nanek (geb. 1469) von dem Stamme der Rasbutten, der sich, schon als Jüngling, durch eine vorzügliche Geistesbildung, und durch eine besondre Bekanntheit mit den h. Büchern der Hindu's, bekannt machte. Er hielt sich zur Secte der Narghenny, die nur einen unsichtbaren Gott verehrt, die die herzlichste Liebe zu diesem allgemeinen Weltregierer, und die strengste Moral, empfiehlt. Nanek verwarf daher die Mythologie, den Götzendienst und die Gebräuche der Brahminen. Nachdem er 25 Jahre gereiset war, und manchen für seine Grundsätze eingenommen hatte, räumte ihm einer seiner Schüler, ein Rasbuttenfürst an dem östlichen Ufer des Navi, 16 Meilen nordwärts von Lahor, einen einsamen Ort ein, wo er, den Weltgeschäften ganz entsagend, und von seiner Familie getrennt, durch die vielen Fremden, die seine Weisheit herbeilockte, bald zu einem ausgebreiteten Ruhme gelangte. Als er daher (um 1539) gestorben war, diente noch sein Grab frommen Wallfahrten zum Ziele.

Manek ernannte, auf seinem Todtbette, seinen Lieblingschüler Rhina, den er Argud nannte, zum Guruh oder Haupte seiner Secte. Dieser sammelte die Lehren seines Vorgängers in ein Buch. Nach den Vorschriften desselben sollten die Seiken gegen andre Glaubensgenossen sich duldsam beweisen, sollten sie öffentliche Liebesmahle halten, sollten sie Schweinefleisch essen, um sich von den Muschamedanern zu unterscheiden, sollten sie die hinterlassenen Wittwen nicht verbrennen, sollten sie sämmtlich blaue, oder blaugestreifte und blaugewürfelte Kleider tragen, weil die blaue Farbe den Brahminen verbotnen ist! Argud, der in andächtiger Einsamkeit lebte, starb aber schon nach einigen Jahren (1542). Unter seinen Nachfolgern ist Gobind merkwürdig, der, stolz und unruhig, die bisher friedlich lebenden Seiken in einen Räuberschwarm umschuf. Er suchte die Unruhen nach Aurungzebe's Tode zu benutzen; er focht jedoch gegen die kaiserlichen Truppen so unglücklich, daß er sich, als indischer Bettelmönch verkleidet, über die nordlichen Gebirge schleichen mußte. Seine Seiken zerstreuten sich nun, und

und hielten sich in ihren gebirgigen und waldigen Schlupfwinkeln ganz ruhig.

Der Kaiser Schah Allum I, unter welchem die Seiken so gedemüthigt wurden, hinterließ, als er bald hernach (1712) starb, vier Söhne, die sich um den Thron stritten. Endlich behauptete sich der älteste unter ihnen, ein schwacher, unthätiger, wollüstiger Prinz, weil der Oberfeldherr Zulfekar es seinem Vortheile gemäß fand, ihn auf den Thron zu setzen. Er nannte sich den Schah Jehander. Zulfekar, sein Vessir, der eigentliche Regent, benutzte seine Macht zur Befriedigung seines unersättlichen Eigennuzes, zur Aufhäufung erstaunlicher Reichthümer. In dessen vergnügte sich Jehander in dem Umgange mit seiner geliebten Lal Koor, und deren Freunden und Freundinnen, die zur Classe des niedrigsten Volkes gehörten. Lal Koor selbst war vorher eine Balladere gewesen. Ihr kaiserlicher Verehrer wies ihr eine jährliche Einnahme von 20 Millionen Rupien an. Der Aufwand, den ihre Kleidung und ihre Juwelen erforderten, war hier noch nicht einmahl gerechnet. Ihre Freundin Zohera, die

die ehemals auf dem Markte zu Delhi grüne Waare verkaufte, besaß jetzt einen hohen Rang, und ansehnliche Güter. Jehander fand ein besondres Vergnügen daran, in der Gesellschaft der Lal Koor und der Zohera, in der Hauptstadt herumzufahren, und bald Juwelen, Bijouterien, herrliche Stoffe, bald Obst, Gemüse und Mäschereyen, einzukaufen. Zuweilen kehrten sie auch wohl in einer Branntweinschenke ein, wo sie sich bis zur Betäubung der Sinnen berauschten.

Unter einer so schwachen Regierung war die Auflösung des Reichs unvermeidlich. Verschiedene Statthalter verwandelten sich in unabhängige Herren. Es trat ein Gegenkaiser, Namens Forokhschere, auf. Jehander verlor (1713 Jan.) mit einer Schlacht seine Freyheit. Er und sein Bestir Zulfeckar wurden hingerichtet. Gegen seine Anhänger, und die Prinzen des kaiserlichen Hauses, wurde auch sehr grausam verfahren.

Forokhschere war bey seinem Bestreben, sich auf den Thron von Delhi zu schwingen, von den Brüdern Syeds, die von des Propheten Muhameds Tochter Fattima herstamm-

ten

ten, kräftig unterstützt worden. Dafür eigneten sich diese aber auch einen großen Einfluß auf die Staatsverwaltung zu. Man wünschte den einen derselben, Hussain, vom Hofe zu entfernen, und ernannte ihn daher zum Subah von Dekan. Von diesem Lande gehörte aber damals nur der östliche, bis an den Cavery sich ausbreitende Theil zum hindostanischen Kaiserthume. Jenseits des Cavery gab es viele dem Kaiser tributbare Najahs, die sich von Tanjore, Marwar, Mysore, Sunda und Canara nannten; es gab Natren in Malabar, und den westlichen Ghauts. Subah von Dekan war damals der Nizam al Mulk, der von einer angesehenen mongolischen Familie aus Samarkand abstammte. Sein Vater war schon kaiserlicher Statthalter in Guzeratte gewesen. Der Sohn hatte 30 Jahre lang einen unabhängigen Regenten von Dekan vorgestellt, als ihn Forokhschere zum Subah ernannte. Jetzt (1714) befahl er ihm, dem Hussain Syed seine Würde abzutreten, und er mußte der Gewalt desselben weichen. Nach sechs Jahren (1720) gelang es ihm aber, sich wieder in den Besitz von Dekan zu setzen.

Das

Damals (1716) war es auch, als Forrothschere der englischen ostindischen Handelsgesellschaft, die seit länger als hundert Jahren die kostbaren Länderezeugnisse Ostindiens abholte, verschiedene Freyheiten ertheilte. Sie wünschte von den hohen Böllen, und andern Erpressungen, denen sie, früherer Vergünstigungen ungeachtet, in Suratte und andern Häfen, unterworfen war, befreyt zu seyn. Vergebens suchte sie dies durch einige nach Delhi abgeschickte Abgeordnete zu erhalten. Die bengalischen Statthalter arbeiteten ihr zu sehr entgegen. Endlich wurde Forrothschere so gefährlich krank, daß ihn seine Aerzte für verlohren hielten. Unter den bengalischen Abgeordneten befand sich jedoch der Arzt Hamilton. Dieser stellte den Kaiser wieder her. Die englische Handelsgesellschaft erhielt jetzt nicht nur die Freyheiten, die sie wünschte; sie erhielt auch das Münzrecht, und die Befugniß, im ganzen Reiche Factoreyen anzulegen, von welchen jede wenigstens 15 Morgen Landes haben sollte.

Der Kaiser Forrothschere war zwar durch einen englischen Arzt dem Tode entrisen worden;

den; aber dieser konnte ihn nicht von der Allgewalt der Brüder Syed retten. Auch der Subah von Dekan konnte dies nicht. Forrothschere wurde zwey Monathe lang in ein dunkles Zimmer eingeschlossen, und, vermittelt eines heißen Eisens, eines Theiles seines Gesichtes beraubt. Er wurde endlich (1719 Febr.) gar ermordet.

Die Syeds erhoben, an seine Stelle, einen andern Prinzen von der eingesperreten Nachkommenschaft des Aurungzebe auf den Thron. Dieser starb schon nach vier Monaten. Sein jüngerer Bruder, den nun die Reihe traf, überlebte ihn nicht lange (bis 1719 Jun.). Nun bekam ein dritter Bruder, Mahomet Schah, den Kaisertitel. Die mächtigen Brüder Syed opferten sich aber selbst ihrem Ehrgeitze auf. Sie waren nicht einig. Ihre Gegenparthey bekam dadurch Gelegenheit, ihre große Gewalt zu vernichten. Hussein, der gegen den Nizam al Mulk auszuziehen wollte, wurde, als er sich vom Kaiser eben beurlaubt hatte, ermordet. Sein Bruder, der Bessir Abdollah, sollte seine hohe Würde gleichfalls verlieren. Aber im

Des

Besitze von vielen Reichthümern, und großer Macht, glaubte er, der Gegenparthey Trost biethen zu können. Er erhob daher einen andern Prinzen, der Ibrahim hieß, auf den Thron; auch setzte er viele Staatsbeamten des ermordeten Sorokhschere wieder in ihre Aemter ein, um seine Parthey zu vermehren. Ausser sechs Millionen Thaler, die er von seinem Vermögen aufwendete, brauchte er auch noch den kostbaren goldnen Thron des Kaisers Jehan, um sich Soldaten zu verschaffen. Der hohe Sold, den er versprach, lockte so viele Leute herbey, daß er bald auf 80,000 Ketter zählte; aber diese Leute bestanden großen Theils aus Abentheuern, die seine Fahnen bald wieder verließen. Als es daher (1721 Nov.) zur Schlacht kam, ward Abdollah, nebst seinem Kaiser Ibrahim, geschlagen und gefangen. Ibrahim mußte wieder an den Ort, wo er vorher eingeschlossen gewesen war, und Abdollah bekam seine Freyheit nie wieder. Der Mizam, der sich bey dieser Gelegenheit um den Kaiser Mahomet sehr verdient gemacht hatte, ward von demselben zum Wessir erhoben; als aber Mahomet dem Rathe des

selben

selben zu wenig folgte, verließ der Mizam den Hof, und begab sich in die ihm übergebenen Provinzen Dekan und Malwa, die er bis an seinen Tod (1748) als einen unabhängigen Staat beherrschte. Vergebens reizte (1730) Mahomet, der seine Unterwürfigkeit nicht erzwingen konnte, die Maratten zum Angriffe der Provinz Malwa.

Die Maratten hatten damals an dem Sahu, der schon unter Aurungzebe vorgekommen ist, ein gemeinschaftliches Oberhaupt dem es noch so ziemlich glückte, die lockern Bande zwischen den durch ihre nördlichen Eroberungen mächtiger gewordenen Marattenfürsten zusammen zu halten. Sie mußten ihm gegen Dienstlehn, die er ihnen einräumte, andre Bezirke in den neuen Eroberungen überlassen. Während aber, daß diese ihr Gebieth nach allen Seiten erweiterten, führte Sahu zu Setterah, 25 Meilen westwärts von Punah, ein friedliches, ruhiges Leben, übertrug er, als er zu altern anfieng, die Regierungsgeschäfte seinem ersten Staatsbeamten, dem Peischwa. Dieser erlangte dadurch eine so große Gewalt, daß er, da

Sahu

Sahu keine Erbthe hatte, sich sogar das Recht annahm, den Maha Rajah oder Großfürsten der Maratten zu ernennen, daß er ihn endlich in Setterah einsperrete. Seit Sahu's Tode (J. 1721) stellte daher der Peischwa das eigentliche oder sichtbare Oberhaupt der Maratten vor. Der erste, Baktaji Bissonat, stammte von einer Brahminenfamilie her. Sein Nachfolger Wajiraw half (1732) dem Nizam, die Provinz Malwa wieder erobern. Die kühnen Maratten, drangen bis Agra, und (1735) bis Delhi vor, wo sie die Vorkstädte abbrennten. Zwar schlug sie der Nabob von Auhd zurück; sie blieben aber doch noch mächtig genug, um einen jährlichen Zins von den kaiserlichen Einkünften zu erzwingen.

Ueber den hindostanischen Staat, dessen Macht schon sehr geschwächt war, fiel nun der persische Schah Nadir her. Zuerst rückte derselbe (1737) gegen den König von Kandahar an, der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts (1650) die Oberherrschaft des Kaisers von Hindostan anerkannte. Der König Joseph verlor, bey der Annäherung des ungeheuren persischen Heeres, den Muth so sehr,

sehr, daß er, die Vertheidigung der Hauptstadt seinem Sohne überlassend, nach Delhi eilte, um den Kaiser Mahomet um seinen Schutz zu bitten. Doch Mahomet's damaliger Günstling Khandoran widerrieth es seinem Monarchen, dem Könige von Kandahar Beystand zu leisten. Man versäumte es sogar die Wege zu besetzen, die durch das Gebirge zwischen Kandahar und Hindostan führen. Kandahar mußte sich indessen (1738) an den Schah Nadir ergeben. Viele Afghanen flüchteten zu ihren Landsleuten nach Kabul. Diese wollte Schah Nadir ausgeliefert haben. Zugleich forderte er eine alte Schuld von 10 Millionen Rupien. Während der Unterhandlungen drang Schah Nadir mit 125,000 Kelttern, die sein gewöhnliches Heer ausmachten, durch die unbesetzten Pässe nach Kabul. Die Hauptstadt widerstand ihm nicht lange, und die Afghanen wurden ausgerottet. Vielleicht hätten die vielen Flüsse in Panschab, und die vereinigte Macht von Hindostan, den Schah Nadir zum Rückzuge bestimmen können. Aber man schien am Hofe zu Delhi recht eigentlich die Absicht zu haben, den fürchtbaren Feind herbey zu locken. Man

Man ließ seinen Gesandten in der Provinz Delhi ermorden. Schah Nadir rückte hierauf weiter. Er drang bis Lahor in Panjschab vor. Zu Anfang des folgenden Jahres (1739) war er nur noch vier Tagemärsche von Delhi entfernt.

Mahomet und seine Minister, die es anfangs für ganz unwahrscheinlich hielten, daß Schah Nadir einen Einfall in das hindostanische Reich wagen würde, brachten auch noch die Zeit, die sie zu ernstlichen Gegenanstalten nöthig hatten, mit Unentschlossenheit zu. Indessen war die Macht, die sie dem Schah Nadir, an dem Kanal von Delhi entgegenstellten, doch groß genug. Zu 200,000 Mann und 5000 Kanonen, die Mahomet, Khandoran, und der Nizam von Dekan, versammelt hatten, stieß der Nabob von Auhd mit 50,000 Mann. Dennoch war (1739 Febr.) der persische Sieg schon nach einer halben Stunde entschieden; Khandoran war schwer verwundet, und der Nabob von Auhd gefangen. Indessen befand sich Mahomet, mit dem größten Theil seines Heeres, in einem wohlverschanzten Lager, welches

welches Schah Nadir nicht anzugreifen wagte. Er ließ sich vielmehr auf Friedensunterhandlungen ein, die der Nizam anspann. Aber auf eben diesen Nizam, den Mahomet zu seinem Emir als Omrah ernannt hatte, war der Nabob von Auhd so eifersüchtig, daß er den Kaiser zur Abbrechung der Unterhandlungen bestimmte. Doch der Schah Nadir, in dessen Lager sich der Kaiser schon befand, ließ ihn und den Nizam in Verhaft nehmen, und befahl der kaiserlichen Armee, auseinander zu gehen. Artillerie, Kriegscasse, und andre Kostbarkeiten, wurden in das persische Lager gebracht.

Der Schah Nadir zog hierauf (9. März) in Delhi ein, und wählte den kaiserlichen Pallast zu seiner Wohnung. Der Kaiser Mahomet wurde stark bewacht. Aber noch am Abend dieses Tages erregten die Bewohner von Delhi einen Aufstand. Viele Perser wurden niedergehauen, und man schloß nach dem Schah Nadir selbst. Dieser ließ hierauf in jeder Straße, wo man einen erschlagenen Perser fand, alles tödten. Die Menge der Leichen war so groß, daß sie am

Forts

Fortschreiten hinderte. Die Stadt wurde rein ausgeplündert. Einen ansehnlichen Theil derselben verzehrte ein zu gleicher Zeit ausbrechendes Feuer. Schon waren auf 120,000 Menschen getödtet, als der Nizam und andre Großen durch ihre Bitten es endlich dahin brachten, daß der unbarmherzige Schah Nadir dem Norden Einhalt zu thun befohl. Fünfzig tausend Weiber, welche die Perser in ihr Lager geschleppt hatten, wurden wieder in Freyheit gesetzt.

Der Nizam und die Großen, welche so vielen Menschen das Leben retteten, mußten durch ihre Schätze die Habsucht des Schah Nadir befriedigen. Dem Nizam wurden allein 9 Millionen Thaler aufgelegt. Manche wurden durch Schläge zur Angabe ihrer Schätze angehalten. Der Nabob von Auhd starb, kurz nach der Einnahme von Delhi, an einem Krebschaden. Nadir schickte hierzu auf eine Truppenabtheilung nach dessen Residenzstadt Lucknow, wo sie 8 Millionen Rupien erbeutete. Im kaiserlichen Pallaste zu Delhi fand man 21 Millionen Thaler an baarem Gelde, 9 Millionen an Silbergeschirr,

schirr, und 90 Millionen an Edelsteinen. Unter andern Kostbarkeiten, Hausgeräthen und Waffen, deren Werth sich auf 66 Millionen belief, zeichnete sich vornehmlich der sogenannte Pfäuenthron, den man allein für sechs Millionen schätzte, aus. Der kaiserliche Marstall enthielt 1000 Elephanten, 7000 Pferde, und 10,000 Kameele. Man berechnete die ganze Beute im kaiserlichen Pallaste zu 200 Millionen Thaler, und ungefähr zweymahl so viel betrug dasjenige, was man sonst wegnahm und erpreßte. Also zusammen die ungeheure Summe von 600 Millionen Thaler! Etwas ähnliches kömmt in der ganzen Weltgeschichte nicht wieder vor! Die armen Einwohner von Delhi, die alles das Ihrige verlohren, wurden noch durch eine tödtliche Seuche gewaltig vermindert.

Schah Nadir konnte nicht darauf rechnen, das hindostanische Reich ruhig zu besitzen; er begnügte sich daher mit einem Theile desselben, der ihm am nächsten lag. Zu diesem gehörten nicht allein die auf der rechten oder westlichen Seite des Indus liegenden Provinzen; Nadir rechnete zu demselben auch Galletti Weltg. 16r Th. B. Cabul,

Cabul, und andre auf der linken oder östlichen Seite sich ausbreitende Länder, die, theils als gebirgige Gegenden, theils als unfruchtbare Steppen, von rohen Afsagianen, und andern nomadischen Stämmen, bewohnt wurden. Nadirs Sohn bekam auch eine kaiserliche Prinzessin zur Gemahlin. Nadir führte hierauf den Mahomet, den er seines Verhaftes entließ, selbst zum Thron, setzte ihm die Kaiserkrone auf, und beschenkte ihn mit vielen Kostbarkeiten, die vorher dessen Eigenthum gewesen waren. Auch ließ er ihm bey seinem Abzuge (im April) noch manchen guten Rath zurück, der in der That sehr theuer erkaufte war.

Nadir zog längs dem südlichen Gebirge von Caschemit fort. Seine Schiffsbrücke über den Jenaub fand er zerstört. Er mußte daher auf Rähnen und Fahren übersetzen. Vorher mußte ihm jeder von seinen Officieren und Soldaten die zu Delikt erbeuteten oder geraubten Edelsteine ausliefern. Bey Atok, wo Nadir über den Indus setzte, war er, wegen der Nachstellungen der Afsagianen, in großer Gefahr. Zu Cabul erwartete er den

Subah

Subah von Zatta oder Scind, am Ausflusse des Indus, der ihm huldigen, und seine Schätze ausliefern sollte. Doch diesem machte die große Entfernung, machten die Bergpässe, die Sandwüsten, die angeschwollenen Flüsse, die ihn von dem Nadir trennten, Muth genug, sich nicht zu stellen. Allein Nadir ließ sich durch keine Schwierigkeiten abhalten, die Erfüllung seines Verlangens zu erzwingen. Er verlohr zwar auf diesem schrecklichen Marsche viele von seinen besten Truppen; er mußte manche Deute zurücklassen; er kam endlich aber doch bis nach Amecot, einer starken Festung in einer wasserarmen Sandwüste. Der Subah erboth sich nun zu Unterhandlungen, deren Bedingungen der vor Hunger und Durst bald umkommende Nadir gern bewilligte. Der Subah lieferte seine Schätze aus, und trat zwey Drittel von seinem Gebieth ab.

Zwey und dreszigstes Kapitel.

Iwan III Kaiser von Rußland. Biron, der für ihn regiert, wird bald gestürzt. Die Reichsverweserin Anna, und ihr Sohn, werden von der Prinzessin Elisabeth verdrängt. Krieg zwischen Rußland und Schweden, den die Aristokraten-Regierung des letztern Reiches veranlaßt. Friede zu Abo. Adolf Friedrich, Herzog von Holstein wird König von Schweden.

So groß Schah Nadirs Macht in Asien sich zeigte, so wenig vergaß es der kühne Eroberer, dem russischen Staate, mit welchem ihn das persische Meer verband, seine Aufmerksamkeit zu widmen. Er schickte (1741) nicht lange nach seinem Rückzuge aus Ostindien, eine feyerliche Gesandtschaft von 1200
bis

bis 1500 Personen, mit 10 Elephanten, nach dem so viele hundert Meilen entfernten Petersburg, die sich um die Freundschaft des dasigen Hofes bewerben, die, wie man sagt, um die Prinzessin Elisabeth, Peters des Großen Tochter, anhalten sollte.

Iwan III, ein Kind, saß damahls auf dem russischen Kaiserthron *). Die Kaiserin Anna befürchtete, seine Mutter, die Prinzessin Anna, möchte ihren Vater, den unruhigen Herzog Karl Leopold von Mecklenburg, an der Regierung Theil nehmen lassen, oder der Gemahl derselben, der Herzog Anton Ulrich möchte sich einer Staatsverwaltung unterziehen, zu welcher es ihm eben sowohl an Fähigkeiten, als an Kenntnissen, fehlte. Ohne Zweifel war es Biron, der sie auf diese Bedenklichkeiten hauptsächlich aufmerksam machte. Münnich, der es voraus sah, daß Biron den vorzüglichsten Antheil an der vormundtschaftlichen Regierung sich anmaßen würde, kam dessen Wünschen mit politischer Schlaueit entgegen, um sein eignes Glück dadurch noch mehr zu befestigen. Er und
seine

*) Theil XV, S. 358.

seine Familie bathen den mächtigen Viron auf den Knien liegend, ihnen die Uebernahme der künftigen Staatsverwaltung zu versprechen. Männich, der Cabinetsminister Desstuschow, und der Fürst Trubekoj, überreichten auch der Kaiserin Anna eine Bittschrift, die sich auf diesen Gegenstand bezog. So wurde Viron einstweiliger Beherrscher Russlands. Die Mutter des jungen Kaisers, die Prinzessin Anna, ließ sich durch die Auforderungen ihrer Freunde zu wenig bewegen, den ehrgeizigen Absichten Virons entgegen zu arbeiten. Aber die Erziehung des jungen Kaisers wollten sie und ihr Gemahl, der Herzog Anton Ulrich, durchaus nicht abgeben. Sie bezogen mit demselben den Winterpallast, während daß der Regent Viron seinen Wohnsitz im Sommerpallast aufschlug.

Viron, der schon lange für viele russische Große einen Gegenstand des Neides abgeben hatte, befand sich jetzt auf einer Höhe, die vielen unmöglich gleichgültig seyn konnte. Es kränkte die russischen Großen gar zu sehr, von einem stolzen Ausländer sich beherrscht zu sehen. Einige Officiere waren unvorsichtig

genug, auf den Kaffeehäusern solche Reden zu äussern, die von ihren ungünstigen Gesinnungen gegen den Herzog, Regenten einen überzeugenden Beweis abgaben. Fast täglich wurden die Urheber solcher Aeusserungen verhaftet und streng behandelt. Einer der vornehmsten unter diesen Mißvergnügten war der Senator Michael Gholowkin, der, seiner Gemahlin wegen, zu den nächsten Verwandten des kaiserlichen Hauses gehörte, der, weil er zu der Zeit der Kaiserin Anna, sich einige freye Aeusserungen über den Herzog von Kurland erlaubt hatte, von seinem ehemahligen Ansehn am Hofe tief herabgesunken war. Dieser entwarf den Plan, den Herzog, Regenten zu stürzen. Er wollte dieses durch eine Revolution bewirken, die der vom Jahre 1730 ähnlich seyn sollte. Der Cabinetsminister, Fürst Escherkaskoj, sollte die Sache zur Ausführung bringen. Aber dieser phlegmatische und furchtsame Mann, dessen Wahl dem Scharfsinne Gholowkins wenig Ehre macht, entdeckte dem Herzog, Regenten die ganze Verschwörung, an welcher gegen 300 Personen Theil hatten. Diese wurden nun alle verhaftet. Unter ihnen befand sich der
rusi

russische Secretär des Herzogs Anton Ulrich. Dieser verrieth nun einen Anschlag seines Herrn, durch Hülfe der semenowischen Garde, die er commandirte, den Herzog; Regenten zu stürzen.

Der Regent versammelte hierauf die vornehmsten Großen. Er that dieß um so mehr mit dem Gefühle der Sicherheit, jemehr er sich auf die smaelowische Fußgarde, und auf die Garde zu Pferde, die seinen Bruder und seinen Sohn zu Befehlshabern hatten, verlassen durfte. Der Herzog Anton Ulrich erschien. Viron machte ihm die bittersten Vorwürfe, und einigte von der Versammlung ausserten ihren Unwillen über dessen Benehmen so deutlich, daß ihm der Aerger Thränen auspreßte. Er bath die Versammlung um Vergebung, und er versicherte zugleich feyerlich, daß er sich in Zukunft keinen Schritt erlauben würde, der dem Herzog; Regenten zum Nachtheil gereichen könnte. Dennoch mußte er, auf Verlangen desselben, die Stelle eines Generallieutenants bey der Armee, und eines Oberstlieutenants von der Garde, niederlegen; auch durfte er sogar einige Tage

hins

hindurch seine Wohnung nicht verlassen. Man vermuthete mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß Anton Ulrich und seine Gemahlin nächstens würden das Land räumen müssen, daß man sie vielleicht gar nach Sibirien schicken würde. Doch Viron selbst hatte seine Rolle bald ausgespielt.

Männich, der sich für Viron's vormundschaftliche Regierung so lebhaft verwendet hatte, wurde nicht so belohnt, wie er es erwartete. Es verdroß ihn, daß man ihm die Stelle des obersten Befehlshabers über die ganze russische Kriegsmacht entzog. Viron hatte auch noch die Unbesonnenheit, ihm unangenehme Aufträge an die Prinzessin und ihren Gemahl zu geben. Diese boten ihm eine Gelegenheit dar, mit dem Herzog und der Herzogin über das ungerechte Verfahren des Regenten zu sprechen. Ein Herr von O . . . bestimmte nun den Herzog Anton Ulrich, seine Gemahlin zu bereden, daß sie den Feldmarschall Männich bitten möchte, sich ihrer Familie gegen Viron anzunehmen. Während, von Thränen begleitete Vorstellungen der Prinzessin reiften in Männich's Seele

Seele den Entschluß, Vitrons Sturz zu beschleunigen. So sehr sich Münnich, um seinen geheimen Plan zu verbergen, als einen treuen Anhänger des Regenten anstellte, so wenig traute ihm doch derselbe. Unvermuthet legte er ihm, eine ungewöhnliche Ungestlichkeit verrathend, die verfängliche Frage vor, ob er sich nicht erinnere, während seiner Feldzüge einst in der Nacht etwas wichtiges ausgeführt zu haben? Münnich, der sich etwas in Verlegenheit fühlte, antwortete, daß ihm zwar nichts von dieser Art im Gedächtniß schwebte, daß es aber sein Grundsatz sey, sich jeder günstigen Gelegenheit zu bedienen.

Münnich schloß aus manchen Umständen, daß ihn der Regent bald würde in Verhaft nehmen lassen. Er mußte ihm also zuvor kommen. Noch hatte die preobraschinskische Garde, deren Oberstlieutenant er war, die Wache, und er durfte ihre Ablösung nicht abwarten. Münnich begab sich daher um zwey Uhr des Nachts (1740 am 7. Nov.) begleitet von seinen General-Adjutanten von Mannstein, nach dem Winterpallaste, der Wohnung der Prinzessin Anna. Eine ab-

sicht

stillch offen gelassene Hinterthür führte ihn in das Zimmer derselben. Sie weiterte sich anfangs, ihm zu folgen. Als sie aber ihr Schlafzimmer verlassen hatte, ließ Münnich die Officiere von der Wache herbeikommen. Die Prinzessin schilderte ihnen mit wenig Worten die Drangsalen, die ihr der Regent zugesügt hätte, und die Nothwendigkeit, denselben in Verhaft nehmen zu lassen. Die Officiere erklärten sich bereitwillig. Ein Officier und 40 Gemeine blieben im Pallaste zurück; die übrigen Officiere und Gemeine, 80 Mann, folgten dem Feldmarschall und dem Herrn von Mannstein nach dem Sommerpallast, der Wohnung des Regenten. Sie blieben in einer Entfernung von einigen hundert Schritten stehen. Mit 20 Mann gieng Mannstein allein in den Pallast. Die daselbst befindliche Wache leistete keinen Widerstand. So kam Mannstein ungehindert bis in das Schlafzimmer des Regenten. Dieser schrie, als man sich seiner bemächtigen wollte, aus allen Kräften; auch suchte er sich loszureißen; er konnte jedoch der Gewalt nicht lange widerstehen. Man brachte ihn, bloß mit dem Hemde bedeckt, in die Wachstube,

stube, wo man ihm einen Soldatenmantel umhieng. Man setzte ihn hierauf in den Wagen des Feldmarschalls, und fuhr mit ihm in den Winterpallast. Seine Gemahlin lief ihm ganz im Nachtleide auf die Straße nach. Ein Gardist fragte, sie auf die Arme nehmend, den Oberstlieutenant von Mannstein: was er mit ihr machen sollte? Er befahl ihm, sie in ihr Zimmer zurückzubringen. Der unbarmherzige Soldat warf sie in den Schnee; der Hauptmann von der Wache ließ jedoch endlich Kleider herbeholen, und sie auf ihr Zimmer bringen. Gustav Viron, die übrige Familie, und Viron's Freund Bestuschew, wurden nun auch verhaftet. Man brachte sie zusammen, erst auf die Festung Schlüsselburg. Die gutmüthige Anna, die ihre Fortschaffung aus dem Fenster zusah, weinte. Man fand den Herzog Viron nicht so strafbar, als man ihn zu finden wünschte. Er mußte aber dennoch (1741 Jan.) nach Sibirien wandern. Hier wies man ihm Petim, ein kleines Städtchen in dem turinischen Kreis der tobolskischen Statthaltertschaft, zu seinem Aufenthalte an. Von hier wurde er (1742 Febr.) nach Jaroslaw, der Hauptstadt

der

der Statthaltertschaft ihres Namens versetzt, wo er 20 Jahre lang, mit einem ansehnlichen Gehalt, und manchen Freyheiten, durchlebte.

Die Prinzessin Anna und ihr Gemahl hatten indessen die Regierung von Rußland übernommen, aber auch wieder verlohren. Der Feldmarschall Münnich ließ bey dem Anbruche des folgenden Morgens (20. Nov.) alle Regimente der petersburger Garnison vor dem Winterpallaste aufmarschieren. Anna erschien, und erklärte sich zur Großfürstin von Rußland und zur Reichsverweserin. Nicht ohne Verstand, aber durch ihre eigensinnige Laune, und durch ihre zu leidenschaftliche Neigung für die unwürdige Juliane von Mengden, ihre Hofdame, einer festen, würdevollen Staatsverwaltung unfähig, war sie zum Glück in der Wahl der ersten Staatsdiener eingeschränkt. Münnich und Ostermann mußten, als die Urheber der für sie so wichtigen Revolution, nach dem Herzoge Anton Ulrich, die ersten Rollen spielen. Anna theilte jedoch diese Rollen nicht recht aus. Ihren Gemahl ernannte sie zum Generallieutenant; Münnich sollte den Premier, Minister

vor:

vorstellen, und Ostermann die Aufsicht über die Seemacht führen. Ostermann war jedoch derjenige, dessen Rath Anton Ulrich am meisten ehrte, und der darüber mißvergnügte Männich konnte selbst in militärischen Angelegenheiten nicht immer durchdringen. Als er der Armee den Befehl der Reichsverweserin, ihrem Gemahl als ihrem Obergeneral zu gehorchen, bekannt machte, hatte er die Dreistigkeit hinzuzusetzen, daß diese Würde zwar ihm eigentlich gebühre, daß er aber, aus Achtung für den Herzog, sie demselben überlassen habe. Diese stolze Sprache beleidigte nicht nur den Gemahl der Reichsverweserin, sondern auch sie selbst. Jenen kränkte es aber auch, daß ihn Männich gewissermaßen noch immer als seinen Untergebenen behandelte, daß er ihn kaum an den wichtigsten Geschäften Theil nehmen ließ. Kaum wagte es Anna, die auswärtigen Angelegenheiten, die Männich bisher als Premier-Minister geleitet hatte, dem Ostermann und dem Ghoslowkin zu übertragen. Sie hätte ihm gern den Abschied gegeben, aber die Furcht vor der Armee, und vornehmlich vor der Garde, bey welcher Männich in großem Ansehn stand, hielt

sie von der Ausführung ihres Wunsches noch zurück. Auch nahm sich das Fräulein von Mengden, die Schwester von der Gemahlin des jungen Männichs, des Feldmarschalls an. Anna schmeichelte sich, während daß sie ihm seine Würde noch ferner ließ, mit der Hoffnung, daß der sechzigjährige Mann nicht lange mehr leben würde.

Rußland konnte bey dem Kriege, der zwischen der Königin Marie Theresie, der Erbprinzeßin Kaiser Karls VI, und zwischen Frankreich und Bayern, und Friedrich II von Preussen auf der andern Seite, ausbrach, unmöglich gleichgültig bleiben. Männichs Ansehn war jedoch Ursache, daß Rußland nicht als Bundesgenosse der Marie Theresie gegen den König Friedrich auftrat. Der dankbare Friedrich beschenkte Männichs Sohn mit einem bironischen Gute. Er schickte den Major von Winterfeld, der mit einer Stieftochter Männichs verheyrathet war, als seinen Gesandten nach Petersburg. Rußland schloß (1740 Dec.) mit Preussen sogar einen Angriffsbund. Rußland versprach dem Könige 12,000 Mann Hülfsstruppen. Allein der österreichische Gesandte,

sandte, der Marquis von Votta, der gleich darauf wieder nach Petersburg zurückkehrte, brachte es bey dem Herzoge Anton Ulrich, seinem Freunde, der ihm sein volles Vertrauen schenkte, bald dahin, daß sich derselbe für Marie Theresie bestimmte. Anton Ulrich, Votta und Ostermann drangen nun auf eine Verbindung mit Oestreich, und eine Kriegserklärung gegen Preussen; aber Münnich verhinderte sie, durch das Fräulein von Mengden unterstützt.

Das Fräulein von Mengden war die Verlobte des Grafen Moritz Karl zu Lynar, der ehemals den Verehrer der sechzehnjährigen Prinzessin Anna so feurig abgegeben hatte, daß die Oberhofmeisterin, Frau von Uderlaff, die dieses Liebesverständnis beförderte, ihren Abschied erhielt. Lynar wurde jedoch noch jetzt von der Prinzessin geliebt, und er brachte es daher, als Gesandter des Königs August III von Polen, dahin, daß sich die Reichsverweserin endlich gleichfalls für eine Verbindung mit der Marie Theresie erklärte. Münnich sah dadurch sein Ansehen so sehr gesänkt, daß er (1741 März) um seine Ent-

lassung

lassung bath. Die Prinzessin Anna bewilligte sie ihm sehr gern, und nur die Fürsprache der Mengden rettete ihn vielleicht von der Verbannung, der er aber doch nicht entging.

Fleury, der alleswirkende Minister Frankreichs, fand Rußlands Verbindung mit Oestreich dem Interesse seines Hofes so nachtheilig, daß er alles aufboth, um Rußland von der Theilnahme an dem Kriege im westlichen Europa abzuhalten. Entweder mußte das System des Hofes zu Petersburg, oder er selbst geändert werden. Jenes wurde durch Ostermann und Votta zu sehr aufrecht erhalten; also mußte, wenn man seine Absicht erreichen wollte, eine Veränderung in Ansehung des Throns durchgesetzt werden. Eine solche Veränderung schien aber großen Schwierigkeiten unterworfen. So wenig die Prinzessin Anna, vor dem Antritte ihrer Regentschaft, der Nation bekannt gewesen war, so wenig ihr Viron Gelegenheit verschafft hatte, sich Liebe und Vertrauen zu erwerben, so wenig sie in ihren Entschliessungen Festigkeit zeigte, so sehr auch das Benehmen gegen ihren Gemahl, den sie mit verachtungsvollem

Kaltsinne behandelte, getadelt wurde, so all-
gemein fühlte man doch den milden Charak-
ter ihrer Regierung. Es war für sie eine
innige Freude, ihre Unterthanen glücklich
zu machen; dagegen verabscheute sie jede Ver-
anlassung, Strenge auszuüben. Doch ihre
milde Regierung war mehr eine Wirkung
Ihrer gutmüthigen, leichtsinnigen Denkart,
als eine Folge richtiger Grundsätze, und sie
folgte, auf die Rathschläge einsichtsvoller und
patriotischer Männer nicht achtend, bloß ihrer
in den Staatsgeschäften gar nicht eingeweihten
Hofdame Mengden. Bloß von dieser,
und ihren übrigen Vertrauten und Verwand-
ten umgeben, brachte sie ganze Tage, im ein-
fachen Negligee, in ihrem Zimmer hin. Sel-
ten geschah es, daß die fremden Minister
an ihrem Spiele Theil nehmen durften. Die
wichtigsten Staatsfachen blieben indessen un-
erörtert.

Der Gemahl der Reichsverweserin, der
Herzog Anton Ulrich, machte ihr, unstreitig
von Ostermann angetrieben, wegen des gro-
ßen Einflusses, den sie der Mengden gestat-
tete, ernstliche Vorstellungen. Diese bewirk-
ten

ten jedoch bloß Vorwürfe und Kaltstimm, den
die Mengden gestiftentlich zu verstärken suchte.
Sie bemüdete sich in dieser Absicht auch das
Liebesverständniß zwischen dem Grafen Lynar
und der Reichsverweserin zu befördern. Ihr
Plan war es sehr günstig, daß die
Hauptpersonen der Gegenparthey, Ostermann
und Scholowkin, nicht übereinstimmten. Scho-
lowkin bewies, bey aller seiner Furchtsamkeit
und Bequemlichkeitsliebe, zuweilen vielen
Muth, große Widerspenstigkeit, und bösen
Willen, dem seine Einsichten ein bedeutendes
Gewicht gaben. Es verdroß ihn, daß Oster-
mann derjenige war, dessen Rath auf Anton
Ulrichs Entschließung den stärksten Einfluß
hatte. Um so entschlossener neigte er sich auf
die Seite der Reichsverweserin. Dies hatte
die Folge, daß manchmal die wichtigsten Sa-
chen durch ihn durchgesetzt wurden.

Aber Officiere und Soldaten waren über
die Abdankung des um das russische Kriegs-
wesen so hoch verdienten Münnichs unzufrie-
den. Die inländischen Großen beneideten
den Vorzug, den die Fremden genossen. Auf
diese Verhältnisse baute der französische Ges-
andte,

sandte, der Marquis de la Chetardie, den Plan zu einer Thronveränderung. Peters I einzige noch lebende Tochter Elisabeth schien die Person, die sich für diesen Plan am schicklichsten paßte. Mit kaum gewöhnlichem Verstande, dabey furchtsam, und sich schon begnügend, wenn sie nur einigermaßen ihrem Stande gemäß leben, wenn sie nur ihren Lieblingsneigungen nachhängen konnte, stand sie auch anfangs mit der Reichsverweserin Anna in einem ziemlich freundschaftlichen Verhältnis. Bald erzeugte sich aber zwischen den beyden Prinzessinnen, deren Interesse doch eigentlich sehr verschieden war, ein Kaltsinn, den die so viel Böses wirkende Menden abermahls verstärkte. Um die Anwesenheit der Prinzessin Elisabeth abzukürzen, ließ sie alle Uhren des Pallastes eine Stunde früher schlagen. Dieß konnte bey der Elisabeth, sobald sie es bemerkte, keine freundschaftlichen Gesinnungen erregen.

Unter den Dienern der Prinzessin Elisabeth besaß keiner ihr Vertrauen in einem größern Maasse, als ihr Wundarzt Hermann l'Estocq. Dieser (geb. 1692 zu Zelle im Lüneburg-

neburgischen) der Sohn eines geflüchteten Franzosen, sollte die Profession seines Vaters erlernen. Der ausschweifende Jüngling lief aber nicht allein dem Meister, sondern auch den Eltern, davon. Peter I, der ihn auf seiner letzten Reise nach Deutschland (1712) kennen lernte, nahm ihn als Bedienten seiner Gemahlin in Dienst. Seine Lebhaftigkeit empfahl ihn zwar; aber seine Schurkereyen waren auch Ursache, daß er (1718) nach Kasan verwiesen wurde. Von da rief ihn (1725) die Kaiserin Katharine wieder zurück. Er ernährte sich hierauf als Chirurgus und Barbierer. Sein ziemlich feines Betragen, sein Verstand, seine gute Laune, verschafften ihm bald in verschiedenen großen Häusern Zutritt. Die Prinzessin Elisabeth wählte ihn zu ihrem Leibchirurgus, und bald gelang es ihm, der Liebling einer Prinzessin zu werden, die in dem Umgange mit schönen und muntern Mannspersonen ein besondres Vergnügen empfand.

Chetardie, der, seit Votta's Rückkehr nach Petersburg, sich vom Hofe entfernte, um an der Ausführung seines Planes, in der

unbes

unbemerkten Stille des Privatmannes, desto glücklicher zu arbeiten; der sich in einige Spielgesellschaften mischte, wo er verwegene und unternehmende Menschen kennen zu lernen hoffte, der gerieth in diesen Gesellschaften auf den Abenteuerer l'Estocq. Beyde lernten einander bald trauen. Der Leibchirurgus brauchte vieles Geld, um seinem Hange zum Spiele, und zu andern Ausschweifungen, Gnüge zu leisten. Er brauchte Geld, um der Kaiserin Elisabeth unter den Grenadieren der Leibwache Freunde zu verschaffen. Chetardie ließ sich von Versailles eine Million Livres schicken, von welchen der größte Theil durch l'Estocqs Hände gieng. Schon seit 30 Jahren in Rußland, und mit der Nation, so wie mit demjenigen, was auf ihren Willen am meisten wirkte, genau bekannt, wußte er von verschiedenen, daß sie die Prinzessin Elisabeth auf dem Throne zu sehen wünschten, weil sie entweder unter derselben ihr Glück zu machen hofften, oder weil sie sich wegen zugesügter Kränkungen zu rächen wünschten. (Einer der vornehmsten unter den letztern war der abgesetzte Vestuschew). Diese warben nun Staatsbeamte oder

Offis

Officiere an, die, wenn sie auch gleich zu keinem thätigen Beystand sich verbindlich machten, sich doch nicht ungünstig erklärten. Die gemeinen Gardisten zu gewinnen, brauchte man zwey Deutsche, die Grünstein und Schwarz hießen. Letzter hatte unter der preobraschinskischen Garde als Trompeter gedient; Grünstein, ein verunglückter Kaufmann, gab noch jetzt einen Corporal ab. Die Bescheidenheit dieser beyden Leute zeigte sich, durch den ausgetheilten Branntwein unterstützt, in den Wachtstuben so unwiderstehlich, daß sie an der für ihre Absichten günstigen Stimmung der Gemüther gar nicht mehr zweifeln durften, daß sie es bald wagen konnten, ihren eigentlichen Plan näher zu entdecken.

Die Prinzessin Elisabeth, die Hauptperson bey dieser Thronveränderung fühlte sich, wegen ihrer Abneigung gegen alle Anstrengungen, nicht sehr gestimmt, an der Ausführung des für ihre Herrschaft günstigen Entwurfes Theil zu nehmen. Nur selten regte sich ihr Ehrgeiz so stark, daß er ihre Bequemlichkeitsliebe überwand. Am meisten wirkte hier eine Nachricht, die ihrem Hange zu

zu

zu einem unabhängigen freyen Lebenswandel drohete. Der Herzog Anton Ulrich hatte einen Bruder, Ludwig Ernst, der um diese Zeit von den Ständen des Herzogthums Kurland zu ihrem Regenten gewählt worden war. Diesen bestimmte Ostermann der Prinzessin Elisabeth zum Gemahl, und eben deswegen sollte das Gesuch des Schah Nadir abgelehnt worden seyn. Elisabeth hatte aber nicht Ursache, wegen des Verlustes ihrer Unabhängigkeit besorgt zu seyn. Der Prinz Ludwig Ernst fühlte sich zur Verbindung mit einer Prinzessin von so zweydeutigem Rufe so wenig geneigt, daß er einer Zeitungsnachricht, die sich auf dieselbe bezog, feyerlich widersprechen zu müssen glaubte.

Indessen faßte doch Elisabeth, sowohl um durch den Besitz des Throns ihre Freyheit zu leben zu befestigen, als auch an der Prinzessin Anna, deren Tadel und Spott sie immer mehr kränkte, Rache auszuüben, endlich doch den Entschluß, den Thron ihres Vaters zu besteigen. Aber vor der Ausführung desselben bebte sie noch immer zurück, und sie freute sich wohl gar über die Hindernisse,

die sich derselben entgegenstellten. P'Estocq, Schwarz und Grünstein betrieben indessen die zu ihrem Besten entworfene Verschwörung so rasch und unvorsichtig, daß nur einer so leichtsinnigen und unüberlegsamem Prinzessin, wie Anna war, die bevorstehende Gefahr nicht einleuchten konnte. Sie entdeckten das Geheimniß jedem, der ihre Geschenke annahm, der in ihren Brantwein eingelagen die Elisabeth seine künftige Kaiserin nannte. Ihr Plan war auch schon im Auslande bekannt. Um so weniger konnte er dem klugen Ostermann verborgen bleiben. Er warnte die Reichsverweserin; auch von ihrem Oberhofmarschall, auch von dem englischen Gesandten, wurde sie gewarnt. Das Fräulein von Mengden, welches alles, was die frohsinnige Ruhe ihrer Gebietherin stören konnte, zu entfernen suchte, war jedoch eifrig bemüht, alle quälenden Zweifel, die sich bey ihr regten, zu unterdrücken. Lymar befand sich zum Unglücke gerade in Sachsen. Doch Anna war damahls mit einer Sache beschäftigt, die sie mehr, als alles andere, interessirte. Sie wollte ihrem eignen Sohne, dem jungen Kaiser, Iwan, den Thron entreißen,

reißen, und dieß sollte an ihrem Geburtstage durchgesetzt werden. P'Estocq erfuhr es. Er durfte den Zeitpunkt, wo man der Anna als Kaiserin huldigen würde, nicht abwarten. Selbst die einverstandenen Gardisten ließen ihn ermahnen, keine Zeit zu verlieren. Sie sollten nächstens gegen die Schweden nach Finnland marschieren.

Die Reichsverweserin wurde indessen vom Marquis von Votta noch ernstlicher gewarnt. Ein aus Brüssel datirter Brief gab alle Theilnehmer und alle Umstände der Ausführung genau an. Anna zeigte diesen Brief der Elisabeth (1744. Dec.) Aber diese Prinzessin, die ihre anfängliche Bestürzung bald überwand, wußte ihre Unschuld, von Thränen unterstützt, so fühlbar zu versichern, daß die ganze Beschuldigung als eine Verläumdung erschien. Nun durfte man aber keinen Augenblick länger warten. P'Estocq brauchte doch einen Tag, um seine Mitverschworne zu versammeln. Die furchtsame, in ihren Entschlüssen wankende Elisabeth hielt er durch ein sehr sinnliches Mittel fest. Er zeigte ihr ein Kartenblatt, auf welchem sie, auf der einen

Seite

Seite mit der Krone auf dem Haupte, auf der andern als Nonne, von Galgen und Rad umgeben, vorgestellt war. Seine Beredsamkeit wußte ihr das Glück, dem sie Entschlossenheit entgegenführte, wußte ihr das schreckliche Schicksal, das ihr Wankelmuth zur Folge haben würde, so eindringend zu schildern, daß er endlich alle ihre Bedenkllichkeiten besiegte. Elisabeth setzte sich um Mitternacht, nachdem sie vorher vor einem Marienbilde brünstige Gebethe und Gelübde abgelegt, nach dem sie sich mit dem Katharinenorden geziert hatte, (5. Dec.) von P'Estocq, von Woronzow, ihrem ersten Kammerjunker, von Grünstein und Schwarz, und von einigen Grenadieren begleitet, in den Schlitten, und fuhr nach der Caserne der preobraschinskischen Garde. An der Seeseite standen Pferde in Bereitschaft, um, wenn es unglücklich gehen sollte, die Elisabeth, und ihre Begleiter, der Gefahr schnell zu entreißen. Noch auf dem Wege wankte der Muth der Elisabeth. Es wäre ihr, sagte sie, jetzt unmöglich, die Unternehmung auszuführen, und nur P'Estocqs lebhafteste Schilderung der schrecklichen Gefahr,

in

in welche sie ihre Unschlüssigkeit stürzen würde, richtete ihren Muth wieder auf.

Einige hundert Schritte weit von den Casernen verließ Elisabeth, nebst ihren Begleitern, den Schlitten, und gieng zu Fuß nach der Hauptwache der einverständenen Grenadiere. Diese zerschnitten gleich alle Trommelfelle, damit nicht jemand Lärm schlagen könnte. Elisabeth brauchte nicht viele Worte, um sich, die Tochter des großen Peters, als die Person darzustellen, die das größte Recht zum russischen Throne habe. Einige Widerspenstige wurden entwaffnet; die übrigen folgten der Prinzessin nach dem Winterpallaste, der Wohnung der Reichsverweserin. Die daselbst befindliche Wache wurde überrascht.

Elisabeth begab sich hierauf, von Woronzow und einigen von ihren entschlossensten Anhängern begleitet, in das Schlafzimmer der Großfürstin Anna und ihres Gemahls. Anna bedachte sich nicht lange, dem Befehle, aufzustehen, zu gehorchen. Anton Ulrich wurde halb angekleidet, in einen Pelz gehüllt, auf den Schlitten gebracht. Ausser ihm

ihm und seiner Gemahlin, traf auch Müntsch, Ostermann, und andre mehr, die Reihe, verhaftet zu werden. Anton Ulrichs Bruder, Ernst Ludwig, befand sich einige Stunden lang gleichfalls in Verhaft, und blieb bis zu der Zeit, da er (1742 März) nach Deutschland zurückkehrte, unter der Aufsicht einer Ehrenwache. Am folgenden Morgen (6 Dec.) huldigten Senat und Kriegsvolk. So leicht wurde abermahls, durch eine Anzahl bestochener Gardisten, eine nicht nur für Rußland, sondern auch für Europa wichtige Thronveränderung durchgesetzt!

Aber die Hauptstadt Petersburg gewährte jetzt eine ganz andre Ansicht, als zu der Zeit, wie die Mutter Iwans III die Regierung übernahm. Es herrschte eine allgemeine Betrübniß. Viele Familien sahen ihre Verwandten verhaftet; viele lebten noch in angstvoller Bangigkeit. Niemand verließ, ohne die dringendste Ursache, seine Wohnung. Jedermann gieng mit niedergeschlagenen Augen herum. Noch jetzt hätte ein unternehmender Mann leicht eine Gegenrevolution durchsetzen können. Der kleine Iwan, den

man, aus den Fenstern des Pallastes, mit seinem kindischen Lallen in das Frohlocken der betrunkenen Gardisten einstimmen hörte, war für jedermann ein rührender Anblick. Man verglich jetzt die Elisabeth mit der Anna, und diese Vergleichung hatte die Folge, daß man die Anna zu bewundern anfing. Anna hatte den Szepter zwar mit ohnmächtiger, aber doch milder Hand geführt; die schwachgeistige Elisabeth zeigte sich unbarmherzig, besonders gegen die Prinzessin Anna, die sie doch im Wohlstande hatte leben lassen. Sie forderte alle von ihr gemachten Geschenke zurück. Die schrecklichen Besorgnisse, die sich indessen in ihr regten, suchte sie durch starke Getränke zu unterdrücken. Die Gardisten, denen sie ihre Erhebung zu danken hatte, fühlten das Verdienstliche ihrer Handlung so stark, daß sie sich im Pallaste der neuen Kaiserin die größten Ausschweifungen der Zügellosigkeit erlaubten. Elisabeth bildete aus ihnen eine Leibcompagnie, von welcher sie selbst den Hauptmann vorstellte. Jeder Gemeine erhielt, nebst dem Adel, Lieutenants Rang; der Corporal stand mit dem Major, der Sergeant mit dem Oberstlieutenant in einer Reihe.

Aber

Aber diese Leute beglengten so schreckliche Freveltthaten, daß sie endlich, Schwarz nicht ausgenommen, größtentheils mit der Knute bestraft, und nach Sibirien verbannt wurden. Grünstein, der den Adjutanten, mit dem Range eines Brigadiers, vorstellte, bewies sich so plump und unbesonnen, daß man ihn auf seine Güter verbannte. Chetardie, der Urheber dieser Revolution, kehrte, mit anderthalb Millionen Livres beschenkt, nach Frankreich zurück.

Die Prinzessin Anna ertrug ihr Schicksal mit rühmlicher Gelassenheit. Als ihr Elisabeth, wie sie Petersburg verlassen sollte, ihre Gnade anbooth, schränkte sie sich auf den einzigen Wunsch ein, die Mengen bey sich behalten zu dürfen. Ein Beweis, wie wenig sich Anna überzeugt fühlte, daß diese Person die eigentliche Urheberin ihres Unglücks war! Man brachte sie drei Tage hernach nach Niga, um sie zu ihren Verwandten nach Deutschland zu schicken, aber selbst diese dachten so unfreundschaflich, daß sie der Elisabeth vorstellten, Rußlands Feinde

könn:

könnten den jungen Kaiser Iwan zum Vorwande eines Krieges benutzen. Anna und ihre Familie wurden daher erst nach der dannamünder Schanze zu Nlga, sodann nach Oranienburg, und endlich nach Kolmoghort, in der Nähe von Archangel, gebracht. Hier starb die Prinzessin Anna nach fünf Jahren (1746) im Wochenbette. Anton Ulrich überlebte sie 29 Jahre (bis 1775). Der kleine Iwan blieb in Oranienburg zurück.

Münich hatte die Reise nach Deutschland, die er nach seiner Entlassung antreten wollte, verschoben. Jetzt unterwarf man ihn, als einem der eifrigsten Anhänger der Prinzessin Anna, einem gerichtlichen Verfahren. Elisabeth hatte, wie man glaubte, den Grafen Münich zum Opfer ihrer Nachsicht bestimmt, weil er die Kaiserin Anna bewogen hatte, den kleinen Iwan zu ihrem Nachfolger zu ernennen, weil er, unter Annens Regierung, einen Liebhaber der Elisabeth hatte verhaften lassen. Die Commission, der man die Untersuchung seines Verbrechens auftrug, sollte ihn durchaus recht strafbar finden.

„Schreibt

„Schreibt nur“, sagte er, „mir so viel Mißsethaten zu, als ihr für gut findet; ich unterzeichne sie alle.“ Man stellte ihm bestochene und verdächtige Zeugen entgegen, und so geschah es, daß man rechtfertigende Ursache zu haben glaubte, sowohl ihn, als Ostermann, zur Strafe der Bluthetzelung und des Mordes zu verurtheilen. Die Kaiserin begnadigte sie zwar, aber Ostermann erfuhr diese Nachricht nicht eher, als bis er schon auf dem Blutsgerüste ausgestreckt lag. Er starb (1747) zu Veresow in Sibirien. Seine Edhne gelangten in der Folge zu hohen Staatsämtern. Münich kam nach Peltin, in eben das Haus, das er für den Herzog Viron hatte bauen lassen. Der große Feldherr, der bisher 70,000 Rubel jährlicher Einkünfte gehabt hatte, bekam nun für sich und seine Familie täglich nicht mehr, als drey Rubel. Aber musterhaft war die Art, wie er seine Zeit mit Andachtsübungen, militärischen Zeichnungen, und Unterricht in mathematischen Wissenschaften, hinbrachte. Die um ihn lebenden hätten ihm, wenn er General, Souverneur gewesen wäre, nicht mehr Achtung beweisen können.

An dem Hofe von Petersburg, an welchem die vornehmsten Schauspieler seit Peter dem Großen so öfters abwechselten, spielte jetzt l'Estocq eine sehr bedeutende Rolle. Der kluge Mann, der die Welt, und besonders die russische Welt, genau kannte, bath sich von der Elisabeth, als sie ihm ihre Dankbarkeit beweisen wollte, eine ansehnliche Geldbelohnung, nebst der Erlaubniß, aus Rußland verlassen zu dürfen. Allein Elisabeth, die ihn nicht entbehren zu können glaubte, bestimmte ihn, da zu bleiben. Sie ernannte ihn, indem sie ihm zugleich Adelsrechte verlieh, zu ihrem ersten Leibarzte und zum Director des Medicinalwesens im ganzen russischen Reiche. Sie wies ihm einen Jahreshalt von 7000 Rubeln an. Sein großes Ansehn bey der Kaiserin war selbst in politischen Angelegenheiten so entscheidend, daß fremde Höfe durch Geschenke sich um seine Unterstützung bewarben. Ausser l'Estocq gehörten Rasumowski, Boronzow, und der Prinz von Hessen-Homburg, zu den vornehmsten Vertrauten der Elisabeth. Alexej Gregorowitsch Rasumowski, der Sohn eines ukrainischen Bauers, wurde wegen seiner

schö-

schönen Stimme Chorsänger in einer Kirche. Ein Oberster verschaffte ihm das Glück, in die kaiserliche Kapelle zu kommen. Der junge Mann sang aber nicht allein schön; er hatte auch eine schöne Figur, die der Elisabeth so wohl gefiel, daß sie ihn unter ihre Kammerdiener aufnahm, daß er bald ihr Liebling wurde. Als sie bey heranahenden Alter, wegen des vertraulichen Umganges mit demselben, sich in ihrem Gewissen beunruhigt fühlte, ließ sie sich, wie man sagt, denselben antrauen. Sein Bruder, Kyryla Gregorowitsch, reiste (1742) auf ihre Kosten in fremde Länder. Nach seiner Rückkehr wurde er Präsident der petersburgischen Akademie der Wissenschaften. Den eigentlichen Director derselben stellte jedoch Zeplow, ein kleiner, einsichtsvoller, aber unerträglich stolzer Mann vor, der den Kyryla Rasumowski auf seinen Reisen geführt hatte. Durch einige Schriften vortheilhaft bekannt, hatte man ihn erst zum Traducteur, und hernach zum Adjunct der Akademie, gemacht. Boronzow, der eine Hofdame der Elisabeth, und eine leibliche Cousine derselben, zur Gemahlin hatte, der aber nicht so viele Staatskennt-

D 2

nisse,

nisse, als Rechtschaffenheit, besaß, wurde in der Folge als Großkanzler ein sehr bedeutender Mann. Der Erbprinz von Hessen-Homburg, von Peter I der Elisabeth zum Gemahle bestimmt, ein Prinz ohne Erziehung, Lebensart, Urtheilskraft, der in weiter nichts, als in der niedrigen Kunst zu schmeicheln, sich auszeichnete, stieg jetzt bis zum Feldmarschall empor; aber er wurde auch unter dieser Regierung bald ein Gegenstand der Verachtung, und die Hofleute nannten ihn nur den Marschall der Komödianten. Auch gefiel er sich so wenig zu Petersburg, daß er nach Berlin gieng (st. 1745).

Als Elisabeth den russischen Thron bestieg, war ein Krieg mit Schweden der wichtigste Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit. In Schweden, wo jetzt Karls XII Schwester Ulrike Eleonore, mit ihrem Gemahle, dem Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel regierte *), oder vielmehr die Regierung mit dem Reichsrathe so ungleich theilte, daß ihr, ausser dem Titel, wenig übrig blieb, hatte man, seit der Wiederherstellung des Friedens, kein an-

*) Theil XV, S. 106.

gelegentlicheres Geschäft, als durch genaue Staatswirthschaft die traurigen Wirkungen des langen Krieges zu entfernen. Allein die Aristokratenherrschaft ließ die innere Ruhe Schwedens nicht lange ungestört. Bald bildeten sich zwey Partheyen, die, ohne festes System, in Meynungen und Maßregeln nur einander entgegen arbeiteten, um den größten Theil der Staatsgewalt sich zueignen zu können. Die Oberhäupter dieser beyden Partheyen waren einige Zeit hindurch die Grafen Horn und Gyldenborg. Als Europa durch den Congreß zu Cambray (1725) sich in zwey politische Systeme theilte, brachte es die gyldenborgische Parthey, die sich von dem französischen Einflusse lenken ließ, dahin, daß man (1727) mit Frankreich und England, für gewisse Subsidien, eine Truppenstellung verabredete. Ehe dieser Vertrag aber zur Vollziehung kam, setzte es der Graf Horn durch, daß (1735) der Freundschaftsbund mit Rußland erneuert wurde. Jetzt stritt man sich über die Frage, ob sich Schweden an Rußland, oder an Frankreich, anschließen sollte.

Gyllenborg, der, zum Theil aus Privat-
 haß, weil er zu London beleidigt worden
 war, sich zur Verbindung mit Frankreich,
 hinneigte, hatte an dem Grafen Tessin, dem
 Intendanten des königlichen Hauses, und
 dem Landmarschalle des Reichstages, einem
 Manne von vorzüglichen Geistesgaben, und
 großer Beredsamkeit, dessen Vater von dem
 stolzen Grafen Horn beleidigt worden war,
 eine mächtige Stütze. Auch viele Damen
 schlugen sich, ohne Zweifel aus Anhänglich-
 keit für die französischen Moden und die fran-
 zösische Galanterie, auf Gyllenborgs Seite.
 Der geheime Ausschuß des Reichstages (1738
 und 1739) bestand fast aus lauter Freunden
 des Grafen Gyllenborgs. Da man die
 Reichsräthe als Bevollmächtigte der Stände
 betrachtete, so konnten sie, wenn sie das Ver-
 trauen derer, die sie bevollmächtigt hatten,
 verlohren, ihrer Stelle entlassen werden.
 So bald nun die gyllenborgische Parthey die
 meisten Stimmen im Reichsrathe zählte, so
 sah der Graf Horn seiner Entlassung mit
 Gewißheit entgegen. Er kam ihr daher
 durch seine freywillige Abdankung zuvor.
 Seinem Beyspiele folgten noch andre Reichs-
 räthe.

räthe. Man verabschiedete nun auch die bis-
 herigen Kanzleybeamten, und besetzte ihre
 Stelle mit lauter Gyllenborgianern. Die
 nächste Folge war, daß man mit Frankreich
 einen Subsidientractat auf zehn Jahre schloß,
 daß man sich zum Kriege mit Rußland rü-
 stete, weil Fleury Rußland beschäftigt zu
 sehen wünschte. Als nun die Meynungen
 in Ansehung des Krieges und Friedens noch
 nicht übereinstimmten, sagte einst die Ge-
 mahlin des Reichsrathes und Oberhofmar-
 schalls de la Gardie zu einem von den Friedens-
 liebenden: „Ihr seyd rechte Schlafmützen! wir
 aber, sagte ein in der Nähe stehender Offi-
 cter, sind' Hüte!“ — Die gyllenborgische,
 für den Krieg gestimmte Parthey trug seit
 der Zeit einen Ring mit einem Hüte. So
 entstanden die Partheynahmen der Hüte und
 Mützen.

Die Hüte stimmten aber (1739) die Ge-
 sinnungen des Reichsrathes immer kriegeris-
 cher. Der alte, erfahrene General Wrangel
 stellte zwar der Versammlung des Adels die
 große Gefahr, in die das schwedische Reich,
 durch einen Krieg mit dem ungleich mächt-
 gern

gern Rußland, gerathen würde, mit aller Lebhaftigkeit vor Augen; er bewirkte jedoch durch seine patriotischen Aeußerungen weiter nichts, als daß man ihm bittere Vorwürfe machte, und daß man nur durch sein ehrwürdiges Alter abgehalten wurde, ihn sogleich aus der Gesellschaft zu verbannen. Wenn aber auch noch jemand durch die Vorstellungen des klugen Wrangels von der kriegertischen Begeisterung zurückgerufen worden wäre, so diente ein Vorfall, der jetzt bekannt wurde, der Erbitterung, welche die Schweden gegen Rußland fühlten, die höchste Spannung zu geben. Sinclair, schwedischer Gesandter bey der Pforte während des Krieges mit Rußland, war (1739 i. Jun.) nicht weit von Grünberg in Schlesien, von unbekanntem Leuten überfallen und ermordet worden. Man gab den russischen Residenten als den Urheber dieses Mordes an, und so sehr die Kaiserin Anna denselben öffentlich verabscheute, so wenig unterdrückte ihre Erklärung das zu lebhaft erregte Nachgefühl der schwedischen Herren. Jedermann verwünschte die Russen, verwünschte aber auch zugleich den König und die Minister. In kurzer Zeit verbreitete sich

der

der wüthende Kriegsgeist über das ganze Reich. Man beschäftigte sich jetzt durchaus mit keinem andern Gedanken, als mit dem Kriege gegen Rußland, und diese Kriegswuth feuerten selbst die Damen an. Die Gemahlin des Generals Buddenbrock erklärte einst, daß sie für die Freude, Schweden durch einen Krieg mit den Russen an dieser verfluchten Nation gerächt zu sehen, gern zehn Jahre hindurch die Strafen einer verdammten Seele zu büßen bereit sey.

Solche Gesinnungen bewirkten nun, daß man zum Kriege gegen Rußland ernstliche Anstalten machte, daß man schon zu Ende des Jahres 1739 die Armee in Finnland vermehrte. Da Rußland mit der Pforte damals noch Krieg führte*), so schien der damalige Zeitpunkt zum Angriffe desselben sehr vortheilhaft. Man schloß daher auch mit der Pforte einen Verbindungsvertrag. Aber die Pforte machte bald darauf mit Rußland Frieden. Dieß kühlte die schwedische Kriegsbegeisterung auf einige Zeit wieder ab. Im folgenden Jahre (1741) aber war es für Frankreich

reich

*) Theil XV, S. 352.

reich sehr wichtig, daß Rußland durch einen Krieg mit Schweden abgehalten werden möchte, der Marie Theresie Beystand zu leisten. Gyllenborg, der seinen Wunsch zu befördern suchte, hatte die vornehmsten Generale auf seiner Seite. Dem eben so zahlreichen, als dürftigen schwedischen Adel schmeichelte die Hoffnung, durch den Krieg sein Glück zu machen. Viele schwedische Edelleute, die sich in französischen Kriegsdiensten befanden, zogen ihre Verwandten zur Erfüllung der französischen Wünsche hin. Die jungen Gardeofficiere zu Stockholm scheuten sich nicht, die friedlichen Gesinnungen des Königs und seiner Minister ganz laut zu tadeln. Der Gesandte Frankreichs, der Graf von Severin, ein eben so einnehmender als gewandter Mann, vermehrte die Zahl der Anhänger seines Hofes, ohne es merken zu lassen. Horn, und seine Freunde, wurden für Leute erklärt, die das Wohl des Vaterlandes ihrem Eigennutze nachsetzten. Kurz die Stimmung für den Krieg war so entscheidend, daß der König und seine Minister endlich (1741 Jul.) in die Kriegserklärung einwilligen mußten. Der Krieg wurde eben so schleunig als unüberlegt beschlossen.

schlossen. Um die Nachricht von dem Beschlusse des Reichstages (31. Jul.) nicht so bald nach Petersburg gelangen zu lassen, untersagte der Reichsrath dem Postamte zu Stockholm die Abfertigung von Staffetten und Courieren, verbot er das Auslaufen von Schiffen; allein ein englisches Schiff, welches eben im Absegeln begriffen war, erwischte glücklich, und brachte die schwedische Kriegserklärung nach Libau. Von da kam sie bald nach Petersburg.

Drey Wochen nach der schwedischen Kriegserkündigung (25. Aug.) rückte das russische Hauptheer unter dem Feldmarschall Lascey, und dem Generale Keith, schon in das schwedische Finnland ein. Schwedischer Obergeneral in Finnland war der Graf von Buddensbrock, der Gemahl der Dame, die den Krieg gegen Rußland so leidenschaftlich wünschte. Die Russen rückten gegen die schlecht besetzte Stadt Wilmanstrand an. In der Nähe derselben stand (3. Sept.) der Generalmajor von Wrangel mit 7000 Mann. Er verließ, um den Ort zu retten, seine vortheilhafte Stellung. Zehn tausend Russen fielen nun

so gewaltig über ihn her, daß 3300 Schweden auf das Schlachtfeld hingestreckt wurden. Wilmansstrand wurde, weil man den auffordernden Tambour erschossen hatte, mit Sturm erobert und schlimm behandelt. Man schleppete alle Einwohner mit fort, und riß ihre Wohnungen nieder. Den Russen kostete dieser Kampf aber auch über 2350 Mann. Der nicht weiter als 4 bis 5 Meilen entfernte Buddenbrock blieb ruhig stehen, ungeachtet ihn Wrangel zum Beystande aufforderte. Wichtige Unternehmungen fielen nun einige Zeit hindurch nicht mehr vor; aber die Kosaken brennten manches schwedische Dorf ab.

Die Verwirrung und Uneinigkeit, die damals in der schwedischen Staatsverwaltung herrschte, wurde durch den zu Ende dieses Jahres (1741 am 5. Dec.) erfolgten Tod der Königin Ulrike Eleonore noch vermehrt, und eben diese war eine Hauptursache von den Unglücksfällen, welche der schwedischen Armee im folgenden Feldzuge zustießen. Der schwedische Oberfeldherr, der Reichsmarschall, Graf Karl Nemi Löwenhaupt,

der weniger Verstand als Gutmüthigkeit besaß, und dessen militärische Kenntniß und Erfahrung von seinem Ehrgeitze bey welchem übertroffen wurde, war nicht vermögend, den Mangel an Geld und Bedürfnissen durch Talente zu ersetzen. Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß die Revolution, durch welche Elisabeth auf den russischen Thron erhoben wurde, den Unternehmungen gegen Rußland günstig seyn würde. Löwenhaupt erklärte daher in dem Manifeste, mit welchem er die Eröffnung des Feldzuges begleitete, daß er die Absicht habe, Rußland von der drückenden Herrschaft der Ausländer zu befreien, und die Wahl eines rechtmäßigen Regenten zu befördern. Elisabeth dankte dem Löwenhaupt für seinen guten Willen, und es wurde, durch Vermittlung des Ministers de la Chetardie, ein Waffenstillstand geschlossen, um einen Versuch von Friedensunterhandlungen zu machen. Der schwedische Reichsrath spannte aber seine Forderungen zu hoch. In dem täuschenden Wahne, daß man sie großen Theils erfüllen würde, versäumte man die Kriegsrüstungen. Elisabeth wollte den Schweden aber nur eine Abfindung:

dungssumme zugestehen. Der Krieg gieng also (1742 März) von neuem an.

Elisabeth wollte Löwenhaupts Erklärung vergelten. Sie machte daher in ihrem Manifest, das sie ihrem Heere vorausgehen ließ, der finnischen Nation bekannt, daß sie blos ihre Befreyung, und Finnlands Erhebung zu einer Republik, zur Absicht habe. Wegen der bis zum Junius fortdauernden kalten Bitterung waren die Kriegsunternehmungen von keiner Bedeutung. Dennoch hatte Löwenhaupt diese Zeit nicht benützt, die nöthigen Anstalten zu treffen. Seine Truppen lagen in abgelegenen Winterquartieren. Während daß die Russen in der Gegend von Wiburg 36,000 Mann versammelt hatten, standen bey Friedrichshamm nicht mehr als 5 bis 6000 Schweden. Löwenhaupt wollte, als Lascy schon anrückte, noch unterhandeln. Er that nicht das geringste, um in den so unwegsamen Gegenden Finnlands den Marsch der Russen aufzuhalten. Er räumte sogar eine vortreffliche Verschanzung, und die wohlbesetzte Stadt Friedrichshamm, wo die Schweden ihr vornehmstes Magazin zurück-

ließ

lassen mußten, dessen Verlust ihnen nicht auf zehn Tage Brod übrig ließ. Von Friedrichshamm zog sich Löwenhaupt erst nach Helsingfors, in ein verschanztes Lager, und von hier bis Abo, zurück. Ehe er aber bey dieser Stadt anlangte, sah er sich durch eine Abtheilung von 64 Grenadier-Compagnien, denen ein Bauer einen nähern Weg gezeigt hatte, völlig abgeschnitten. Die Gemeinschaft mit dem festen Lande war ihm nun ganz entzogen. Von der Seeseite her schloß ihn die russische Flotte unter Mischekow ein.

Diese hatte durch Krankheiten, und durch den Krieg mit den Türken, so viele Leute verlohren, daß sie sich einige Zeit hindurch nicht recht thätig beweisen konnte, daß man, um ihre Mannschaft zu ergänzen, ein ganzes Infanterie-Regiment auf dieselbe vertheilen mußte. Jetzt trieb sie die schwedische Flotte nach Karlskrona zurück; jetzt half sie die Verlegenheit der Schweden vollenden. Bousquet, Löwenhaupts Nachfolger als schwedischer Obergeneral, mußte zu Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen. Nach vierzehn Tagen (am 4. Sept.) kamen dies-

selt

selben zum Abschlusse. Die Schweden durften abziehen, doch mußten sie ihre Kanonen, ihr großes Gepäcke, ihre Magazine, zurücklassen. Die finnischen Truppen mußten auch ihre Gewehre und ihre Pferde abgeben. Dieses Schicksal erfuhr ein 17,000 Mann starkes Heer von braven Leuten, das nur um 500 Köpfe schwächer als dasjenige war, durch das es in solche Noth versetzt wurde. Die Russen hatten durch Besatzungen und Krankheiten viele Leute eingebüßt, und die Schweden waren so vortheilhaft gestellt, daß sie einen Angriff wahrscheinlich würden zurück geschlagen haben. Indessen darf man doch die Schuld des verunglückten Feldzuges dem Grafen Löwenhaupt nicht allein zuschreiben. Wenn er auch, wie er die Stelle eines Oberfeldherrn erhielt, mit aller nöthigen Gewalt versehen wurde, so unterwarf ihn doch der Reichsrath, nach dem Tode der Königin, einem Kriegsrathe von Obersten, und er mußte, bey wichtigen Unternehmungen, erst in Stockholm anfragen. Die ihm untergeordneten Generale glaubten auch, die Befolgung seiner Befehle und Anordnungen vernachlässigen zu dürfen. Manche Officiere

befand

befanden sich zu Stockholm, wo ein Wahlreichstag gehalten wurde. Zu Stockholm wurde jetzt von der Parthey, die den Krieg gegen Rußland gemißbilligt hatte, wegen des unglücklichen Ausgangs desselben, ein gewaltiger Lärm erhoben. Die herrschende Parthey wußte aber ihr Ansehen nicht anders zu retten, als daß sie dem Unwillen der Nation ein Opfer brachte. Löwenhaupt und Buddenbrock wurden einem Kriegsgerichte unterworfen. Dem letztern machte man es besonders zum Vorwurfe, daß er, weil er den Krieg eifrig wünschte, den militärischen Zustand Finnlands zu vortheilhaft geschildert hatte. Nun starben (im Jul. und Aug.) beyde, Buddenbrock und Löwenhaupt, auf dem Blutgerüste.

Der Tod der beyden Obergenerale konnte in Schwedens Lage keine günstigere Wendung hervorbringen. Finnland war schon verloren, und Schweden selbst befand sich, wegen eines russischen Angriffes, in großer Gefahr. Man mußte also auf den Frieden denken. Der König berief daher auf den 20ten August einen Reichstag zusammen. So groß die Hoffnungen gewesen waren,

Galletti Weltg. 16r Th. E die

die sich die herrschende Parthey in Schweden von dem Erfolge des russischen Krieges gemacht hatte, so sehr konnte man sich jetzt doch glücklich schätzen, wenn der nystädtische Friede dem gegenwärtigen zur Grundlage gegeben wurde. Der schwedische Reichsrath bildete sich aber noch immer ein, wegen der Verdienste, die er sich um die Elisabeth erworben zu haben glaubte, auf ihre Dankbarkeit, und daher auf einen vortheilhaften Frieden, Anspruch machen zu können. Auch nahm sich Frankreich des schwedischen Interesse lebhaft an; doch wollte Rußland die französische Vermittlung, auf die es kein Vertrauen setzte, nicht statt finden lassen. Man mußte daher einen andern Weg einschlagen, um die Forderungen der Kaiserin Elisabeth von ihrer Höhe herunter zu bringen. Man mußte, bey der Wahl eines künftigen Thronfolgers, auf ihre Wünsche hauptsächlich Rücksicht nehmen.

Die schwedischen Reichsräthe wählten hierauf (1742 am 6. Nov.) den jungen Herzog von Holstein, Karl Peter Ulrich, den Sohn des (1739) gestorbenen Friedrich Karls,

Karls, dem Ulrike Eleonore den schwedischen Thron entrissen hatte *), zum Nachfolger ihres erbenlosen Königs. Aber Elisabeth hatte sich indessen anders besonnen. Der junge Herzog Peter, ihr Nefte, war gerade jetzt von ihr nach Petersburg berufen, und, nach der Annahme der griechischen Religion, zum Großfürsten und Erben des russischen Reichs ernannt worden. Die schwedischen Reichsstände mußten daher eine andre Wahl vornehmen. Einige derselben stimmten für den Oheim und Vormund des russischen Großfürsten, den Herzog von Holstein und Bischof von Lübeck, Adolf Friedrich, der, durch die Prinzessin Katharine, die Tochter Karls IX, von Gustav Wasa abstammte. Andre erklärten sich für den dänischen Kronprinzen Friedrich, und man hoffte bey dieser Gelegenheit die ehemahlige calmarische Union wieder zu erneuern. Der französische Hof empfahl einen Prinzen von Pfalz; Zweybrücken, und er versprach, wenn man auf diesen Rücksicht nehmen würde, eine Unterstützung von Geld und Schiffen. Auch zeigten sich demselben die meisten Reichsstände geneigt;

*) Theil XV, S. 254.

für den Herzog von Holstein stimmten dagegen die wenigsten. Für den dänischen Kronprinzen erklärte sich besonders der Bauernstand sehr nachdrücklich. Ein Haufe von einigen tausend Dalekarlen rückte, von einem gewissen Major Wrangel angeführt, gerade gegen Stockholm an. Das Garderegiment wetzerte sich nicht nur, gegen die Aufrührer sich brauchen zu lassen; es ließ sich sogar seine Kanonen wegnehmen. Vergebens that der König selbst, von einigen Reichsräthen begleitet, den Bauern Vorstellungen; man mußte ihrer Meynung beystimmen.

Indessen machte man in Rußland, in den ersten Monathen des Jahres (1743) ernstliche Anstalten, den Krieg gegen Schweden fortzusetzen, um den Reichsrath zur Annehmung der ihm vorgeschriebenen Friedensbedingungen zu zwingen. Es wurde eine Flotte von 17 Linienschiffen, und 6 Fregatten, ausgerüstet; es wurden, um die Mannschaft derselben vollzählig zu machen, abermahls drey Infanterie-Regimenter auf dieselbe vertheilt. Zugleich wurde eine Galeerenflotte von 106 Schiffen, die man zu einer

einer Landung in Schweden gut brauchen konnte, in den gehörigen Stand versetzt. Die Friedensunterhandlungen, die man (14. May) zu Albo angefangen hatte, wollten indessen keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Endlich wagte es der schwedische Bevollmächtigte Cederkreuz, auf den Rath eines Freundes des, an die Kaiserin Elisabeth selbst zu schreiben, und ihr das Gute, daß sie durch die Beförderung des Friedens stiften würde, recht dringend an das Herz zu legen. Seine Vorstellungen brachten auch die Wirkungen hervor, daß Elisabeth, durch ihren Cabinetssecretär, ihren Bevollmächtigten zu Albo den Befehl gab, der Verichtigung des Friedensgeschäftes die Hand zu biethen. Cederkreuz, der davon benachrichtigt wurde, brachte nun schlaue Vorstellungen, um die Absichten seines Hofes zu befördern. Er machte Anstalten, weg zu reisen. Der König von Dänemark, versicherte er mit schätzbarey Offenherzigkeit, habe ihm, auf den Fall, daß er den Fortgang der Friedensunterhandlungen hemmen könne, 50,000 Thaler versprochen. Die russischen Bevollmächtigten bewiesen sich nur ihrem geheimen Befehle zufolge, so nachgie-

giebig, daß die vorläufigen Vergleichspunkte bald (28. Jun.) unterzeichnet wurden.

Zur Beschleunigung dieser Uebereinkunft trug aber auch die damalige Lage der schwedischen Wahlangelegenheiten sehr viel bey. Es war ausgemacht, daß der Kronprinz von Dänemark am 4ten Jul. zum künftigen Könige von Dänemark gewählt werden sollte. Rußland mußte also, um dieses zu verhindern, es so einrichten, daß der Friede noch vorher zur Nichtigkeit kam. Es waren aber bis zu dem wichtigen Zeitpunkte nur noch sechs Tage übrig. Cederkreuz eilte daher, die Nachricht von der Unterzeichnung der Präliminarien nach Stockholm zu bringen. Der Oberstleutenant von Lingen, dem er dieses Geschäfte auftrug, schlug den kürzesten Weg über die Insel Åland ein. Aber diese Insel war durch den Krieg in einen so wüsten und menschenleeren Zustand versetzt worden, daß Lingen, um weiter zu kommen, bloß ein stark beschädigtes Fahrzeug antraf. Dieses bestieg er, von dem alten Eigenthümer desselben, und seinem Bedienten, begleitet. Während daß zwey von ihnen ruderten, mußte

mußte der dritte das eindringende Wasser ausschöpfen. So kam Lingen nach zwey Tagen (30. Jun.) glücklich nach Stockholm. Die Gewißheit des Friedens machte Muth. Sie nöthigte aber auch die herrschende Parthey, von dem Antrage des Bavernstandes abzugehen. Man lockte hierauf die Daleskarle, die die Erfüllung desselben erzwingen wollten, in die Stadt, wo man sie in verschiedene Quartiere vertheilte. Als sie aber die List, mit welcher man sie behandelte, merkten, erregten sie einen gewaltigen Lärm, der dem Reichsrathe, dem Grafen von Adlersfeld, das Leben kostete. Das Garderegiment weigerte sich abermahls, gegen die Auführer anzurücken, und schon drohete die Empörung in der Hauptstadt, allgemein zu werden. Aber einige Mannschaft, welche die im Hafen befindlichen Galeeren an das Land setzten, war noch so glücklich, die Auführer zu zerstreuen. Zur Wiederherstellung der Ruhe trug der Umstand, daß der dänische Gesandte von Berkentin so wenig Thätigkeit bewies, sehr viel bey. Der dänische Hofprediger Blum stellte seinem Könige, Christian VI, vor, daß es ganz unverantwort-

worts

wortlich sey, einer Krone wegen, Menschensblut zu vergießen, und Christian gab daher seinem Gesandten Befehl, sich leidend zu verhalten. Da nun die Reichsversammlung auf Frankreichs Empfehlung auch nicht weiter Rücksicht nehmen durfte, so wurde der Herzog von Holstein, Adolf Friedrich, (4. Jul.) wirklich zum schwedischen Thronfolger gewählt.

Hierauf folgte aber auch (17. Aug.) der feyerliche Friedensschluß zu Abo. Schweden trat an Rußland noch denjenigen Theil von Finnland ab, der jenseits des Kymenesflusses liegt, und der unter andern die Städte Nysslot, Wilmanstrand, und Friedrichshamm, begreift. Rußland hatte, indem es die Wahl des Herzogs von Holstein beförderte, die Absicht, das schwedische Reich in das Verhältniß der Abhängigkeit zu versetzen, und sich zum Schutzherrn desselben aufzuwerfen. Als daher nicht lange hernach (Sept. 1743) Dänemark an seinen Gränzen Truppen zusammenzog, und Schweden mit einem Angriffe bedrohet, schickte die Kaiserin Elisabeth den General Keith mit 11,000 Mann den Schweden zu Hülfe. Die Russen, die
auf

auf ihrem schwedischen Feldzuge von Kälte und stürmischer Witterung sehr viel auszustehen hatten, und bis in den Junius des folgenden Jahres (1744) in Schweden blieben, wurden den Bewohnern desselben so lästig, daß sie ihren Abzug mit Vergnügen sahen.

Elisabeth konnte gegen Frankreich, welches dem russischen Staate den Krieg mit Schweden zugezogen hatte, keine freundschaftlichen Gesinnungen hegen. So lange jedoch de la Chetardie, dem Elisabeth so viel zu danken hatte, in Petersburg war, so besaß er auch ihr ganzes Vertrauen, und Elisabeth unterließ alles, was den Absichten Frankreichs zum Nachtheile gereichen konnte. Die Höfe von Wien und London konnten aber auf ihre Unterstützung um so weniger rechnen, je mehr ihre Gesandten zu Petersburg die Reichsverweserin Anna gewarnt hatten, je mehr sie bevollmächtigt waren, durch eine neue Revolution die Elisabeth vom Throne zu entfernen. Allein Chetardie reifete nach Frankreich zurück, und Frankreich nahm sich Schwedens zu eifrig an. Um so eher gelang
es

es nun dem von der Marie Theresie gewonnenen Bestuschew, die Kaiserin zur Wiederausführung mit Oestreich zu stimmen. Es gelang ihm (1742 Dec.) zwischen Rußland und Großbritannien einen Verbindungs- und Subsidienvortrag zur Richtigkeit zu bringen. Allein Elisabeth wollte sich noch immer nicht entschließen, der Marie Theresie thätigen Beystand zu leisten. Der Marquis von Votta, der sie auf den Thron versetzen half, und der sich jetzt als östreichischer Gesandter zu Venedig befand, stiftete daher (1743), durch seinen Einfluß zu Petersburg, eine Verschwörung, welche die Elisabeth vom Throne stürzen sollte. Die vornehmsten Theilnehmer an derselben waren Stephan Lapuchin, Generalleutenant und Generalcommissär bey der Marine, und seine Gemahlin, eine geborne Valk, eine der schönsten Frauen, welche eine Regierungsveränderung zu benutzen wünschte, um ihren Liebhaber, den ehemahligen Oberhofmarschall von Leuenwolde, aus dem Gefängnisse zu befreien. Votta machte den Verschwornen zu östreichischer und preussischer Unterstützung Hoffnung; aber durch die Unvorsichtigkeit des General-Lieutenant's

nants Lapuchin wurde der Plan verrathen. Elisabeth und Marie Theresie geriethen deswegen fast in ein lebhaftes Mißverhältniß. Allein Marie Theresie, die alle Theilnahme an der Verschwörung ableugnete, wußte, von dem Großkanzler Bestuschew unterstützt, den nachtheiligen Folgen dieses Handels vorzubeugen. Der König von Preussen erklärte gleichfalls, seine gänzliche Unbekanntschaft mit dieser Sache. Votta wurde nach Grätz in Steyermark in Verhaft geschickt; er bekam jedoch bald seine Freyheit wieder. Die schlimmsten Wirkungen des verrathenen Planes empfanden die russischen Theilnehmer, die hart gezüchtigt und nach Sibirien geschickt wurden.

D'Allon, de la Chetardies Nachfolger, hatte nicht Gewandtheit genug, Bestuschew's Plane, die Kaiserin Elisabeth für Oestreich zu stimmen, mit Glück entgegen zu arbeiten. De la Chetardie mußte daher (1743 Dec.) abermahls nach Petersburg gehen. Er glaubte seines vielgeltenden Einflusses so gewiß zu seyn, daß er zu Hamburg ohne alle Bedenklichkeit ausserte, Bestuschew würde das

das Schicksal haben, verbannt zu werden; dieser wußte jedoch sein Vorhaben so klug zu vereiteln, daß Chetardie die Weisung erhielt, Petersburg in Zeit von 24 Stunden zu verlassen. Ein Unterofficier von der Garde begleitete ihn bis nach Livland. De la Chetardie hatte damahls sein Beglaubigungsschreiben noch nicht übergeben; man glaubte ihn daher als einen Privatmann behandeln zu können.

Ein anderer Mann, der sich um der Elisabeth Thronerhebung so verdient gemacht hatte, der geheime Rath l'Estocq, ward jetzt gleichfalls ein Opfer von den Ränken seiner Feinde. Durch ihn waren bisher die wichtigsten Staatsangelegenheiten verhandelt worden. Um diesen großen Einfluß beneidete ihn niemand mehr als Bestuschew, der ihm doch sein Glück verdankte. Als er ihn der Kaiserin zum Vicekanzler vorschlug, sagte sie zu ihm: er blinde sich selbst eine Ruthe. Jetzt wurde er von der Wahrheit desjenigen, was ihm die Kaiserin gesagt hatte, lebhaft überzeugt. Bestuschew und der Graf Apraxin wußten endlich der Elisabeth Verdacht gegen

gegen ihn so sehr zu verstärken, daß sie (1748 Nov.) ihn und seine Gemahlin in Verhaft nehmen ließ. Bey der Untersuchung der Beschuldigungen, die man ihm machte, hatte sein Ankläger Apraxin den Vorsitz, und Bestuschew war derjenige, der den Proceß leitete. Man konnte nichts gehörig beweisen. Dennoch zog man sein Vermögen von einer halben Million Rubel ein, dennoch erkannte man ihm die Todesstrafe zu. So wenig nun Elisabeth dieses Urtheil an demjenigen, der ihrem Herzen noch immer nicht gleichgültig war, vollziehen lassen wollte, so war sie doch zu schwach, um wegen seines fernern Schicksals eine entscheidende Entschließung zu fassen. Er blieb daher gegen fünfzehn Jahre (bis 1753) in Petersburg in Verhaft. Von hier brachte man ihn nach Ustjuch Welikt, in der Statthalterschaft Archangel, bey dem Ursprunge der Dwina. Indessen hatte die Kaiserin Elisabeth, die sich gegen ihn so undankbar betrug, zur Endigung des östreichischen Erbfolgekrieges sehr viel beygetragen.

Drey und dreszigstes Kapitel.

Geschichte des östreichischen Erbfolges
krieges.

Erster Abschnitt.

Zustand von Frankreich, Großbritannien und Spanien. Ludwig XV läßt sich und das Reich von dem Cardinal Fleury beherrschen, um sich desto ungezügelter der Unterhaltung mit seinen Maitressen widmen zu können. In Großbritannien regiert Walpole. Dieses geräth mit Spanien in einen Seekrieg. Friedrich II König von Preussen. Seine Jugendgeschichte.

Nach Karls VI Tode *) entspann sich im westlichen Europa ein achtjähriger Krieg. Marie Theresie, Karls VI Erbin, wurde dort von Friedrich II von Preussen, hier von

*) Theil XV, S. 373.

von dem Kurfürsten von Bayern, welcher von Frankreich eine mächtige Unterstützung erhielt, eben so lebhaft als unvermuthet angegriffen. Aber der Beystand der Seemächte half Oestreich von dem ihm zgedachten Umssturze retten, und wenn in Italien der spanische Monarch seine Waffen mit den französischen vereinte, so zeigte sich dagegen der König von Sardinien als ein treuer und entschlossener Bundesgenosse des Hauses Oestreich.

Die Hauptrollen in diesem Kriege spielten Frankreich, Großbritannien, Oestreich und Preussen. In Frankreich dauerte das goldne Zeitalter, in welchem der alte, weise Fleury die Staatsverwaltung leitete, noch etnige Jahre fort. Ludwig XV selbst, der lange nicht so viele Geistesfähigkeiten, und weit weniger Kenntnisse als Orleans, auch nicht mehr Thätigkeit und Selbstständigkeit, als dieser in seinen letzten Jahren, hatte; der, schüchtern und phlegmatisch, gegen Personen, die er nicht kannte, sehr zurückhaltend, die Gegenwart und Unterhaltung von Männern von vorzüglichen Talenten scheute, und

und nur wenigen Günstlingen von gleichem Alter sein Herz öffnete; der seine ganze Energie zuweilen bloß durch einen unüberwindlichen Eigensinn zeigte; der gehörte zu den Monarchen, die am besten thun, wenn sie sich ihr ganzes Leben hindurch von glücklich gewählten Ministern leiten lassen. Als einer der schönsten Männer seines Volkes, bedurfte er eben keiner ganz vorzüglichen Talente, um von demselben geliebt zu werden, und diese Liebe besaß er auch so lange, als er von der Bahn der Sittlichkeit nicht gar zu auffallend abwich. Auch Ludwig XV wurde nun allmächtig ein immer verderbterer Mensch.

Den Grund zu seinem Sittenverderbnisse legten, wie gewöhnlich, seine jungen Günstlinge, denen Fleury aber selbst die Gelegenheit hierzu verschaffte. Er brachte den jungen Monarchen, aus der Mitte seines Volkes, nach Versailles. Hier stimmten ihn nun seine frohsinnigen Gesellschafter für das Vergnügen der Jagd. An dieses schloß sich ein eben so willkommenes, als herrliches Abendessen an. Fleury fand jedoch die Zahl der Jagdgenossen zu groß, um sie alle zur

Za:

Zafel zu behalten. Doch eben dieser Fleury hatte den jungen Monarchen mit den Gesetzen und den Armseligkeiten der Etikette so sehr beschäftigt, daß alles menschliche Gefühl, alle Offenheit und Gutherzigkeit, in ihm unterdrückt wurde. Selbst auf seine Gattenliebe hatte dieß Einfluß. Ludwig XV liebte seine Gemahlin nie innig, nie leidenschaftlich. Eben diese Prinzessin paßte sich aber auch sehr schlecht zur Lebensgenossin eines jungen Königes, den die üppige Denkart seiner Gesellschafter zu einem ausschweifenden Genuße der Sinnlichkeit hinleitete. Verschlossen, furchtsam, in der beständigen Besorgniß ihrem Gemahl zu mißfallen, und den Absichten ihres Gebieters, des Cardinals, nicht genug zu entsprechen, hatte sie einen, von dem gewonnenen Reichthum genährten, so übertriebenen Hang zur Frömmigkeit, daß sie wohl gar aus den Umrangungen ihres Gemahls sich eine Gewissenssache machte, daß sie ihn einst, als er sich ihr etwas berauscht näherte, zurückstieß. Indem sie sich nun besser zu einer Nonne, als zu einer Königin, paßte, war sie so äußerst mildthätig, daß sie zuweilen alles,

Galletti's Histg. 16r Th.

F

was

was sie hatte, den Armen gab. Aber Fleury wies ihr auch eben keine großen Einkünfte an. Eben derselbe entfernte sie ganz von der Theilnahme an den Staatsgeschäften; eben derselbe schloß diejenigen, denen sie ihr Vertrauen schenkte, von Stellen und Gunstbezeigungen gestiftlich aus. Wenn sie sich bey dem Könige darüber beklagte, erhielt sie zum Troste die Antwort: „machen Sie es so wie ich, Madam! bitten sie ihn um nichts!“

Bis zum 23sten Jahre (1732) lebte und schätzte Ludwig XV seine Gemahlin noch. Einige flüchtige Liebschaften desselben wurden kaum bekannt. Aber die Königin äusserte eine immer stärkere Abneigung gegen die Freuden des Ehestandes. Nun giengen die heimlichen Liebschaften in nächtliche Liebesabentheuer über; nun glaubten die Hofleute, daß der König eine ordentliche Matresse gar nicht mehr entbehren könne. Die verschiedenen Partheyen vereinigten sich endlich in der Wahl der Frau von Mailly, der Ältesten von vier Schwestern, die Ludwigs Aufmerksamkeit schon alle nach der Reihe

beschäftigt hatten. Schon 35 Jahre alt, und auch nicht schön, aber geistvoll, unterhaltend und sanft, ohne Habsucht, Ehrgeiz, Herrschbegierde, mit den Staatsgeschäften ganz unbekannt, und daher gerade die Person, wie sie der Cardinal wünschte, liebte sie den König bloß seinetwegen, als einen der schönsten Männer, machte sie weder für sich, noch für ihre Verwandten, auf etwas Anspruch, begnügte sie sich mit sehr mäßigen Geschenken. Man brauchte den Kammerdiener des Königs, um ihn für die Mailly besonders zu gewinnen. Ludwig XV stellte sich so schüchtern, so verschämt an, daß er, als ihn Richelieu zur ersten Zusammenkunft mit der Mailly beredt hatte, nicht einmahl den ersten Schritt that, daß ihm die Mailly bey dem zweyten Versuche bereits willig entgegen kommen mußte. Als man diese Liebschaft (1737) dem Hofe bekannt machte, rechtfertigte man sie durch das kalte Temperament, durch die Kränklichkeit, durch die Trümmeley der Königin.

Doch Ludwig wurde allmählig ein so dreifler Liebhaber, daß er seine Gunst unter

mehrere Weiber theilte, daß er nie wieder aufhörte, ein Völlküstling zu seyn. Die Mailly, die sich hingegen bald die Liebe und Achtung des Hofes erwarb, hatte bald das Schicksal, ihrer eignen Schwester weichen zu müssen. Das Fräulein von Nesle, nachmahlige Frau von Vintimille, entwarf den kühnen Plan, nicht nur ihre Schwester, sondern auch den Cardinal, und alle vielversprechenden Staatsbeamten zu stürzen, um selbst über den König und Frankreich zu herrschen. Die nicht argwöhnische Mailly ließ sie an ihren vertrautlichen Unterhaltungen mit dem Könige Theil nehmen. Ihr feiner Witz, ihr muthwilliger Scherz verschaffte ihr bald (1739) die Stelle der zweiten Maitresse. Der Marquis von Vintimille mußte ihr seinen Nahmen borgen. Fleury empfand über die stolze, herrschsüchtige, rachgierige, unternehmende Frau einen sehr lebhaften Aerger. Er wollte ihre Verbindung mit dem Könige vernichten; dafür machte sie ihn lächerlich, suchte sie ihn zu stürzen. Sie spielte ihre Rolle aber nicht lange. Sie starb (1741 Sept.) im Wochenbette, von fürchterlichen Schmerzen gemartert.

tert. Das Gerücht, daß ihren Tod einer Vergiftung zuschreibt, wird nicht für uns wahrscheinlich gehalten.

Ludwig XV war über ihren Verlust ganz untröstlich. Immer nur mit ihrem Lobe, immer nur mit dem Gedanken, sein Lebensende durch Gift zu beschleunigen, oder es ganz der Frömmigkeit zu widmen, beschäftigt, alle Zerstreungen verschmähend, und aller Theilnahme an den Staatsgeschäften ausweichend, wollte er mit niemand, als mit der Mailly, umgehen. Aber nach einem Jahre (1742 im Herbst) öffnete sich sein Herz doch wieder neuen Eindrücken der Liebe. Die Reize, seine Aufmerksamkeit zu fesseln, kam nun an die beyden jüngsten Schwestern der Mailly, die Marquisinnen von Flavacourt und la Tournelle. Diesen beyden Frauenzimmern, die Maurepas aus seinem Hause verbannt hatte, wies Ludwig einige Zimmer in seinem Schlosse zu Versailles an. Die Flavacourt, die eben so viele morallsche als körperliche Vorzüge hatte, widerstand den Reizen der Verführung mit kluger Mäßigung, und ließ sich in der Treue gegen ihren

ihren bey der Armee sich befindenden Mann nicht wankend machen. Desto eifriger zeigte sich ihre Schwester, la Tournelle, das Glück einer königlichen Mattresse sich zu verschaffen. Nichetteu entfernte, Ludwigs Auftrage zufolge, ihren bisherigen Liebhaber, den Herzog von Agenois, und la Tournelle wurde, aller Gegenbemühungen von Fleury und Maurepas ungeachtet, Ludwigs XV Mattresse. Mailly bekam nun die Weisung, sich vom Hofe zu entfernen. Sie verließ ihn fast noch ärmer, als sie bey ihrer Erscheinung an demselben gewesen war; sie verließ ihn mit Schulden beladen, die sie nicht vermetden konnte, und die Ludwig lange nicht bezahlen wollte. Ihr übriger Lebenswandel (sie starb 1751) war eben so musterhaft, als eingezogen.

Die la Tournelle war hierauf diejenige, die den schwachen Ludwig ganz beherrschte. Dieser ernannte sie zur Herzogin von Chateauroux. Neben ihr paradierte bald die dritte Schwester, Montcarvel, die der Herzog von Lauraguais heyrathen mußte. Beyde hatten beträchtliche Einkünfte. Die Franzosen

sen verzeihen es ihrem Könige nicht, vier Schwestern nach einander zu Mattressen gewählt zu haben, und das dadurch gegebene Beyspiel der Zügellosigkeit wurde laut getadelt. Spottlieder, erdichtete Briefe mit dem Inhalte, daß der König nicht mehr so, wie ehemals, geliebt werde, daß er sich der Verachtung nahe befinde, brachten bey Ludwig XV nicht die Wirkung hervor, die man sich von ihnen versprochen hatte. Der leichtsinnige Monarch sagte vielmehr ganz kalt: eh bien, je m'en foute! Im Grunde war doch Fleury daran hauptsächlich Ursache. Weil er den Monarch zu sehr mit väterlicher oder hofmeisterlicher Strenge behandeln wollte, entwischte er, um den Umgang mit seinen Mattressen ungestörter zu genießen, nach Cheshy, einem Lustschlosse, zwey Meilen von Paris. Hier belustigte er sich durch die sogenannten petits Appartements, die von herrlichen Abendessen, von mannigfaltigen Wollustscenen, begleitet waren. An dem Morgen, der auf die lange fortgesetzten Nachschwärmereyen folgte, hatte man kein angelegentlicheres Geschäft, als bey den galanten Damen einen galanten Besuch ab-

zulegen. Das Beyispiel des äppigen Hofes machte das Sittenverderbnis ansteckend. Die vornehmsten Damen, die Prinzessinnen des königlichen Hauses nicht ausgenommen, kamen so sehr in den Ruf der verliebten Ausschweifungen, daß sich das große Publicum der Hauptstadt nicht scheute, sie les coureuses zu nennen.

Wie sehr stach nun dieser Ton gegen die Denkart des alten Oberministers ab. Doch Fleury tröstete sich, bey der Leichtfertigkeit des Hoflebens, mit dem Gedanken, daß er derjenige war, der das französische Staatsruder lenkte. Sein ganzes Bestreben war darauf gerichtet, den Einwohnern Frankreichs Ruhe und Wohlstand zu erhalten. Er mußte daher allein herrschen; er mußte alle diejenigen entfernen, die er als Freunde von Veränderungen kannte. Unter diese gehörten die vorzüglichsten Männer, als Noailles, St. Simon, der Cardinal Polignac, der Marquis von Torcy. Die Staatssecretäre stellten im Grunde weiter nichts, als seine Schreiber, vor. Ein sehr wichtiger Mann war sein Kammerdiener, ein stolzer Mensch, und sein Beichtvater, der in dem Rufe nie-

driger

driger Gefinnungen stand. Dennoch schmeichelte ihnen der ganze Hof mit schimpflicher Kriecherey. Fleury, zu dessen Gunst man sich durch solche Mittel den Weg bahnen mußte, nahm an dem österreichischen Erbfolgeskrieg sehr ungern Antheil.

Derjenige, der in Großbritannien den Gang der Staatsangelegenheiten damahls leitete, war Robert Walpole *). Abkömmling einer adelichen Familie, ward er frühzeitig Mitglied des Unterhauses, wo er die Sache des Hofes mit unwiderstehlicher Beredsamkeit vertheidigte. Sein Eifer empfahl ihn auch dem Hofe so nachdrücklich, daß er (1707) Mitglied des Collegiums der Admirale, und (1708) Kriegssecretär wurde. Marlboroughs Fall zog zwar auch seine Verabschiedung nach sich; allein Georg I erneunte ihn zum geheimen Rath und Kriegszahlmeister; er vertraute ihm (1721) die wichtige Stelle eines Kanzlers an. Seit der Zeit stellte er einen der ersten Männer von Europa vor. Er vereinigte manche gute Eigenschaft, war jedoch von den Fehlern, die ihnen ent-

*) Theil XV, S. 119. 226.

entgegen oder zur Seite stehen, nicht ganz frey. So besaß er Fähigkeiten, ohne ein glänzendes Genie, so war er entschlossen, aber oft nicht großmüthig; so dachte er im Grunde gemäßigt, und doch handelte er zuweilen gegen die Billigkeit; so wagte er zwar Unternehmungen, aber er bewies sich bey der Ausführung derselben nicht thätig genug; so suchte er seine Staatswirthschaft nach den weisesten Grundsätzen einzurichten, und doch gelang es ihm nicht, mehr als 7 Millionen Pfund von der Nationalschuld zu bezahlen, und die jährlich zu bezahlenden Interessen bis auf die Hälfte herunter zu bringen. Dennoch war der Ertrag mancher Abgaben, ohne daß man sie erhöht hatte, gestiegen. Man hatte vielmehr manche den Abgaben nachtheilige Einrichtung gemacht, um den Gang des Handels und der Manufaktur zu erleichtern. Walpole beurtheilte den überwiegenden Haug seiner Nation zur Weitebsamkeit so richtig, daß er demselben alle seine Aufmerksamkeit widmete, und daß er besonders auf die Erweiterung der nordamerikanischen Colonien außerordentliche Summen verwendete. Es fehlte, wenn etwas zum

zum Besten der Nation gethan werden sollte, nicht leicht an Geld; Walpole hätte aber gern noch manches nützliche Project ausgeführt, wenn ihm die Hände nicht zuweilen gebunden gewesen wären. Zum Kriege fühlte er sich um so weniger geneigt, und seine Gegner ließen seine Abneigung gegen denselben nicht unbenutzt, seine Staatsverwaltung einem lauten Tadel zu unterwerfen.

Diesen Tadel erfuhr besonders sein Benehmen gegen Spanien. Die spanische Seemacht und Handlung hatte sich, seit der Regierung Philipps V, wieder etwas gehoben. Man errichtete verschiedene Handelsgesellschaften. Die erste, die Carracasgesellschaft (seit 1728) hatte die Provinz Carracas am mexicanischen Meere, im spanischen Südamerika, mit der reichen Handelsstadt S. Jago de Leon, zum Ziele. Man gestand ihr sowohl in Carracas, als in Cumana, ausschließliche Handelsrechte zu. Sie sollte den gewaltigen Schleichhandel, den die in Surinam angefessenen Holländer nach dem spanischen Südamerika trieben, zu vernichten suchen. Eine zweyte Handelsgesellschaft, die nach

nach den philippinischen Inseln genennt wurde, sollte (seit 1731) dem Schleichhandel der Engländer nach dem spanischen Amerika entgegen arbeiten. Diese bedienten sich zur Beförderung dieses Handels des freyen Schiffes, das sie nach der Landenge von Panama schicken durften. Um ihm Einhalt zu thun, stellte man Küstenwächter an, welche eintge englische Schiffe wegnahmen, und die Besatzung derselben zum Theil unbarmherzig behandelten. Das englische Parlament hath hierauf, durch die lebhaften Klagen der Kaufleute bezogen, (1738 May) den König, zur Abwendung dieser Handelsbeeinträchtigungen, ernsthafte Maßregeln zu ergreifen. Allein Walpole, der einen Krieg mit Spanien zu vermeiden wünschte, zumahl da er von Frankreichs Theilnahme an demselben überzeugt war, verglich sich (1739 Jan.) mit dem Könige von Spanien wegen einer sehr unbedeutenden Entschädigungssumme.

Ueber diesen Vergleich äusserte das Parlament einen sehr lebhaften Unwillen. Diesen vermehrte noch der Umstand, daß Spanien die kleine Entschädigungssumme nicht eins

einmahl bezahlte. Walpole mußte sich endlich (1739 Jun.) entschließen, Kaper- und Repressalien Vorlese gegen die Spanier ausfertigen zu lassen. Da Spanien diese nur als eine Kriegserklärung betrachtete, so kündigte ihm Großbritannien (im Oct.) seine feindseligen Gesinnungen feyerlich an. Der Admiral Vernon, ein rathlos, aber entschlossener Seemann, erhielt den Befehl über sechs Schiffe, um (im Dec.) die Seestadt Portobello, auf der Landenge von Panama, zu erobern. Die Spanier hielten den Ort für unbezwinglich, und dennoch leistete er nur wenig Widerstand. Vernon wurde hiers auf Oberbefehlshaber einer großen auf der Insel Jamaica ausgerüsteten Unternehmung, die gegen die Handelsstadt Cartagena, auf der nordöstlichen Küste des spanischen Südamerikas, gerichtet war. Allein Vernon und Wentworth, der General der Landtruppen, die bey diesem Angriffe gebraucht wurden, handelten so wenig mit Kenntniß, Besonnenheit, und Uebereinstimmung, daß sie es dem braven Marquis von Esclabe nicht sehr schwer machten, sie mit dem glücklichsten Erfolge zurückzutreiben. Die Engländer häuften auf

auf 10,000 Mann ein, von welchen jedoch die meisten durch Krankheiten in das Grab gestürzt wurden.

Um eben diese Zeit sollte Georg Anson, dem man fünf Schiffe anvertraute, die spanischen Besitzungen in Chili und Peru anzugreifen. Dieser berühmte Seefahrer, mit welchem eine neue Epoche der englischen Seesunternehmungen beginnt, der Sohn eines Esquire (geb. 1697) äusserte frühzeitig eine so entschiedene Neigung für das Seewesen, daß er sich die Bekanntschaft mit demselben eifrig zu erwerben suchte. Da der Lordkanzler, Graf Macclesfield, sein naher Verwandter war, so gelang es ihm bald, bey der Marine angestellt, und Second Lieutenant auf einem Schiffe, zu werden. Er brachte hierauf drey Jahre in Südcarolina zu, wo eine Grafschaft seinen Nahmen erhielt. Als man ihm die Unternehmung gegen die Spanier anvertraute, versah man seine Schiffe mit schlechten Lebensmitteln, gab man ihm kranke, oder nicht ganz genesene Soldaten, hielt man ihn zu lange (bis in den Herbst 1740) vom Absegeln zurück.

Anson

Anson kam, auf seiner langen Fahrt an der westlichen Seite von Südamerika, bis nach Paita unter dem 5ten Grad nördlicher Breite, und bis nach Panama. Bernon sollte ihm quer über die Landenge entgegenkommen; da er aber vor Carthagena unglücklich war, und da die Spanier dem Anson den Pizarro mit einer weit stärker bemannten Escadre entgegenstellten, so konnte der Plan nicht ausgeführt werden. Anson verlor, durch Stürme und Krankheiten, 636 Mann, so daß ihm nur noch 335 übrig waren, und daß die Officiere, eben so gut wie die Gemeinen, arbeiten mußten. Doch Pizarro, der den Anson in dem Südmeere erwischen wollte, hatte auf seiner Flotte einen so grossen Mangel an Lebensmitteln, daß selbst eine Ratte mit vier Thalern bezahlet wurde, daß er 2000 Mann einbüßte, daß seine schlecht regierten Schiffe sich in Trümmer verwandelten. Anson, dem zuletzt nur noch ein einziges Schiff blieb, fieng doch noch bey Manila, auf der philippinischen Insel Luzon, (1743 Jun.) ein reiches spanisches Schiff, dessen Werth 313,000 Pfund betrug, und das weit stärker, als das seinige bemannt

mann war. Nach drey Jahren und neun Monathen, in welchen er die ganze Erde umschiffte hatte, kam er (1744 Jun.) nach England zurück. Er zog, seine Beute auf 32 Wagen mit sich führend, unter Pauken- und Trompetenschall, in London ein. Der König ließ ihm alle Köstbarkeiten, die er als Früchte seines muthigen Unternehmungs- gethes eingeerndtet hatte. Die Welt wurde durch die Beschreibung seiner Reise, die in Einem Jahre vier starke Auflagen erlebte, die in die meisten Sprachen von Europa übersezt wurde, mit manchem Meere, mit mancher Küste und Insel, zuerst bekannt gemacht. Aber der Krieg mit den Spaniern war dem englischen Handel doch sehr nachtheilig, weil die vielen spanischen Kaper, auf welchen eine große Anzahl von Franzosen dienten, und denen die französischen Häfen immer offen standen, den Engländern, von denen so viele reiche Handelschiffe die Meere durchkreuzten, großen Schaden zufügten. An diesen Krieg mit Spanien schloß sich nun die Theilnahme an dem Landkriege wegen der östreichischen Erbfolge an. Das Parlament bewilligte der Marie Theresse eine

Geld;

Geldunterstützung von 200,000 Pfund. Schon vor sechs Jahren (1741) war vom Unterhause die Unterhaltung von 60,000 Mann, zum See- und Landdienst genehmigt worden; auch hatte man (1738) mit Dänemark die Stellung von 6000 Mann verabredet. Jetzt stieg die Zahl der zum Dienste bestimmten Mannschaft auf 70,000 Köpfe.

Während daß ein deutscher Kurfürst, als König von Großbritannien, sich zur thätigen Unterstützung der Marie Theresse rüstete, griffen sie zwey andre von diesen Kurfürsten, der König Friedrich II von Preussen, und der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern, unvermuthet an, um ihr einen Theil der vom Vater geerbten Länder zu entreißen. Der preussische Friedrich, der Sohn Friedrich Wilhelms I *), der jetzt seine glänzende Laufbahn begann, wurde in seiner ersten Jugend von lauter Franzosen gebildet. Seine Kinderfrau, de Moutcoules, war eine Französin, der erste Lehrer, den er im vierten Jahre erhielt, Duhan de Jandon, war ein

Franz

*) Theil XV, S. 371.

Franzose. Zum Oberhofmeister des siebenjährigen Prinzen wurde der Graf von Finkenstein, zum Unterhofmeister der Oberste von Kalkstein, ernannt. Aber die unzuweckmäßige Lehrart bewirkte, daß der talentvolle Prinz, den man mit Gedächtnisübungen quälte, in den alten Sprachen wenige Fortschritte machte, daß er keine Sprache orthographisch schreiben lernte. Der pedantische Unterricht des Hofpredigers brachte ihm eine Abneigung gegen die Religion bey. Desto stärker zog ihn das Studium der Philosophie, und der schönen Wissenschaften, an. Friedrich las nicht nur die besten französischen Schriftsteller, sondern auch die französischen Uebersetzungen von alten Classikern. Er unterhielt sich mit Gelehrten oft ganze Nächte hindurch. Seit dem 16ten Jahre wurde Quanz sein Lehrer im Flötenspielen, das für ihn zu den angenehmen Lebensgenüssen gehörte. Wie sehnlichsuchtsvoll lehrte Friedrich von dem Zwange, den ihm die militärische Erzählung seines Vaters auflegte, zu den ruhenden Beschäftigungen mit den Musen zurück. Wie eilte er alsdenn, den steifen Anzug eines Officiers gegen die bequeme Hauskleidung zu vertauschen!

schen! Wie sehr erschrak er aber auch, als ihn sein strenger Vater einst in seiner so ganz unmilitärischen Müße überraschte! Der erzürnte Vater entzog ihm deswegen sein Vertrauen so sehr, daß er sich zu dem Entschlusse hinneigte, Friedrichs jüngern Bruder, August Wilhelm, zu seinem Thronfolger zu ernennen, daß er ihm eine Reise abschlug, die Friedrich zu seiner Ausbildung für nöthig hielt.

Friedrich sollte hierauf (1730) in Gesellschaft seines Vaters, eine Reise an den Rhein machen. Diese schien ihm nun eine erwünschte Gelegenheit, sich dem strengen väterlichen Joche, durch eine heimliche Entfernung, zu entziehen. Vielleicht wollte er nach England gehen, wo die Prinzessin Amalte, Georgs II Tochter, ihm zur Gemahlin bestimmt war. Er glaubte dieses Vorhaben auf der Rheinreise am glücklichsten zur Ausföhrung bringen zu können. Der Lieutenant von Keith, einer von seinen Vertrauten, hielt deswegen schon alles in Bereitschaft. Als er aber, von Wesel aus, nach Holland gehen wollte, wurde sein Plan von dem kais

serlichen Minister, dem Grafen von Seckendorf, dem Vater entdeckt. Dieser ließ ihn sogleich (12. Aug.) in Verhaft nehmen. Keith gewann, durch ein Villet des Prinzen gewarnt, noch Zeit, sich durch die Flucht zu retten. Ratt, Friedrichs zweyter Vertrauter, der dem Prinzen erst nachreisen sollte, wenn er zu Wesel angekommen seyn würde, war nicht so glücklich. Er wurde am Abend vor seiner Abreise verhaftet, und Friedrich Wilhelm ließ ihn, ungeachtet das Kriegsgericht ihn der Todesstrafe nicht für schuldig erklärte, dennoch auf dem Blutgerüste sterben. Auch der Prinz Friedrich selbst wurde einem Kriegsgerichte von Generalen und Obersten unterworfen, das Friedrich Wilhelm, unter seinem eignen Vorsetze, halten ließ. Der Vater, der sich vielleicht Peters des Großen Strenge zum Muster nahm *), vergaß, durch seinen militärischen Sinn hingerissen, die Liebe für den Sohn so sehr, daß er ihn gleichfalls zum Tode verurtheilt zu sehen wünschte, und nur der standhafte Widerspruch des Fürsten von Dessau, und einiger andern Generale von Au;

*) Theil XV, S. 236.

Ansehn, rettete dem Prinzen das Leben. Dieser mußte über 3 Monathe lang, in einem schlechten blauen Oberrocke, auf einem hölzernen Stuhle sitzend, selbst der Messer und Gabeln beraubt, und von keinem seiner Lakayen bedient, im Gefängnisse zu Stettin zubringen. Um sich von diesem traurigen Zustande zu befreyn, neigte er sich zu dem Entschlusse hin, der Thronfolge zu entsagen; allein der Präsident von Münchow hielt ihn von der Ausführung dieses Entschlusses zurück, und die übrigen protestantischen Höfe verwendeten sich für seine Befreyung mit so nachdrücklicher Standhaftigkeit, daß sie der Vater (am 25. Nov.) endlich nicht länger verweigern konnte. Friedrich mußte jedoch vorher einen Eid schwören, wie ihn sein strenger Vater vorschrieb. Auch mußte er ein Jahr lang als Mitglied der Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin arbeiten. Er erwartete sich dadurch Kenntnisse, die für seine künftige Staatsverwaltung äußerst wichtig waren. Seine Vermählung mit der englischen Prinzessin Amalie kam nicht zur Nichtigkeit. Seckendorf, der ihn schon einmahl einen schlechten Dienst erwiesen hatte, beredete den

den Vater, ihm die Prinzessin Elisabeth Christine, eine Nichte der Gemahlin Kaiser Karls VI, zur Lebensgenossin zu geben. Friedrich glaubte, seinen Pflichten Gnüge geleistet zu haben, wenn er diese Prinzessin, an deren Wahl sein Herz so wenig Antheil hatte, mit Achtung behandelte. Der Vater räumte ihm die Grafschaft Ruppin zu seinen Aufenthalte ein, und nun brachte er zu Meinsberg, im Kreise geistvoller Männer, die schönsten Jahre seines Lebens zu. Von hier aus betrat er den großen Schauplatz der Welt, auf welchen er zugleich als Staatsmann, und als Feldherr, glänzte. Diese Talente entwickelte er zuerst in dem Kampfe gegen Karls VI Tochter, Marie Theresie.

Zwey-

Zweyter Abschnitt.

Friedrich II zwingt die Marie Theresie, ihm fast ganz Schlesien, nebst der Grafschaft Glog, abzutreten. Der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern dringt, von einem französischen Heere unterstützt, in Oestreich und Böhmen ein; auch wird er zum Kaiser gewählt. Allein die Oestreicher vertreiben ihn aus seiner Residenz, und die Franzosen müssen sich aus Böhmen fortzschleichen. Georg II siegt bey Dettingen. Karl von Lothringen geht nach Elsaß. Friedrich II bricht indessen in Böhmen ein. Beyde müssen sich zurückziehen.

Marie Theresie nahm, zufolge der pragmatischen Sanction ihres Vaters, von allen Ländern desselben Besitz. Gegen diese pragmatische Sanction, die fast allgemein anerkannt und genehmigt worden war, erhob sich aber, schon nach einigen Tagen, die

feuers

feyerliche Erklärung des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern, daß er die Marie Theresie nicht als Erbin der ganzen östreichischen Monarchie anerkennen könne. Karl Albrecht war der Sohn des Kurfürsten Maximilian Emanuel, der sich im spanischen Erbfolgekriege als einen Gegner des östreichischen Hauses zeigte. Aber seine Armee, die zwischen 25 bis 30,000 Mann betrug, verursachte einen für seine jährlichen Staatseinkünfte von fünf Millionen Gulden so übermäßigen Aufwand, daß die Landesschulden, die um das Jahr 1700 nicht mehr als eine halbe Million betragen, bis auf mehr als 30 Millionen anwuchsen. Diese erbte (1726) sein Nachfolger Karl Albrecht, der den fünften Theil der Staatseinkünfte nur zu den Zinsen brauchte. Die Armee war ganz in Verfall gerathen. Von 6000 Mann, die er für Karl VI gegen die Türken fechten ließ, kehrte nicht die Hälfte wieder zurück, und alle Mannschaft, die er bey dem jetzigen wichtigen Zeitpunkte aufstellen konnte, betrug nicht über 12,000 Mann. Allein er rechnete mit Sicherheit auf Frankreichs mächtige Unterstützung. Er hatte daher schon dem Reichs-

schlusse,

schlusse, durch den Karls VI Erbfolgeverordnung genehmigt wurde, feyerlich widersprochen. Das Recht, dieses zu thun, gründete er auf seine Abstammung von der Prinzessin Anne, der ältesten Tochter Kaiser Ferdinands I, die, auf den Fall der Erlöschung des östreichischen Mannsstammes, für sich und ihre Nachkommen, das Erbrecht sich vorbehalten hatte. Aber er konnte doch wohl den Töchtern des letzten männlichen Erben der östreichischen Länder ihre nähern Ansprüche nicht streitig machen?

Doch Karl Albrecht wollte, von Frankreichs Einflusse gestimmt, das Aussterben des östreichischen Mannsstammes auch benutzen, um die Kaiserkrone auf das bayrische Haus zu bringen. Obgleich Marie Theresie, dem Rathe des Kurfürsten von Mainz folgend, ihren Gemahl, den Großherzog Franz von Toscana, zum Mitregenten ernennet, ob sie ihm gleich die Ausübung der böhmischen Wahlstimme übertragen hatte, so schien ihm doch der Weg zum Kaiserthron durch viele Hindernisse versperrt. Das mächtigste von diesen Hindernissen rührte von Frankreich her,

welches

welches von dem damaligen Zeitpunkte, zur Entkräftung der östreichischen Macht, den vortheilhaftesten Gebrauch machen wollte. Der alte Fleury, der an auswärtigen Handeln so ungern einen thätigen, mit Aufwand verbundenen Antheil nahm, stimmte für diesen Plan der Marschall von Belleisle, ein Mann von großem Ruf, ohne eben große Dinge gethan zu haben, eben so wenig Minister als General, und dennoch zu beyden für sehr fähig gehalten, und doch immer ein Mann von lebhaftem, feurigem, viel umfassendem Geiste, der, thätig, ohne es zu scheuen, berebt, gewandt, einschmeichelnd, mit den vornehmsten deutschen Höfen bekannt, und die geheimen Absichten derselben genau erforschend, jeden glücklichen Augenblick zu ergreifen, und selbst von dem geringsten Umstand Vortheil zu ziehen wußte. Belleisle wußte die Mailly, und durch diese den König, so zu gewinnen, daß der alte, geistige Cardinal endlich nachgeben mußte. Aber anstatt 150,000 Mann, wollte er nur 40,000 für Bayern fechten lassen. An einem Vorwande, das wegen der pragmatischen Sanction gegebene Versprechen nicht zu erfüllen, konnte

konnte es nicht fehlen. Die Erbfolgeverordnung Karls VI, sagte man, dürfe ja den Rechten eines dritten keinen Eintrag thun. Spanien, dessen Königin Elisabeth auch ihrem jüngern Prinzen Philipp ein italienisches Königreich zu verschaffen wünschte, schloß sich an Frankreich an. Zum Vorwande diente ihm gleichfalls ein Anspruch, den es auf die östreichischen Erbländer machte. Der östreichische Stamm, von welchem es diesen Anspruch herleitete, war zwar mit Karl II erloschen; aber die spanischen Diplomatten fühlten deswegen keine Verlegenheit. Belleisle hielt die Noth, in welche Marie Theresie versetzt werden würde, für so groß, daß er schon wegen der Theilung verlegen war. Er wußte nicht, wem er das Markgrafthum Nähren geben sollte. Welche Ausichten zeigten sich nun nicht dem Kurfürsten von Bayern! Wie bereitwillig schloß er (1741 May) eine Verbindung mit Frankreich und Spanien, die auf seinem Lustschlosse Nymphenburg unterzeichnet wurde! Er war damals, wegen der östreichischen Macht, um so weniger besorgt, jemeht Marie Theresie schon mit dem Könige von Preussen sich

genug

genug beschäftigt fühlte, je weniger ihre Armee, die sich damals kaum auf 82,000 Mann muthloser Leute belief, sehr furchtbar schien, und je weniger die jährlichen Staats- einkünfte von 20 Millionen Thalern bey vielen Schulden, hinlängliche Mittel darbothen.

Friedrich II glaubte von der damaligen Lage der östreichischen Monarchie die Befriedigung seiner Ansprüche auf einige schlesische Fürstenthümer erwarten zu dürfen. Das an beyden Seiten der obern Oder sich ausbreitende schöne Land, welches Schlessien heißt, war mit Böhmen an das östreichische Haus gekommen *). Kurbrandenburg hatte aber auf verschiedene schlesische Fürstenthümer Ansprüche, die sich auf Erbrecht gründeten. Das Fürstenthum Jägerndorf hatte der Kaiser Ferdinand II dem Markgrafen Georg von Brandenburg, der zu den Anhängern des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz gehörte, als einem untreuen Lehnsmanne, entzogen **). Auch ließ der Kaiser Leopold I (1675) den Kurfürsten Friedrich Wilhelm die Für-

*) Theil VII, S. 366. Theil VIII, S. III.

**) Theil XII, S. 35.

Fürstenthümer Plegnitz, Brieg und Wohlau, auf welche Kurbrandenburg ein auf Erbverträge sich gründendes Recht hatte, nicht in Besitz nehmen. Als der Kurfürst seinem Rechte nicht entsagen wollte, trat ihm Leopold endlich (1686) den Bezirk von Schwiebus dafür ab. Der kaiserliche Gesandte zu Berlin, der Baron von Freytag, lockte aber dem gutmüthigen Kurprinzen, dem nachmaligen Könige Friedrich I, die schriftliche Versicherung ab, daß er, wenn er dereinst zur Regierung gelangen würde, den gedachten Kreis wieder herausgeben wollte. Friedrich I erfüllte auch (1694) sein Versprechen. Leopold I räumte ihm einige andere Vortheile dafür ein; er zahlte ihm die baare Summe von hundert tausend Thalern, und ertheilte ihm das Recht, die beyden westphälischen Graffschaften Ostfriesland und Limburg, nach der Erlöschung ihrer bisherigen Besitzer, sich zuzueignen.

Die brandenburgischen Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer schienen also befriedigt; auch war Friedrichs II Vater einer von den Fürsten gewesen, welche die Erbfol-

geordt

geordnung Karls VI genehmigt hatten. Er hatte dieß (1728) durch einen geheimen Vertrag gethan. In eben diesem machte sich aber Karl VI auch verbindlich, dem Könige zum alleinigen Besitz des Herzogthums Berg, und der Grafschaft Rauenstein, auf welche das pfälzische Haus gleichfalls Anspruch machte, zu verhelfen. Eben dieser Kaiser versprach jedoch (1739 Jan.) dem französischen Hofe, daß, nach dem Aussterben der pfälzischen Kurlinie, der Pfalzgraf von Sulzbach, der Erbe derselben, in den vorläufigen Besitz der gesammten jülich-bergischen Lande gesetzt werden sollte. Man betrachtete daher zu Berlin das Versprechen, das man wegen der pragmatiscchen Sanction gegeben hatte, gleichfalls für aufgehoben, und Friedrich II trug daher kein Bedenken, die Einräumung der vier schlesischen Fürstenthümer zu verlangen.

Ehe jedoch die Gründe der königlichen Ansprüche dem Hofe zu Wien bekannt waren, ja ehe man sie daselbst noch erwartete, rückte Friedrichs Heer vom Feldmarschall, Grafen von Schwerin, angeführt (1740 23. Dec.) in Schlessen ein. Es war nur 30,000 Mann
stark,

stark, aber mehr als hinreichend, ein alles Kriegsvolles beraubtes Land in Besitz zu nehmen. Dem österreichischen General Brown blieben, die Besatzungen der drey Festungen Glogau, Brieg und Neiß abgerechnet, nicht mehr als zwey Batallione, zwey Grenadiercompagnien, und 600 Dragoner übrig. Der wehrlose Zustand Schlessens munterte den König zu einer Unternehmung, mit welcher selbst der alte Fürst von Dessau nicht zufrieden war, vorzüglich auf. Der österreichische Gesandte, der Marquis von Votta, der alle seine Beredsamkeit aufboth, ihm den Angriff der Königin Marie Theresie zu widerrathen, sagte unter andern, die preussischen Truppen hätten zwar ein schöneres Ansehn, als die österreichischen, aber diese hätten Pulver gerochen. „Ich werde mir Mühe geben, sie zu überzeugen“, sagte Friedrich, „daß meine Truppen nicht nur schön, sondern auch brav sind.“ —

Friedrichs Gesandter, der Graf Gotter, trug, in seinem Nahmen, der Königin Marie einen Vergleich an, nach welchem er ihr, für die Abtretung von ganz Schlessen,
den

den Besitz aller ihrer deutschen Erbländer, und ihrem Gemahle, dem Großherzoge, die Kaiserwürde, verbürgen, und ausserdem zwey Millionen baar bezahlen wollte. Die östreichischen Minister nemnten jedoch diesen Antrag tollkühn. Gotter äusserte gegen den Großherzog, daß sein König sich auch wohl mit einem Theile Schlesiens begnügen würde; allein man wollte sich auf gar nichts einlassen. Indessen setzten sich die Preussen (1741 Jan.) unter den Augen ihres Königs immer mehr in Schlesien fest. Breslau öffnete, durch einen Neutralitätsvertrag bewogen, seine Thore. Bald waren die vornehmsten Orter längs der Oder in der Gewalt der Preussen. Broion mußte ihnen auch die oberschlesischen Fürstenthümer Jägerndorf, Troppau u. a. m. einräumen. Zwar trieb der wegen des belgrader Friedenschlusses bekannte Graf von Neuperg, den man seines Verhaftes entlassen hatte, mit einem schnell zusammengerafften Heere, die Preussen aus Oberschlesien wieder heraus; als er aber, auf dem Zuge nach Ohlau, wo Friedrich seine Artillerie und seine Vorräthe hatte, in der Gegend von Molwitz, seine Truppen in

zerstreute Quartiere verlegte, benutzte der König (1741 am 10. April) dessen Sorglosigkeit, um einen herrlichen Sieg zu erkosten. Schon rückten die Preussen in voller Linie, und unter einem heftigen Kanonenschauer, an, als die östreichischen Regimente sich erst versammelten, als die östreichischen Generale ihr Treffen erst bildeten. Die vorzügliche östreichische Cavallerie wurde von dem Fußvold nicht zu rechter Zeit unterstützt. Dieses erstaunte über das ungewohnte schnelle Feuer der preussischen Musketen. Da nun Friedrichs General, Schwerin, die Östreicher noch von der Seite angriff, so mußten sie sich nach einem Kampfe von fünf Stunden zurückziehen. Diese Schlacht kostete der Marie Theresie über 8000 Mann; die Preussen zählten aber auch 2500 Todte, und 3000 Verwundete. Neuperg verschanzte sich nun hinter der Festung Neiß. Indessen war Glogau (8; 9 März) von den Preussen mit Sturm erobert worden, und auch Brieg mußte sich ihnen (5. May) ergeben. Der schlaue Neuperg machte zwar den Plan, sich der Stadt Breslau, durch ein Einverständnis, zu bemächtigen; allein Friedrich wußte

Galletti Weltg. 16r Th. 5 in

in den Cirkel der Damen, die mit dem östreichischen Plan bekannt waren, jemand einzuschleichen, der ihm alles verräth. Nun kam er, ohne sich weiter zu bedenken, Neupergs Anschlägen, durch eine eben so schnelle als listige Besetzung von Breslau, zuvor. Im Herbst dieses Jahres (1741 Oct.) mußte sich Meiß, die letzte östreichische Festung in Schlesien, an die Preussen ergeben. Schwesrin war schon bis in die Gegend von Olmütz vorgeedrungen, und der Erbprinz von Dessau bemächtigte sich (1742 Jan.) der Stadt Glatz. Neuperg dem es an Geschütz und an Kriegsvolk fehlte, mußte Schlesien ganz preisgeben.

Friedrich, der nun ganz Schlesien nebst der Grafschaft Glatz, in seiner Gewalt hatte, gieng in der rauhesten Jahreszeit (1742 Febr.) durch unwegsame Gebirge nach Mähren, und kam, nach 7 Tagen, mit einem großen Zuge von Geschütz bis nach Iglau. Er eroberte diese Stadt, obgleich der Fürst von Lobkowitz mit einer östreichischen Armee in der Nähe stand. Die Preussen drangen mit Abtheilungen von leichten Truppen bis nach

Stoeker

Stoekerau, vier Meilen von Wien, vor. Friedrich selbst rückte schon heran. Zwar zog er sich, bey der Annäherung der östreichischen Armee unter dem Prinzen Karl, dem Schwager der Marie Theresie, (1742 April) nach Böhmen zurück; aber auch hier entschied sich das Kriegsglück ganz zu seinem Vortheile. Der Prinz Karl hatte von dem Hofkriegsrathe zu Wien die ausdrückliche Weisung, dem Könige von Preussen eine Schlacht zu liefern. Diese war den Wünschen Friedrichs sehr willkommen. Der Schauplatz dieser Schlacht war (1742 am 17. May.) die an der Elbe liegende Gegend bey der Stadt Tzaslau und dem Dorfe Chothusitz. Die östreichische Cavallerie des rechten Flügels, die den Preussen den Sieg so sehr erschweren konnte, erleichterte ihnen denselben durch die Unvorsichtigkeit, mit welcher sie sich über die Deute zu frühzeitig herwarf. Sie versäumte es darüber, das Fußvolk, das mit dem linken Flügel der Preussen im Kampfe begriffen war, zu rechter Zeit zu unterstützen. Auch besetzte Friedrich eine von den Östreichern vernachlässigte Anhöhe, die ihm den Angriff des linken Flügels der Öst-

reicher erleichterte. Der Verlust an Menschen war, 1200 östreichische Gefangne abgerechnet, auf beyden Seiten fast gleich; allein diese Schlacht entschied das Schicksal eines ansehnlichen und schönen Landes. Die Königin Marie Theresie wünschte so innig, des Kampfes mit dem unternehmenden König von Preussen entledigt zu seyn, daß ihr die Friedensvermittlung des Königs von England sehr willkommen war. Aber auch Friedrich II, der sich immer mehr überzeugte, daß es Frankreich nicht redlich mit ihm meynete, den seine Bundesgenossen wenig unterstützten, dessen Staatscasse durch den bisherigen Krieg schon so sehr erschöpft war, daß in der Schatzkammer kaum noch 150,000 Thaler übrig waren, der sehnte sich gar sehr nach Friedensunterhandlungen. Dese leitete der großbritannische Gesandte bey dem Könige, der Lord Hyndfort, so glücklich ein, daß schon vier Wochen nach jener Schlacht (14. Jun.) zu Breslau die vorläufigen Vergleichspuncte zur Wichtigkeit kamen, und sechs Wochen später (28. Jul.) der feyerliche Friedensschluß unterzeichnet wurde. Marie Theresie trat dem Könige Friedrich ganz

Nies.

Niederschlesien, nebst dem nördlichen Theile von Oberschlesien, und die Graffschaft Glatz, ab.

Marie Theresie brachte dieses Opfer der Verlegenheit, in welche sie durch den vielfachen Kampf mit mehreren mächtigen Feinden versetzt wurde. Au den König von Preussen, der ihr schon ein Heer von 50 bis 60,000 Mann entgegen stellte, schloß sich auch der König August II von Polen, als Kurfürst von Sachsen, an. Er schien sich des Eifers, mit welchem der Vater der Marie Theresie, Karl VI, seine Erhebung auf den polnischen Thron befördert hatte, nicht mehr zu erinnern. Zwanzig tausend von seinen Truppen rückten (1741 Nov.), von dem Feldmarschall Hutowski angeführt, in Böhmen ein, und blieben bis zum breslauer Frieden in demselben.

In Böhmen drangen jetzt aber auch Franzosen und Bayern ein. Der Kurfürst von Bayern, der dem Anmarsche einer großen französischen Armee mit Sicherheit entgegen sah, die auch in der Mitte des Augusts (1741), 30,000 Mann stark, durch Schwarzen

ben

ben herbeykam, hatte schon vlerzehn Tage vorher (31. Jul.) sich der Stadt Passau, und der gegenüberliegenden Festung Oberhaus, durch List bemächtigt. Dieser Besitz bahnte ihm den Weg nach Oberdstreich. Nachdem er sich nun bey Schwärding (im Innviertel) mit den französischen Truppen vereinigt hatte, rückte er, als Oberbefehlshaber von 40,000 Mann, deren Oberbefehl er als Generallieutenant des Königs von Frankreich führte, in das östreichische Gebieth ein. Es fehlte in Oberdstreich eben sowohl an Kriegsvolk, als an Festungen. Selbst die Hauptstadt Linz konnte sich nicht wehren. Die abziehenden östreichischen Truppen zerstörten die Salzwerte bey Linz und Gemünden, damit sie die Feinde nicht benutzen könnten. Diese schickten ihre Streifpartheyen schon bis nach Oestreich unter der Ens. Der Kurfürst, der sich schon einen Erzherzog von Oestreich nannte, ließ sich von den Unterthanen huldigen. Zu Wien fürchtete man sich vor den Franzosen und Bayern so gewaltig, daß man ihnen, wenn sie gleich angerückt wären, keinen mächtigen Widerstand würde entgegen gesetzt haben. Dieß rieth auch Friedrich II dem Kurfürsten von Bay-

ern

ern an. Allein der gutmüthige Karl Albrecht, der, in der Gefangenschaft zu Wien erzogen, zu wenig Kenntnisse besaß, um die Vorschläge seiner unredlichen und unerfahrenen Rathgeber zu beurtheilen, der beschäftigte sich jetzt bloß mit dem Gedanken, sich in Prag die böhmische Krone aufsetzen zu lassen, der befürchtete, daß ihm der Kurfürst von Sachsen zuvorkommen möchte. Zur beschleunigten Ausführung seines Entschlusses bewog ihn auch das Gerücht, daß Marie Theresie im Begriffe wäre, dem Könige von Preussen Schlesien zu überlassen, und ihre Macht bey Prag zu versammeln.

Einige Abtheilungen des französischen und bayrischen Kriegsvolkes waren schon bis nach St. Pölten, 10 Meilen von Wien, vorgezungen, als der Kurfürst, 15,000 Mann in Oberdstreich zurücklassend, mit der Hauptarmee nach Böhmen zog. Vor Prag vereinigte er sich (14. Nov.) mit den Sachsen. Den vereinigten Feinden der Marie Theresie rückte aber die östreichische bis auf 40,000 Mann angewachsene Armee nach. Da nun die späte Jahreszeit einer ordentlichen Bela-

gerung

gerung der Hauptstadt Böhmens große Hindernisse entgegensezte, so war es für den Kurfürsten von Bayern ein sehr günstiges Ereigniß, daß der Graf von Sachsen (26. Nov.) einen Ueberfall eben so glücklich als muthig ausführte. Während daß er durch zwey, von einem gewaltigen Artillerie-Vermögungen begleiteten Angriffen, die Aufmerksamkeit der Besatzung beschäftigte, erstiegen die Franzosen, vermittelst einer einzigen Leiter, den von jenen Angriffen sehr entfernten Wall der Neustadt, wo man wenig Leute fand. Karl Albrecht genoß hierauf die Freude (19. Dec.), daß ihm die böhmischen Landstände, als ihrem Könige, huldigten. Doch vier Wochen hernach (17. Jan. 1742) wurde seiner Eitelkeit, durch die Wahl zum Reichsoberhaupt, noch mehr geschmeichelt. Da, außer seiner eignen Stimme, Cöln, Pfalz und Brandenburg auf seiner Seite waren, und die Gültigkeit der böhmischen Kurstimme von diesen Kurfürsten verworfen wurde, so konnte Karl Albrechts Wahl durch die österrichische Parthey, zu welcher Maynz, Trier und Hannover gehörten, nicht verhindert werden, und der Großherzog von Toscana, dem

dem man, als dem Gemahle der Marie Theresie, kein größeres Ansehen gönnte, mußte diesmal nachstehen. Karl VII beschwor eine Wahlcapitulation, auf welche die größte Sorgfalt verwendet worden war. Einige Wochen hernach (12. Febr.) erfolgte zu Frankfurth am Mayn die feyerliche Krönung. Derjenige, der dem Kurfürsten von Bayern diese Freude verschaffte, war eigentlich der Marschall von Belleisle, der alle Unterhandlung leitete. Dafür schien er aber auch mehr Kurfürst, als Gesandter, zu seyn; dafür bewies er aber auch einen auffallenden Stolz. Er ließ sich selbst vom Kurfürsten von Maynz in seinem Schlosse den Rang geben, und in seiner eignen Wohnung stand er bloß dem Kurfürsten nach.

Doch des Marschalls Belleisle, und noch mehr Karls VII glänzender Zeitraum eilte sehr schnell vorüber. Der neue Kaiser sah sich bald darauf selbst des Besitzes seines Erblandes beraubt. Seine Gegnerin, Marie Theresie, hatte Mittel gefunden, ihre Kriegsmacht so ansehnlich zu verstärken, daß sie den Bayern und Franzosen einen kraftvollen Wider-

Widerstand entgegensetzen konnte. Die schöne Frau erschien, mit ihrem Kronprinzen, dem nachmaligen Kaiser Joseph II auf dem Arme, (1741 am 11. Sept.) in der Versammlung der ungerschen Reichsstände, und erklärte ihnen, Thränen im Auge, in einer kleinen lateinischen Anrede, daß ihr, in ihrer bedrängten Lage, die Tapferkeit und Großmuth derselben als die einzige Zuflucht übrig bliebe. Die versammelten Magnaten fühlten den rührenden Vortrag der holden Niednerin so innig, daß sie die Hand an ihren Säbel legten, daß sie ihrer Vertheidigung ihr Leben aufzuopfern versprochen. Auch versammelten sich, noch vor dem Ende des Octobers, 15,000 wohlberittene und gerüstete Edelleute bey Pressburg. An diese schlossen sich bald noch sechs Regimenter Fußvolf aus den Gespannschaften, jedes zu 3000 Mann, und noch so viele Kriegersleute aus Croatien, Sclavonien und der Walachey, an, daß die Zahl derselben hinreichte, zwey beträchtliche Heere zu bilden. Während daß nun der Großherzog Franz selbst mit einem dieser Heere in Böhmen einrückte, und der französisch-bayrischen Truppenabtheilung von 15,000 Mann

in

in Oestreich, die unter dem Marschalle von Segur standen, die Verbindung mit der Hauptarmee in Böhmen entzog, trieb der Feldmarschall Graf von Rhevenhüller, jene aus den Städten Steyer und Ens heraus. Sein Untergeneral Bärenklau bemächtigte sich (1742 am 2. Jan.) der Stadt Schärding, des Einganges zum bayrischen Lande. In Zeit von sechs Tagen war ganz Oberösterreich von den Feinden verlassen; zu Linz mußte sich (23. Jan.) Segur mit 10,000 Mann ergeben. Bärenklau schlug erst den bayrischen Feldmarschall, Grafen von Thöring, der (17. Jan.) Schärding wieder erobern wollte, zurück, und brachte sodenn Passau, nebst dem Oberhaufe, in seine Gewalt. Am Tage nach Karls VII Krönung (13. Febr.) zogen die Oestreicher in München ein, und schon im März befand sich fast ganz Bayern nicht mehr in der Gewalt seines Landesherren. Ein neues Heer, welches der Duc d'Harcourt, mit Hülfe von Pfalz und Hessen-Kassel, auf 26,000 Mann brachte, hemmte die Fortschritte der Oestreicher nur auf eine kurze Zeit. Karl VII mußte seine Residenz nach Frankfurth versetzen.

setzen. Eben daselbst eröffnete er auch den Reichshofrath; dieser war aber durch den Umstand, daß man ihm zu Wien die Acten nicht ausliefern wollte, in seiner Wirksamkeit sehr eingeschränkt. Die Reichsversammlung entschloß sich erst nach einigen Monathen (21. May) dem Kaiser Karl nach Frankfurth zu folgen.

Karl VII rechnete damals noch am meisten auf die Hilfe des Königs von Preussen; aber auch dieser konnte nicht so viel thun, als er zu thun wünschte. Es war sein Plan, durch Mähren bis nach Oestreich unter der Ens vorzudringen; aber die französischen Truppen, die sich bisher an seine Armee angeschlossen hatten, zogen nach Böhmen. Die Sachsen rüsteten sich gleichfalls zum Abmarsche, und wenn sie auch, dem ausdrücklichen Befehle ihres Königs zufolge, noch einige Zeit dablieben, so bewiesen sie doch wenig Thätigkeit, und ihr König, August III, verweigerte dem Könige Friedrich das Geschütz zur Belagerung von Brünn. Er schügte Geldmangel vor; aber er hatte erst kürzlich einen großen grünen Diamant für 400,000
Thal

Thaler gekauft. Friedrichs Stolz bey Eszau belebte Karls VII Hoffnung von neuem; aber seine schönen Aussichten tauschten ihr. Sein Schicksal wurde seit dieser Zeit noch schlimmer. Seit dem breslauischen Frieden drängte Oestreichs Macht gegen die Franzosen und Bayern weit furchtbarer, als vorher, heran. Karl bekam aus seinem Erblande gar keine Einkünfte mehr. Er befand sich deswegen so sehr in Verlegenheit, daß er schon im May dieses Jahres (1742) die Reichsversammlung um eine Geldunterstützung ersuchen mußte. Zum Vorwande brauchte er die Unterhaltung der kaiserlichen Gesandtschaften, und des Reichshofraths. Die meisten Reichsstände bewilligten ihm auch, aber erst nach fünf Monathen (im Oct.) fünfzig Römernonathe, die zu spät kamen, und für seine Bedürfnisse nicht hinreichend waren.

Indessen wurden Karls VII Aussichten immer trauriger. Seine Bundesgenossen, die Franzosen, geriethen immer mehr in Verlegenheit. Velleisle, der zu Frankfurth krank war, wollte zugleich die Unterhandlungen leiten und, in der Ferne, eine Armee com-
mand

mandiren. Die französische Armee, deren Oberbefehlshaber wenig Ansehen hatten, schmolz durch Gefechte und Mangel immer mehr zusammen. Die Bundesgenossen trauten einander immer weniger. Hierzu trug das sonderbare Benehmen des alten Fleurys sehr viel bey. Er schrieb dem Grafen von Königseck, daß die Theilnahme an diesem Kriege nicht sein Werk sey. Marie Theresie ließ diesen Brief drucken. Velleisle erschien nun verdächtig, und die französische Regierung schwach. Fleury schrieb nun in einem zweyten Briefe: er würde künftig nicht mehr sagen, was er dächte, und auch dieser Brief wurde gedruckt. Dieß machte der Marie Theresie, und ihren Kriegern, Muth. Der Prinz Karl von Lothringen, der mit einem von den drey Hauptheeren der Marie Theresie schon in Böhmen stand, zog das Heer des Fürsten von Lobkowitz an sich. Nun kam die Stadt Pilsen, nebst einem französischen Magazine, in die Gewalt der Oestreicher. Von diesen wurde die französische Armee von 25,000 Mann, die sich, unter Velleisle, und Broglie bey Prag zusammen zog, immer enger eingeschlossen. Sie fühlte hier bald

bald einen so großen Mangel an Lebensmitteln, daß sich ihre Oberbefehlshaber entschließen mußten, mit den Oestreichern wegen eines freyen Abzuges zu unterhandeln. Diese bestanden jedoch auf ihrer Kriegergefangenschaft. Die Franzosen, die sich derselben nicht unterwerfen wollten, mußten sich hierauf (im Jul.) in die Stadt ziehen. Sie thaten (17. Jul.) einen Ausfall, der den Oestreichern 3000 Mann raubte. Aber dieser Verlust war für die große Armee derselben nicht sehr beträchtlich. Indessen wuchs die Noth in Prag so sehr an, daß man zum Pferdesfleisch seine Zuflucht nehmen mußte. Jetzt zeigte sich aber zur Rettung der Franzosen einige Hoffnung.

Eine Armee von 35,000 Mann Franzosen, die, theils als Reserve, theils zur Beobachtung der hannoverschen Truppen, bisher in Westphalen gestanden hatte, rückte, von Maillebois geführt, (im Sept.) durch Franken und Bayern herbey, um der in Prag eingeschlossenen französischen Armee Hülfe zu verschaffen. Dieser gieng ein großer Theil der östreichischen Hauptarmee entgegen. Die Franz

Franzosen in Prag bekamen dadurch Gelegenheit, sich mit einem frischen Vorrathe von Lebensmitteln zu versehen. Der Duc von Broglio rückte mit einem Theile derselben bis nach Leutmeritz vor, um sich mit dem Maillebois, der in der Gegend von Eger angelangt war, zu vereinigen. Aber dieser Vereinigung konnte nur ein Treffen den Weg bahnen, und dieses Treffen wollte Fleury nicht zugeben. Indessen gewann Rhevenhüller hinlängliche Zeit, mit seiner Armee aus Bayern herbeizukommen, und sich an das Heer des Prinzen Karl anzuschließen. Dieses wurde hierdurch der Truppenzahl des Maillebois so sehr überlegen, daß dieses sich (im Oct.) von Eger wieder zurückziehen mußte. Der Marsch nach Böhmen hatte seine Armee um 11,400 Mann vermindert. Broglio zog ihm nach. Beide wendeten sich nach Bayern, wo der Graf von Seckendorf, der Oberbefehlshaber der bayrischen Truppen, die Entfernung des Grafen von Rhevenhüller benutzt hatte, um ganz Bayern bis an den Inn wieder in Besitz zu nehmen. Selbst München mußte von Warsenkau (6. Oct.) geräumt werden.

Die

Die Franzosen in Prag, und ihr Obergeneral Belleisle, sahen sich nun bald wieder in die vorige Noth versetzt. Man mußte wieder Pferde schlachten. Selbst auf der Tafel von Belleisle wurde Pferdefleisch gespeiset. Eine Henne kostete einen Ducaten, ein Pfund Butter fünf Livres. In der Verzweiflung über diesen traurigen Zustand faßte Belleisle den kühnen Entschluß, mit den 14,000 Mann, die ihm noch übrig blieben, aus Prag sich herauszuschleichen. Er wählte zur Ausführung dieses Entschlusses eine sehr kalte Winternacht (17. Dec.). Es gelang ihm, den Oestreichern, die ihn verfolgten, durch einen Schnellmarsch so weit zuvorzukommen, daß er nach 11 Tagen (30. Dec.) zu Eger anlangte. Dieß war der einzige Ort in Böhmen, den die Franzosen noch besetzt hatten. Allein Belleisle's kleines Heer war auf diesem mühevollen und gefährlichen Wege um die Hälfte vermindert worden. Die schwache Besatzung von Prag, die aus 1000 Mann, meistens Invaliden, bestand, mußte sogleich die Stadt übergeben. Dieß war das Schicksal eines französischen Heeres von 30,000 Mann, das sich in das

Galletti Weltg. 16r Th.

I

In

Innere von Deutschland zu weit hinein gewagt hatte!

Karl VII, dem Frankreich dieses Opfer brachte, sah zwar (1743 April) seine Residenzstadt wieder; allein seine Freude war abermahls von kurzer Dauer. Die östreichische Hauptarmee unter dem Prinzen Karl, die jetzt in Böhmen keine Beschäftigung mehr hatte, rückte nun nach Bayern. Karl VII konnte ihr für jetzt nicht mehr, als 15,000 Mann, entgegenstellen. Es fehlte ihm zwar nicht an Mannschaft, sein Heer zu vergrößern; aber es fehlte ihm an Geld, diese Mannschaft zu kleiden und auszurüsten. Diese stellte sich auch nicht freywillig, sondern nur auf ein allgemeines Aufgeboth, und man durfte sich auf ihren Muth nicht sehr verlassen. Karl VII hatte auch keine einsichtsvolle und erfahrene Generale. Dieß bewies Minuzzi, dem der Feldmarschall Seckendorf den Auftrag gab, mit 7000 Mann, die Stadt Scharding gegen die Angriffe von Rhevenhüller zu vertheidigen. Minuzzi verwahrte seinen linken Flügel so schlecht, daß ihn der östreichische Feldherr schlagen konnte.

Die

Die Bayern verlohren 4000 Mann, und Minuzzi selbst gerieth in die Gefangenschaft.

Die Östreicher drangen hierauf von allen Seiten in Bayern ein. Der französische General Broglio blieb ganz unthätig, ungeachtet das unter seinem Befehle stehende Kriegsvolk, bey Donauwerth, durch 10,000 Mann frische Truppen vermehrt worden war. Selbst eine Unterredung, die Karl VII in eignen Person mit ihm hielt, entfernte ihn nicht von dem Vorhaben, nach Frankreich zurückzugehen. Er setzte seinen Marsch ununterbrochen bis nach Straßburg fort, wo er, am Tage nach seiner Ankunft, die Officiere seiner Armee, für die ausgestandenen Mühseligkeiten des Marsches, durch einen Ball entschädigte. Der von jedermann verlassene Karl mußte nun (1743 am 8. Jun.) aus seiner Residenzstadt München zum zweyten Mahl entfliehen. Er gieng abermahls nach Frankfurth. Seinem Feldmarschall Seckendorf ließ er die Vollmacht, mit dem Prinzen Karl in Unterhandlungen zu treten. Diese hatten die Folge, daß Seckendorf (27. Jun.)

S 2

sich

sich verbindlich machen mußte, mit allem seinen Kriegsvolke aus Bayern abzuziehen. Seckendorf mußte nun, bey Wertingen gelagert, die unbarmherzigen Erpressungen, welchen die Bewohner Bayerns von den Oestreichern unterworfen wurden, mit ansehen. Hierauf kam (8. Sept.) auch Eger wieder in die östreichische Gewalt.

Der bedrängte Karl VII nahm jetzt seine Zuflucht zu der Reichsversammlung, um sich durch ihre Vermittlung zu einem Vergleiche mit der Marie Theresie den Weg zu bahnen. Auch den König von Großbritannien ersuchte er, sich für ihn zu verwenden. Die Reichsversammlung machte (1743 im May) wirklich einen Versuch, ihn mit der Königin von Ungern auszusöhnen. Daß Bayern wieder im Besitz seines Landesherren kommen würde, schien schon so ausgemacht, daß man einen Plan entwarf, den Kaiser für seine Ansprüche auf Oestreich, durch eingezogene Hochstifter, zu entschädigen. Aber auch auf dieses glaubte man sich zu Wien nicht einlassen zu dürfen, da Marie Theresie, durch den Beystand der Seemächte, in den Stand gesetzt wurde,

wurde, der französischen Macht den kraftvollsten Widerstand entgegenzusetzen.

Der König Georg II von Großbritannien, der schon, als Kurfürst von Hannover, für das Haus Oestreich eine große Anhänglichkeit hatte, aber auch noch von einem ganz unverföhnlichen Haß gegen Frankreich, welches den Prätendenten in Schutz nahm, angetrieben wurde, war durch ansehnliche Subsidien, die ihm das Parlament (1741 April) bewilligte, mit den nöthigen Mitteln versehen worden, ein Heer von mehr als 30,000 Mann Hannoveranern, Dänen und Hessen ins Feld zu stellen. Allein die Thätigkeit dieses Heeres wurde erst durch ein hinlänglich Observationscorps, das ihm Friedrich II entgegenstellte, und dann durch eine französische Armee von 42,000 Mann, die der Marschall von Maillebois nach Westphalen führte, so mächtig gehemmt, daß Georg II sie und sein Land (im Sept.) nicht anders retten konnte, als durch das Versprechen, daß er, als Kurfürst von Hannover der Marie Theresie keinen Beystand leisten, daß er an dem Kriege überhaupt keinen Theil nehmen, und der

Kais

Kaiserwahl Karls VII nicht widersprechen wollte. Allein seitdem sich Georg II von Friedrichs II Macht nicht mehr bedroht fühlte, zeigte er sich als einen sehr eifrigen Bundesgenossen der Marie Theresie. Mit sieben Millionen Pfund, die ihm das Parlament zugestand, bezahlte er den Sold für 16,000 Hannoveraner, und 6000 Hessen. Er bestimmte auch die Reglerung der vereinigten Niederlande, 20,000 von ihren Soldaten in marschfertigen Zustand zu versetzen. Das Verlangen, als General zu glänzen, hatte an Georgs Eifer einen großen Antheil: Schon im Herbst des Jahres 1742 hatte er ein 50,000 Mann starkes Heer, das, ausser den Hannoveranern und Hessen, auch noch aus Engländern und Oestreichern, bestand, beysammen. Er nannte es die pragsmatische Armee. Friedrich II erklärte zwar sehr ernstlich, daß er ihren Einmarsch in Deutschland nicht zugeben würde; allein sie rückte dennoch (1743 Febr.) von dem General Stair angeführt, durch das Gebieth von Jülich und Cöln, gegen den Mayn an. Der Kurfürst von der Pfalz wurde dadurch genöthigt, sein Kriegsvolk von der Armee seines

nes Veters, des Kaisers, zurückzuziehen. Man that hierauf von Seiten des in der größten Noth sich befindenden Kaisers den Vorschlag, ihm durch eine Neutralitäts- oder Vermittlungsarmee Hülfe zu leisten; aber niemand wollte deswegen Truppen marschiren lassen.

Doch Frankreich hielt es nicht für politisch, den Kaiser ganz sinken zu lassen. Das politische System des dasigen Hofes hatte sich überhaupt geändert. Der alte Fleury war zu Issy, einem Pfarrdorfe nicht weit von Paris, mit schönen Landhäusern, (1743 am 29. Jan.) 89 Jahre alt, gestorben. Mit ihm endigte sich der Zeitraum der Geschichte Ludwigs XV, wo in der französischen Regierung noch ein fester Plan herrschte. Jetzt faßte Ludwig XV zwar den Entschluß, selbst zu regieren; aber zu schwach, diesem Entschlusse treu zu bleiben, überließ er sich denen, die ihm seine Maitresses empfahlen. Es gab jetzt mehrere Minister, von welchen jeder seinen eignen Zweig der Staatsangelegenheiten hatte, von welchem keiner den andern übersah. Der Finanzminister Orry, ein

eben so redlicher als geschickter Mann, bemühte sich des Cardinals ökonomisches System fortzuführen, und er empfahl sich dem König durch seine Bescheidenheit und Unelgennützigkeit. Der Marineminister Maurepas verband, mit einem glücklichen Gedächtniß, eine leichte und angenehme Art in der Behandlung der Geschäfte. Ihn zog Amelot, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ein rechtschaffener, kenntnißvoller, thätiger Mann, vorzüglich zu Rathe. D'Argenson, der Kriegsminister, ein Mann von hohem Geist, wußte, mit der Leichtigkeit und Feinheit des Hofmanns, Kenntniß, Arbeitsamkeit, und festen Willen, zu verbinden. Maurepas war, obgleich ein Gegner der Chateauroux, derjenige, dem Ludwig XV sein vorzügliches Vertrauen schenkte, der ihn bestimmte, sich Karls VII mit kraftvollen Nachdruck anzunehmen. Ludwig XV ließ nun den Marschall von Noailles, der, als Minister und General, die Beschäftigung mit den Wissenschaften nicht vergaß, mit einem neuen Heere von 60,000 Mann über den Rhein gehen. Dieses rückte bis Stockstadt, der Stadt Aschaffenburg gegen über, vor.

Zu

Zu Aschaffenburg war das Hauptquartier Georgs II, und seines Sohnes, des Herzogs von Cumberland, der sich, unter des Vaters Augen, zum General bilden sollte. Seine Armee stand zwischen dem nördlichen Ufer des Mayns, und einer Reihe waldiger Berge des Spessarts. Dieses französische eben so schöne als zahlreiche Heer breitete sich auf der südlichen Seite des Mayns, von Seeltzgenstadt bis zu dem kleinen Dorfe Dettingen, unterhalb Aschaffenburg, aus. Noailles hatte eine solche Stellung, daß er dem Könige Georg alle Zufuhre aus Franken entziehen konnte. Grammont, sein Neffe und sein General der Cavallerie, gieng bey Seeltzgenstadt über den Mayn bis nach Dettingen, um Georgs Verlegenheit zu vergrößern. Georg setzte sich hierauf mit seiner Armee in Bewegung, um gegen Hanau, wo der Erbprinz von Hessen die Zufuhre aus Franken deckte, anzurücken. Der Weg, der dahin führte, war von dem Gebirge und dem Mayn eingeschlossen. Noailles machte (27. Jun.) einen vortrefflichen Operationsplan, der, pünktlich ausgeführt, die Vernichtung der ganzen pragmatischen Armee nach sich

gezog:

gezogen haben würde. Noailles ließ einen großen Theil seiner Cavallerie nach Dettingen vorrücken. In eine Vertiefung hinter Dettingen stellte er eine Abtheilung von Fußvolk hin. Am Mayn standen zwey Batterien. Allein sein allzuracher Neffe, Grammont, rückte, in der Meynung, daß eine Colonne der Engländer schon vorüber gezogen wäre, aus seiner vortheilhaften Stellung heraus. Die Allirten konnten nun ordentlich aufmarschieren. Die Batterien der Franzosen thaten ihnen nun keinen Schaden mehr und die Tapferkeit der Franzosen war vergebens. Die Heldenthaten ihres jungen Adels blieben vom Erfolge unbelohnt. Die Franzosen litten einen großen Verlust. Georg II der, wie sein Zeitgenosse Friedrich II spöttisch bemerkt, mehr den tapfern Obersten seiner Leibgarde, als den einsichtsvollen General vorgestellt hatte, machte von seinem Siege, den er eigentlich dem General Stair zu danken hatte, keinen Gebrauch. Noailles, der sich in seiner Stellung behauptet hatte, gieng erst im Julius bey Worms über den Rhein zurück. Als er den Kaiser zu Frankfurt besuchte, fand er ihn in einer so dringenden

genden Selbstverlegenheit, daß er es wagen zu können glaubte, ihm mit einem Creditbrief auf 40,000 Thaler auszuhelfen.

Karl VII, der sich nun abermahls wieder ganz verlassen sah, hätte sich jetzt glücklich geschätzt, nur seine Erblande wieder zu bekommen. Man ersuchte sogar den König Georg um seine Vermittlung; aber Marie Theresie spannte ihre Forderungen jetzt noch höher. Man gieng zu Wien so weit, daß man Karls VII Wahl für ungesekmähtig, daß man die Reichsversammlung zu Frankfurth für eine vorgebliche erklärte, und dennoch ließ man bey eben derselben die Protestation gegen ihre Gültigkeit zur Dictatur bringen.

Marie Theresie wünschte für Schlessien, das sie hatte an den König von Preussen abtreten müssen, durch Lothringen, das ehermahlige Erbland ihres Gemahls, entschädigt zu werden. Da es nun für ihre Armee in Böhmen und Bayern keine Beschäftigung mehr gab, so konnte sie zu einer Unternehmung am Rhein gebraucht werden. Der Prinz Karl rückte (1743 Aug.) dem Mar-

schall

schall Broglis durch Franken und Schwaben nach. Zugleich brach der König Georg aus der Gegend von Hanau auf, und gieng bey Mainz ganz ungehindert über den Rhein. Seht kamen auch 20,000 Mann Holländer bey Frankfurth an. Anstatt sich aber an die Armee der Allirten anzuschließen, blieben sie bey Frankfurth so lange stehen, bis sie von ihrer Regierung den Befehl erhielten, den Rückmarsch anzutreten, um zur Vertheidigung der holländischen Festungen gebraucht zu werden. Doch der König Georg bewies sich mit seinem ansehnlichen Heere eben so wenig thätig. Nachdem er es erst ganz ruhig hatte geschehen lassen, daß Noailles die Festung Landau mit den gehörigen Vorräthen versorgte, rückte er endlich (25. Sept.) von Worms nach Speyer. Er that jedoch auch jetzt weiter nichts, als daß er die Verschanzungslinie, die Noailles bey Landau, an der Queich, hatte aufwerfen lassen, niederreißen ließ, und sodenn (im Nov.) wieder über den Rhein zurückgieng. Da Georg II die gemeinschaftliche Sache so wenig beförderte, so gelang es dem Prinzen Karl nicht einmal, über den Rhein zu gehen. Die Franzosen

hatten das von Hünningen bis Straßburg sich ausbreitende Rheinufer durch Verschanzungen so gut verwahrt, daß alle Versuche des Ueberganges, die die Ostreicher wagten, fruchtlos waren.

Frankreich, das bisher nur als Bayerns Bundesgenosse aufgetreten war, kündigte hierauf (1744 April) der Königin von Ungern, und (im May) dem Könige von Großbritannien, die sein eignes Reich mit einem Angriffe bedrohet hatten, feyerlich den Krieg an. Ludwig XV wollte die Marie Theresie in ihren Niederlanden auf einer empfindlichen Seite angreifen, und zugleich die Holländer züchtigen. Zu dieser Unternehmung wurde ein Heer von hundert tausend Mann bestimmt. Ludwig XV folgte dem klugen, von den schlaunen Aufmunterungen der Chateauroux *) unterstützten, Rath von Maurepas, den Oberbefehl über dieses Heer selbst zu übernehmen. Sein Beyspiel entzündete die Franzosen, die lange keinen König in ihrem Lager gesehen hatten, bis zur Begeisterung. Dieser Begeisterung entsprach auch der Gang des Feldzuges. Nach wenig Monathen (May bis Jul.)

*) Oben, S. 136.

Jul.) befanden sich Mentz, Ypern, und andre Festungen mehr, in französischer Gewalt. Doch Ludwig XV mußte jetzt seine eigne Provinz Elsaß zu retten suchen.

Dem Prinzen Karl glückte seine Unternehmung gegen Elsaß jetzt besser, als im vorigen Jahre. Sein Gehülfe war, seit Rhenhüllers Tod, der Feldmarschall Traun. Die leichten ungerischen Truppen streiften schon bis an die lothringischen Gränzen. Menzel, ein berühmter Partheygänger dieser Zeit, forderte die Einwohner von Lothringen, Franche Comté u. s. w. auf, wieder unter die deutsche Herrschaft zurückzukehren. Die französischen Truppen in Elsaß, die den als einen braven General bekannten Marschall von Coigny zum Oberbefehlshaber hatten, waren zum kraftvollen Widerstande zu schwach. Ihre Anzahl vermehrten die Bayern und Hessen unter Seckendorf, die bisher unter dem Nahmen einer neutralen Armee, welche jedoch von Frankreich bezahlt wurde, bey Philippsburg gestanden hatten. Doch Coigny und Seckendorf hatten zusammen zu wenig Mannschafft, den Uebergang der Oest-

reicher

reicher zu verhindern. Sie waren wegen dieses Ueberganges völlig in der Ungewißheit, als Karl und Traun (1744 am 1. Jul.) ihnen ganz unerwartet, bey dem badenschen Dorfe Schröck, ihre Truppen auf Maren übersetzten. Seckendorf, der hier stand, zeigte, es zu verhindern, zu wenig Nachdruck. Am folgenden Tage setzte Karl bey Weissenau, unterhalb Stockstadt, nicht weit von Maynz, den größten Theil seines Heeres über. Die Verschanzungslinie bey Lauterburg, im Hochstifte Speyer, wurde erobert, und auch Weissenau mußte sich bald ergeben. Den Oestreichern war hierdurch der Weg nach Unterelsaß gebahnt. Dieß rettete jedoch Coigny's Entschlossenheit. Während daß die östreichische Hauptarmee bey Lauterburg ihre Abtheilungen noch nicht beisammen hatte, eilten (6. Jul.) Coigny und Seckendorf, der weissenburger Unten sich zu bemächtigen, und Weissenburg selbst mit Sturmleitern einzunehmen.

Doch Coigny und Seckendorf waren zu schwach, um den Angriff der Oestreicher länger aufzuhalten. Ludwig XV mußte sich daher

her

her entschließen, von seiner glänzenden Laufbahn in den Niederlanden nach Elfaß zu eilen. Eben wollten die Oestreicher weiter vorrücken, als Ludwig zu Metz anlangte. Er erwartete hier nur den vorzüglichsten Theil seiner niederländischen Armee, um dem Prinzen Karl eine Schlacht zu liefern, als ihn plötzlich eine Krankheit überfiel. Aerzte und Höflinge erklärten diese Krankheit für sehr bedenklich. Alles schwebte schon in der ängstlichsten Besorgniß. Endlich wagte es Casseira, ein Arzt zu Metz, zu behaupten, daß man den kranken König retten könne, wenn er sich nur ruhig verhielte. Hierauf traf Richelieu sogleich Anstalten, daß alle Thüren zu den Zimmern des Königs verschlossen, daß nur seine vertrauesten Diener, und die beyden Maitressen, zugelassen wurden. Maupes pas hatte den Feldzug des Königs für ein günstiges Mittel angesehen, ihn von dem Umgange mit der Chateauroux, und ihrer Schwester Lauraguats, zu entfernen, um ihren Einfluß zu schwächen. Auch ließ sich Ludwig von ihm bereden, sie auf dem Lustschlosse Plaisance zurückzulassen; allein sie reiseten, von dem Liebesminister Richelieu anfs

aufgemuntert, dem Könige dennoch nach, und wurden auch zu Ypern, zum großen Aerger der Officiere und Soldaten, von ihm aufgenommen. Jetzt brachte es aber die Gegenparthey, die aus dem Prinzen vom königlichen Hause, und dem Großalmosenier, dem königlichen Beichtvater, bestand, dahin, daß der König nicht nur seine Beichte ablegte, sondern auch in die Entfernung der beyden Maitressen einwilligte. Es wurde ihnen sogar der längere Aufenthalt in der Stadt versagt, und sie reiseten in der größten Eile, und unter den heftigsten Schmähungen des Pöbels, von Metz ab. Der König wurde aber hierauf so gefährlich krank, daß man sein Lebensende schon für nahe hielt. Ein bloßer Wundarzt verordnete ihm endlich ein so richtig abgemessenes Brechmittel, daß ihm sein Leibarzt, der nun von Paris her beyellte, die Genesung ankündigen konnte.

Ludwig war von den Beweisen von zärtlicher Liebe, die ihm die Einwohner der Hauptstadt bey dieser Gelegenheit gaben, äußerst gerührt. Die ganze Stadt war, während seiner Krankheit, in der lebhaftesten Unruhe. Gallotti Weltg. 16r Th. R „Ach

„Ach wenn er stirbt,“ riefen die Pariser „so geschieht es, weil er für das Vaterland focht!“ Es geschah in mehreren Kirchen, daß der Prediger, der das Gebeth für die Wiederherstellung des Königs ablesen sollte, durch seine Thränen, und durch das Angstgeschrey der Gemeinde, unterbrochen wurde. Der Courter, der die erste Nachricht von seiner Wiedergenesung brachte, wurde von den Umarmungen der gemeinen Leute bald erdrückt. Man küßte sogar sein Pferd. Alle Straßen erschallten von dem Freudenrufe: „der König ist wieder gesund.“ „Ach“ rief Ludwig bey der Nachricht von dieser Freude der Pariser aus: „wie süß ist es doch, so geliebt zu werden, und was habe ich gethan, diese Liebe zu verdienen?“

Durch Ludwigs Krankheit wurde der Muth der Franzosen allerdings etwas niedergedrückt. Die Schlacht unterblieb. Indessen bildeten die Franzosen und Bayern, nachdem Noailles mit 30,000 Mann (13. Aug.) sich an sie angeschlossen hatte, eine Armee von 80,000 Streikern, welche die österreichische um ein Drittel übertraf. Dennoch würde Karl
Elfaß

Elfaß nicht so bald verlassen haben, wenn nicht eine seiner Schwägerin drohende Gefahr ihn zurückgerufen hätte.

Dritter Abschnitt.

Frankfurter Union. Friedrich II erobert Böhmen, wird aber durch den Prinzen Karl wieder herausgedrängt. Die Franzosen nehmen Freyburg ein. Karl VII stirbt nicht lange nach seiner Rückkehr nach München. Sein Nachfolger vergleicht sich mit Marie Theresie. Friedrich siegt bey Hohenfriedberg und bey Trautenau. Franz I wird Kaiser. Schlacht bey Kesselsdorf. Friede zu Dresden.

Die große Entfernung der österreichischen Hauptmacht von den Erblanden der Marie Theresie konnte den König Friedrich, und wenn er auch keine andern Ursachen zur Erneuerung des Krieges gehabt hätte, schon auf den Gedanken bringen, eine neue Unternehmung, auf Kosten der österreichischen Monarchie,

nächste, zu wagen. Marie Theresie wurde ihm zu mächtig. Bayern war unterdrückt. Kursachsen hatte sich (seit dem May 1744) an Oestreichs Bundesgenossen angeschlossen. Sektendorf, dessen Herr, der Kaiser Karl VII, seine Officiere und Soldaten so wenig bezahlen konnte, daß er seine Juwelen verkaufen oder verpfänden mußte, gab sich damals zu Berlin alle Mühe, den König Friedrich zu einer neuen Verbindung mit den Gegnern der Marie Theresie zu verbinden. Es glückte ihm auch so gut, daß Friedrich II mit dem Kaiser Karl VII, imgleichen Schweden und Hessenkassel (1744 am 22. May) zu Frankfurt eine sogenannte Union schloß. Die Hauptpunkte derselben setzten fest, daß man die Verfassung des deutschen Reichs, nach dem Sinne des westphälischen Friedens, so wie die Würde und das Ansehn des Kaisers, aufrecht erhalten wollte.

Erst drey Monathe nach dem Schlusse der frankfurter Union, (25. Aug.) leistete Friedrich demjenigen, was er dem Kaiser versprochen hatte, Gnüge. Er erwartete hierzu den Zeitpunkt, wo sich die östreichische Armee

Armee jenseits des Rheins befinden würde. Er rückte nun plötzlich mit hundert tausend Mann in Böhmen ein. Nach acht Tagen (2. Sept.) waren alle seine Abtheilungen bey Prag versammelt. Neun Tage später (11. Sept.) wurden von den Preussen die Laufgräben geöffnet, und kaum hatte die eigentliche Belagerung fünf Tage gedauert, als der Commandant, der Graf von Marsch, die Uebergabe anbot. Man machte es ihm zum lebhaften Vorwurfe; daß ihm eine aus 16,000 Mann Landmiliz und Croaten bestehende Besatzung, daß ihm die kriegerische Begeisterung der Bürger und Studenten, daß ihm die Annäherung der östreichischen Armee, deren Vortrab nur noch drey Meilen entfernt war, nicht mehr Standhaftigkeit eingeblößt hatte. Die Besatzung mußte sich noch überdieß der Kriegsgefangenschaft unterwerfen. In Zeit von fünf Wochen war fast ganz Böhmen von den Preussen besetzt.

Wenn die östreichische Hauptarmee in Elsaß noch einige Zeit beschäftigt worden wäre, so würde es dem Könige Friedrich vielleicht gelungen seyn, seinen Besitz von Böhmen so

zu befestigen, daß man ihm denselben so leicht nicht wieder hätte entreißen können. Aber Friedrich wurde jetzt abermahls durch die Erfahrung überzeugt, wie wenig man sich im Ganzen auf die redliche und pünktliche Unterstützung seiner Bundesgenossen verlassen darf. Der Prinz Karl mußte, um die Erblande der Marie Theresie zu retten, über den Rhein zurückgehen. Wie wirksam hätten ihn nun die französischen Generale, wenn sie ihren Pflichten gegen den König von Preussen Gnüge leisten wollten, daran verhindern können! Allein die französische Armee war von der östreichischen durch einen morastigen und unterbrochnen Boden getrennt, und Noailles meynte, man dürfe den besten Theil der französischen Armee keiner Schlacht aufopfern. Darüber giengen die Oestreicher ganz ungehindert über den Rhein zurück. Sie zogen durch Schwaben und Bayern nach Böhmen, wo sich nicht nur die östreichische Truppenabtheilung des Generals Bathyant, sondern auch (22. Oct.) das 22,000 Mann starke kursächsische Heer unter dem Herzoge von Weissenfels, an sie anschloß. Sie zählten nun, die leichten Trup-

pen ungerechnet, 82,000 Streiter. Friedrich hatte zwar fast eben so viele Soldaten; allein die Oestreicher, die das Land besser kannten, wußten, durch ihre vielen leichten Truppen, die verschiedenen preussischen Abtheilungen und Besatzungen, durch schlaue Märsche und Stellungen, bald hier bald dort von der Hauptarmee zu trennen, und die Verbindung zwischen Oestreich und Sachsen entzog den Preussen die Zufuhre auf der Elbe. Der Prinz Karl hatte auch eine so gute Stellung, daß er jedem Angriffe Troß bieten konnte. Das meiste leistete aber die Thätigkeit seines Gehülfen Traun. Friedrichs Verlegenheit wurde noch durch Mangel, rauhe Witterung und Krankheiten vergrößert. Er mußte sich daher entschließen, erstlich (9. Nov.) bey Colm über die Elbe zu gehen, und endlich den Rückweg nach Schlessien anzutreten. Er mußte (27. Nov.) seine Besatzung aus Prag herausziehen. Auf seinem Rückzuge hatte er weniger mit den Oestreichern, als mit den Elementen, zu kämpfen. Die Oestreicher griffen ihn zwar öfters, aber weder mit Ordnung, noch mit Nachdruck, an. Nach 20 Tagen (am 16. Dec.) langte er endlich auf dem

dem schlesischen Boden an. Seine Armee war nicht nur durch allerley Unglücksfälle, sondern auch durch das starke Ausreißen seiner Soldaten, die sich dem zwangvollen Zustande mit großer Bereitwilligkeit entzogen, beträchtlich vermindert worden. Daher nahmen die Oestreicher nicht nur die ganze Grafschaft Glas, bis auf die Hauptstadt, sondern auch das preussische Oberschlesien, bis auf die Festung Kosel, in Besitz. Hier trieb sie jedoch der General von Lehwald, und dort der Fürst von Dessau (1745 Jan.) wieder heraus.

Wenn die Franzosen Friedrichs Unternehmung gegen Böhmen nicht gehörig unterstützten, um ihn vielleicht nicht zu mächtig werden zu lassen, so leisteten sie ihm doch jetzt den Dienst, einen Theil der östreichischen Macht von ihm entfernt zu halten. Den Oestreichern langsam nachrückend, sonderte sich die französische Armee, die über den Rhein gieng, in drey Abtheilungen ab. Mit der einen von derselben schloß Coigny die Stadt Freyburg in Breisgau ein; mit 12000 Mann besetzte der Graf von Velleisle, der
 Bru:

Bruder des Marschalls, die östreichischen Besitzungen in Schwaben; mit den bayrischen Truppen zog Seckendorf dem Prinzen Karl nach. Ludwig XV fand sich einmahl wieder selbst bey der Armee ein. Unter seinen Augen wurde die Belagerung von Freyburg von den Franzosen so heftig betrieben, daß sie zwey Monathe nach Eröffnung der Laufgräben, die Uebergabe (7. Nov.) erzwangen. Die Franzosen leiteten, vermittelt eines 2600 Toisen langen Kanals, die Treisam ab. Als der Kanal kaum vollendet war, brach ein Damm ein, der die ganze Arbeit zerstörte. Allein die Franzosen führten sie, unter dem Kanonenseuer der Festung, von neuem aus. Ihr Monarch wollte nicht eher nach Paris zurückkehren, als bis Freyburg erobert seyn würde. Coigny verdoppelte daher seinen Eifer, um ihm dieses Vergnügen zu machen. Aber der Besitz dieser einzigen Stadt kostete 12,000 Mann. Doch bemächtigten sich die Franzosen auch der Waldstädte, und der Stadt Costniz.

Seckendorf bewegte sich indessen mit seinem durch Mühseligkeit, Unfälle, Mangel
 an

an Geld, Lebensmittel, und Geschütz gebeugten Kriegsvolk nur langsam fort. Man gab ihm Schuld, daß er, wegen eines heimlichen Einverständnisses mit Oestreich, absichtlich so verfare. Er bemächtigte sich endlich (2. Oct.) der Stadt Donauwerth, die ihm den Weg nach Bayern öffnete. Värenklau mußte (16. Oct.) München abermahls verlassen, und Karl VII genoss nun (23. Oct.) zum zweeten Mahl das Vergnügen, in seine Residenzstadt wieder entziehen zu können. Die durch die Franzosen bis auf 40,000 Mann verstärkte bayrische Armee trieb, noch vor dem Ende des Jahres, die Oestreicher aus ganz Bayern wieder heraus. Doch schon zu Anfang des folgenden Jahres (1745 Jan.) drangen die Oestreicher, die mit dem Könige von Preussen jetzt weniger beschäftigt waren, von neuem in Bayern ein. Seckendorf legte jetzt, zu einer Zeit, wo man ihn gerade am meisten brauchte, seine Stelle nieder. Frankreich wollte zwar Oestreich schwächen, aber auch Bayern nicht zu groß machen. Karl VII hätte daher seine Residenz wahrscheinlich zum dritten Mahle verlassen müssen, wenn der Tod dieser Kränkung nicht zuvorgekommen wäre.

wäre. Er starb (20. Jan. 1745) an den Folgen eines zurückgetretenen Podagra, welche für den kränklichen durch Kummer geschwächten Fürsten, zerstörend waren. Gutmüthig, aber zu wenig kraftvoll, hatte er sich und sein Land unglücklich gemacht!

Wenige Tage vor Karls VII Tod (1745 am 8. Jan.) war zu Warschau eine Verbindung geschlossen worden, welche die Absicht hatte, der frankfurter Union entgegenzuarbeiten, und die Feinde der Königin Marie Theresie zu demüthigen. Die Mitglieder dieser Verbindung waren, ausser der Marie Theresie und Großbritannien, der König von Polen, als Kurfürst von Sachsen, und die Generalstaaten. August III machte sich verbindlich, 30,000 Mann zu stellen. Dafür wollte ihm Großbritannien 600,000, und die Generalstaaten 300,000 Thaler, bezahlen.

Durch diese Verbindung wurde die Lage des neuen Kurfürsten von Bayern, Maximilian Joseph, noch bedenklicher. Seckendorf hatte, ehe er den Oberbefehl niederlegte, die bayrischen Truppen so sehr vertheilt, daß die

die unter Bathyanth eindringenden 12,000 Oestreicher (1745 März) sie leicht überwältigen konnten. Kein besseres Schicksal hatten die Franzosen, und die mit ihnen vereinigten pfälzischen Truppen. Segur, ihr Oberbefehlshaber, mußte sich, Geschütz und Gepäcke zurücklassend, nach Schwaben ziehen. Die Bayern und Hessen folgten ihm nach. Der Kurfürst flüchtete (14. April) von München nach Augsburg. So dringend seine Verlegenheit war, so wollte er, durch die Gesandten von Frankreich, Spanien und Preussen bewogen, dennoch sich lange nicht vergleichen. Endlich überwand die Vorstellung des Senckenborfs, der ihm jetzt als Minister seinen Rath erteilte, seine Standhaftigkeit. In Fuessen, einer kleinen Stadt im Hochstifte Augsburg, wurde (27. April.) zwischen dem Kurfürsten und der Marie Theresie ein Vergleich geschlossen. Der Kurfürst bekam sein ganzes Land wieder. Dafür versprach er dem Großherzog Franz seine Stimme zur Kaiserwahl zu geben.

Diese Wahl konnte nun Marie Theresie mit günstigeren Aussichten betreiben. Ihr Gemahl

machte keinen bedeutenden Gegner mehr. Der Kurfürst von Bayern hatte das gesetzmäßige Alter noch nicht erreicht; der Kurfürst von der Pfalz besaß zu wenig Macht; der König von Polen wollte nicht gegen Oestreichs Interesse handeln, und die übrigen weltlichen Kurfürsten durften, schon als Protestanten, sich keine Hoffnung zur Kaiserkrone machen. Doch Frankreich ließ, um die Wahl des Großherzogs zu verhindern (schon im März 1745) ein ansehnliches Heer über den Rhein gehen, das bis an den Mayn vorrückte, und die Armee des Herzogs von Aremberg, die aus Oestreichern und ihren Bundesgenossen bestand, bis über die Lahn zurückdrängte. Oestreich war damahls auch mit dem König Friedrich sehr beschäftigt. Marie Theresie schloß (18. May) zu Leipzig mit Kursachsen noch ein engeres Bündniß, das die Absicht hatte, dem preussischen Monarchen nicht nur Schlesien und Glatz, sondern auch Magdeburg, und andere Länder mehr zu entreißen.

Dieser Plan sollte nun mit aller Kraft angeführt werden. Der Prinz Karl rückte, aus der Gegend von Königgrätz in Böhmen,

(1745)

(1745 May) in das schlesische Gebirge ein, und drang von da, von der sächsischen Armee unter dem Herzog von Weissenfels unterstützt, bis nach Landshut in Niederschlesien vor. Friedrich sah seinem Anmarsche ruhig zu. Er stand (im Jun.), zwischen Schwelbitz und dem Dorfe Stregaau, in einer vortheilhaften Gegend. Die Oestreicher näherten sich ihm bis Hohenfriedberg. Sie bildeten sich ein, Friedrich wäre viel zu schwach, viel zu muthlos, einen Angriff zu wagen. Das preussische Lager stand hinter Anhöhen, die dessen Bewegungen verbargen; aber die Preussen brauchten, um bis zur Fronte der Oestreicher zu gelangen, nur den Marsch einer einzigen Nacht. Die wegen des zu späten Aufbruches aus den Gebirgspässen, so wie wegen des verzögerten Marsches durch die Hohlwege, erst in der Nacht ankommenden Regimenter der Oestreicher lagerten sich nicht in der gehörigen Ordnung. Die Ermüdung siegte über die Pflicht der Wachsamkeit. Im östreichischen Lager herrschte noch ein tiefer Schlaf, als (4. Jun.) am frühen Morgen 70,000 Preussen schon in einer vortrefflichen Linie anrückten. Der linke Flügel der Oestreicher,

der

der meistens aus Sachsen bestand, war bald auseinander gedrängt. Die Oestreicher, die indessen Zeit gewannen, eine vortheilhafte Stellung einzunehmen, fochten sehr brav, bis der rechte Flügel der Preussen, der ihnen durch Moräste und über Gräben in die Flanke kam, ihre Standhaftigkeit erschütterte. Die Oestreicher und Sachsen verlohren an Todten und Gefangnen 11,000 Mann, während daß ihre Sieger nur 1800 (nach andern aber über 4000) Todte und Verwundete hatten. Allein die östreichische Cavallerie erhielt auch erst, nach zwey Stunden, den Befehl anzurücken, und konnte, durch Gräben und Moräste aufgehalten, diesem Befehle nicht zu rechter Zeit, und nicht in der gehörigen Ordnung, Gnüge leisten. Jene Gräben hielten aber auch die Preussen von der weitem Befolgung ab.

Die Oestreicher und Sachsen zogen sich hierauf nach Böhmen zurück; jene nahmen bey Königgrätz, diese an der Elbe ihre Stellung. Die Preussen, die ihnen nachzogen, rückten den Oestreichern ziemlich nahe. Es verstrichen hierauf mehrere Monate, ohne

ohne

ohne daß sich bedeutende Vorfälle ereigneten. Die Aufmerksamkeit der Marie Theresie war jetzt hauptsächlich auf die Wahl ihres Gemahls zum deutschen Reichsoberhaupte gerichtet. Sie verstärkte ihre Armee am Rhein, um die Franzosen von der Wahlstadt Frankfurth zu entfernen. Der Feldmarschall Traun mußte sich von Bayern an den Mayn wenden. Der Großherzog übernahm den Oberbefehl selbst. Das französische Heer, das 15,000 von seinen Streitern nach den Niederlanden hatte schicken müssen, sah sich (18. Jul.) zum Rückzug über den Rhein genöthigt. Die Gegend von Frankfurth war nun ganz frey. Allein es fehlte dem französischen Hofe, um die Wahl des Großherzogs zu verhindern, jetzt nicht allein an Kriegsvolk, sondern auch an einem geschickten Unterhändler. Es fehlte ihm Velleisle, der, als er (1744 Dec.) von München über Cassel nach Wien gehen wollte, von dem händlischen Amtmanne zu Elbingerode angehalten, und erst nach Osterode, und von da nach England, gebracht worden war. Um so weniger Hindernisse stellten sich jetzt der Wahl des Großherzogs entgegen. An dieser

wollt

wollten nur Brandenburg und Pfalz keinen Theil nehmen, und ihre Gesandten entfernten sich deswegen aus Frankfurth. Dennoch wurde von den übrigen sechs Kurfürsten (13. Sept.) die Wahl vollzogen. Franz eilte von Heidelberg herbey, und wurde drey Wochen hernach (4. Oct.) gekrönt.

Indessen sehnte sich Friedrich II. des unredlichen Betragens des Hofes von Versailles überdrüssig, nach dem Ende dieses Krieges. Er schickte deswegen seinen Minister in Haag, den Grafen von Podewils, nach Hannover, zu dem König Georg. Es wurde auch zwischen diesem und Friedrich (26. Aug.) eine Verabredung getroffen, die bey dem Frieden mit Oestreich zum Grunde gelegt werden sollte. Großbritannien und die Genesralstaaten sollten dem Könige von Preussen für den Besitz von Schlesien, so wie er ihm durch den Breslauer Frieden zu Theil geworden war, die Gewährung leisten, und Friedrich versprach dagegen, den Großherzog als Kaiser anzuerkennen. Allein Marie Theresie schmeichelte sich damals noch mit der Hoffnung, den König Friedrich zu demüthigen, und ihm Schlesien zu entreißen.

Ihr Oberfeldherr Karl, dessen verstärktes Heer, durch die Kaiserwahl des Großherzogs, mit neuem Muth belebt worden war, rückte dem König von Preussen nach, um den Kampf mit demselben durch eine Schlacht zu entscheiden. Durch seinen Anzug wurde Friedrich, der bey Trautenau und Sorr, einer Stadt und einem Dorfe im Königingräzer Kreise, stand, (30. Sept.) überrascht. Die östreichische Armee war am vorhergehenden Tage ganz in der Stille, und ohne Gepäcke, aufgebrochen. Friedrich war auf einmahl auf allen Seiten von den leichten Truppen der Oestreicher umringt. Er konnte dem östreichischen Heere von 35 bis 40,000 Mann nicht mehr als 19,000 Streiter entgegen stellen. Die Preussen mußten unter dem Kanonenfeuer der Oestreicher aufmarschieren. Sie stellten sich mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit auf. Die preussische Cavallerie that einen eben so ungestümen als glücklichen Angriff. Die preussische Infanterie bemächtigte sich einer großen Batterie des linken Flügels der Oestreicher. Dief hatte die Folge, daß erst dieser, und hernach auch der rechte, in Unordnung gerieth. Aber die preuss

preussische Cavallerie konnte des unebenen Bodens wegen, diesen Sieg nicht recht benutzen, und der König mußte sich, wegen der Deckereyen der ungerschen leichten Truppen, und des Mangels an Lebensbedürfnissen, nach Schlesien zurückziehen. Seinen Feinden wuchs dadurch der Muth.

Man machte nun den großen Plan, den König Friedrich, gegen den Anfang des Winters, von vier Seiten zugleich anzugreifen. Allein dieser Plan wurde zu wenig geheim gehalten. Wolfensterna, der schwedische Minister zu Dresden, ersuchte ihn bey einer Spielparthie mit dem Grafen von Brühl, bey dem er sehr beliebt war. Er theilte seine Entdeckung dem schwedischen Gesandten zu Berlin mit, und durch diesen wurde Friedrich mit der Sache bekannt gemacht. Der schwedische Hof war ihm um diese Zeit sehr ergeben.

Friedrich gieng hierauf (23. Nov.) ganz unvermuthet bey Naumburg, einer Stadt im saganischen Kreise Niederschlesiens, über die Queis, und rückte in die Oberlausitz ein.

in welcher, drey Tage vorher, die Oestreicher angekommen waren. Bey Hemmersdorf, einem Flecken im Bezirke von Görlitz, überwältigte er vier sächsische Regimenter. Während daß nun die preussische Armee bis Görlitz unaufhaltsam vordrang, zog sich das ungleich stärkere Heer der Oestreicher, in der größten Eile und Unordnung, über Zittau und Gabel, in die böhmischen Gebirge zurück. Die Preussen nahmen hierauf nicht nur die ganze Lausitz, sondern auch zwey beträchtliche Magazine, in Besitz.

Friedrich zog nun nach Sachsen. Seine Erbitterung gegen den Landesherrn desselben, der sich mit Oestreich verbunden hatte, stieg noch höher, als derselbe einen Vergleich abzulehnte, den Friedrich, auf dem Fuß der hannoverschen Convention, mit ihm schließen wollte. Augusts Minister, der mit eiteln Hoffnungen sich schmeichelnde Graf von Brühl, hinderte ihn, Friedrichs Anträge Gehör zu geben. Friedrich rückte von zwey Seiten her in Sachsen ein. Während daß er selbst sich von der Elbe her näherte, marschirte der Fürst von Dessau, der die Stadt Leip-

zig besetzt, und (12. Dec.) Zörgau mit einem Magazine weggenommen hatte, bis nach Meissen, wo er sich der dasigen Elbbrücke bemächtigte. Hier vereinigte sich Friedrichs Vortrab unter Lehwald mit ihm. Die Sachsen hatten sich zwischen Kesselsdorf und Wenznertsch verschanzt. Ihre Stellung trotzte jedem Angriffe. Dennoch bebten (15. Dec.) die Preussen nicht von demselben zurück. Sie wurden durch ein schreckliches Feuer von 30 Kanonen, und sieben Grenadierbattalionen, zweymahl zurückgetrieben. Jetzt fühlten sich aber die Sachsen so sehr mit Muth erfüllt, daß sie die Pallisaden vor ihren Verschanzungen niederrissen, und den Preussen im offenen Felde entgegen rückten. Die Dragoner derselben hieben jedoch so fürchterlich unter ihnen ein, daß ihre Tapferkeit endlich erschütteret wurde. Sie verlohren über 9000 Mann. Allein dieser Sieg war auch für die Preussen sehr blutig. Er kostete ihnen 4000 Mann. Der Prinz Karl, der an eben diesem Tage, mit einem Theile seines Heeres, bey dem nahen Dresden angelangt war, ließ, bey dem großen Garten der Schlacht zusehend, bloß seine Grenadiere

nablere, und 18 Schwedronen, an der Seite der Sachsen fechten, und zog sich am folgenden Tage nach Böhmen zurück. Friedrich zog hierauf (18. Dec.) in Dresden ein, und das Land wurde mit drückenden Contributionen beschwert.

August III, und sein Minister Brühl, bereuten nun ihre standhafte Anhänglichkeit für Oestreich. Um so eher gelang es dem englischen Gesandten Willkers, ihnen Friedensgestimmungen einzustößen. Podewils kam als Friedrichs Bevollmächtigter nach Dresden. Da sich nun Marie Theresie auch nicht ungeneigt erklärte, den zu Hannover verabredeten Vergleichsbedingungen ihren Beyfall zu geben, so kam in Zeit von wenig Tagen, am Weihnachtstage (25. Dec.) der Friedensschluß zur Nichtigkeit. Marie Theresie leistete auf Schlesiens abermahls Verzicht. Das gegen billigte Friedrich II die Wahl Franz I. Kursachsen bezahlte, noch über die bereits erhobenen Contributionen, eine Million Thaler. Es trat die niederlausitzische Stadt Fürstberg, nebst dem Dorfe Schidlo, und dem dasigen Oberzolle, für eine angemessene Entschä-

schädigung, an Preussen ab. Der Kurfürst von der Pfalz sollte, alles, was man ihm weggenommen hatte, wieder bekommen.

Vierter Abschnitt.

Krieg in Italien. Sardinien schließt sich an Oestreich und die Seestaaten an. Die Oestreicher erobern und verlieren Genua. Sie müssen sich aus der Provence wieder zurückziehen. Die Franzosen müssen sich aber auch aus Italien entfernen.

Marie Theresie, die jetzt mit dem Könige von Preussen zum zweyten Mal Frieden schloß, mußte während der Zeit die Franzosen und Spanier in Italien bekämpfen, mußte einen Theil von ihren Truppen, an der Seite ihrer Bundesgenossen, in den Niederlanden fechten lassen. Die Königin Elisabeth von Spanien suchte Ansprüche auf Oestreichs italienische Länder hervor, und gab sich das Ansehn, als wenn alle übrigen Mächte

Mächte von Europa die Verpflichtung übernehmen mußten, ihrem zweyten Prinzen, Philipp, ein italtenisches Königreich zu verschaffen. Auf das Herzogthum Mayland besauptete aber auch der König Karl Emanuel III von Sardinien *), einer der klügsten Fürsten seiner Zeit, der seine Armee in einen ansehnlichen Zustand versetzte, ein Recht zu haben, das er von einer Tochter Philipps II von Spanien herleitete. Doch er behauptete dieses Recht vielleicht nur aus dem Grunde, weil er der Marie Theresie seinen Beystand, den sie nicht entbehren konnte, für einen ziemlich theuern Preis zu verkaufen wünschte. Die Nachbarschaft Spaniens war ihm ganz unwillkommen. Nun sollte aber (1742 May) eine aus spanischen und neapolitanischen Truppen zusammengesetzte Armee, die sich auf 60,000 Mann belief, und den Grafen von Montemar zum Oberbefehlshaber hatte, das Herzogthum Mayland für den Prinzen Philipp erobern. Der Pabst und Venedig wollten an diesen Kriegshändeln keinen Theil nehmen. Dagegen schloß sich der Herzog von Modena, den

Spas

Spaniens Macht so sehr in der Nähe bedrohete, und der die von so vielen Feinden angegriffene Marie Theresie für verlohren hielt, an Spanien an. Allein der König von Sardinien ließ eine beträchtliche Abtheilung seiner Truppen gegen die mayländische Gränze vorrücken, durch welche die spanischen Absichten auf das Herzogthum Mayland verhindert wurden. Doch Karl Emanuel schloß zu Turin (1741 am 1. März.) mit der Marie Theresie eine vorläufige Verbindung, die ihm die Pflicht auflegte, die Lombarden vertheidigen zu helfen.

Die Armee des Königs von Sardinien, an welche sich jetzt eine östreichische Truppenabtheilung unter dem Feldmarschall Traut anschloß, rückte (1742 April) in das Land des Herzogs von Modena ein, der sein Land preisgeben mußte. Eine englische Flotte von 12 Kriegsschiffen nöthigte (18. Aug.) den König von Neapel, dessen Hauptstadt man mit einem Bombenangriffe bedrohete, sein Kriegsvolk von der spanischen Armee abzuziehen zu lassen. Montemar mußte sich hierauf (im Aug.) nach Rimini, nach dem Stato degli

*) Theil XV, S. 313.

degli presidii, zurückziehen. Sein Heer erhielt auch aus Spanien keine Verstärkung, weil die englische Flotte die Ueberfahrt von frischen Truppen erschwerte. Allein der Prinz Philipp rückte hierauf (1743) mit einem neuen spanischen Heere von 30,000 Mann, das den Grafen von Salmes zum Oberbefehlshaber hatte, durch die Provence herbey. Diesem konnte Karl Emanuels geringe Mannschaft in Savoyen nicht widerstehen. Als aber der König von Sardinien mit seiner Armee herbeyeilte, zog sich Don Philipp wieder nach Dauphiné zurück. Der spanische Hof schob die Schuld des verunglückten Feldzuges auf den Grafen von Salmes. Dieser mußte daher seine Stelle dem Marquis de las Minas übergeben, der Savoyen zu Ende des Jahres (1742 Dec.) abermahls in Besitz nahm. Hierauf ertheilte die großbritannische Regierung dem Admiral Matthews, dem Oberbefehlshaber ihrer Flotte im mittelländischen Meere, den Auftrag, dem bedrängten König von Sardinien Hülfe zu leisten. Matthews brauchte hierzu so viele Schiffe, daß er die französische, spanische Flotte, die damals im Hafen von Toulon lag, nicht hätte
am

am Ausseegeln hindern können. Dies machte den König von Neapel Muth, die spanische Armee in Mittelitalien durch einige Regimenter zu vermehren. Er rechtfertigte sich gegen den Hof zu London durch den Vorwand, daß diese Regimenter ihm von seinem Vater, dem Könige von Spanien, geliehen worden wären. Ueber diese spanische Armee führte aber Montemar nicht mehr den Oberbefehl. Sein König gebot ihm, denselben dem General Gages zu übergeben. Dieser, der seinen Vorgänger allerdings an Unternehmungsgestalt übertraf, wurde nur durch die Wachsamkeit des Grafen von Traun abgehalten, seine Winterquartiere in Toscana zu nehmen. Aber im Frühjahr (1743) rückte er dem Grafen Traun mit 24,000 Mann entgegen. Dieser schloß ihn jedoch (8. Febr.) bey Camposanto, im Gebirge von Modena, so enge ein, daß er, mit einem Verlust von 4000 Mann, sich kaum nach Rimini zurückziehen konnte. Seine Armee wurde durch das starke Ausreißen seiner Soldaten bis auf 17,000 Mann vermindert. Dennoch ließ ihn Traun unangefochten. Doch auch der Prinz Philipp blieb in Savoyen ganz ruhig stehen.
Er

Er schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß sich der König von Sardinien noch bereben lassen würde, der Verbindung mit Oestreich und Großbritannien zu entsagen; Karl Emanuel stellte sich aber nur deswegen noch unentschlossen an, weil er seine Freundschaft theuer zu verkaufen wünschte. Marie Theresie trat ihm endlich, vermöge eines zu Worms (18. Sept.) geschlossenen Vergleiches, einige Bezirke der Lombardey ab, und er machte sich dagegen verbindlich, ihre Armee in Italien durch 20,000 zu Fuß und 5000 zu Pferde zu verstärken. Dafür wollte ihm Großbritannien jährlich 200,000 Pfund Subsidien bezahlen. Jetzt bedachte sich der französische Hof nicht länger, die spanischen Unternehmungen in Italien durch Truppen zu unterstützen. Der Prinz Conti führte dem Don Philipp 20,000 Mann zu. Die 40,000 Mann starken Vereinigten waren nun (1744 April) im Stande, sich mit der piemontesischen Armee in einen vortheilhaften Kampf einzulassen. Sie zogen längs dem Meere heran. Der König von Sardinien sah sich genöthigt, seine Verschanzungen bey Villafranca, einer kleinen besetzten Stadt in der

der Graffschaft Nizza, zu verlassen. Da es jedoch sehr gefährlich war, auf diesem Wege, wo der König von Sardinien viele Hindernisse entgegenstellen konnte, in die Ebenen des Herzogthums Piemont einzudringen, so beschloß der Prinz von Conti (im Jun.) seine Absicht in einer Gegend zu erreichen, wo ihn Karl Emanuel gar nicht erwartete. Er überstieg mit seiner Armee, die in neun Abtheilungen abgesondert war, die Alpen, die Savoyen von Piemont trennen. Die Franzosen verglichen ihn deswegen mit Hannibaln. Der König von Sardinien konnte, von seinem Anzuge überrascht, demselben keinen Widerstand entgegensetzen. Conti bemächtigte sich (18. Aug.) des auf einem steilen Felsen liegenden Schlosses Demonte, in dem Bezirke von Conti, und schloß hierauf (12. Sept.) selbst diese Stadt ein. Dieser eilte der König Karl Emanuel zu Hülfe. So sehr er aber (30. Sept.) alle Künste der Taktik aufboth, so mußte er, nach einer mörderischen Schlacht, der Uebermacht der Franzosen und Spanier dennoch weichen. Indessen war es ihm doch während derselben gelungen, die Besatzung mit neuem Vorrathe zu

zu versehen, und sie von der Last der Verwundeten und Kranken zu befreien. Der General Leutrum vertheidigte auch die Festung so standhaft, bis (22. Oct.) die rauhe Herbstwitterung die durch Gefechte und Krankheiten sehr verminderte Armee nöthigte, den Rückzug über die Alpen anzutreten, ehe ihr der in den Gebirgen fallende Schnee die Verbindung mit Frankreich entziehen konnte. So war dieser Feldzug, der so viele Leute gekostet hatte, eigentlich fruchtlos. Die spanische Armee unter Gages konnte zur Beförderung der Unternehmungen von Philipp und Conti nichts beitragen, weil sie von der österreichischen Armee, die jetzt den Fürsten von Lobkowitz zum Oberbefehlshaber hatte, (1744 März) bis in das Neapolitanische zurückgetrieben wurde. Der König Karl von Neapel, der sich mit Gages vereinigte, wurde bey Velletri, im Kirchenstaate, von dem österreichischen General Brown so überfallen, daß er kaum entfliehen konnte, daß nur die Geistesgegenwart und Entschlossenheit des Generals Gages die Spanier vom Untergange rettete, daß sie nicht mehr als 3000 Mann verlohren. Marie Theresie,

die

die den König von Neapel, welcher der Neutralität zuwider handelte, züchtigen wollte, ernannte den Fürsten von Lobkowitz schon zum Vicekönig von Neapel und Sicilien; da sie seine verminderte Truppenabtheilung aber nicht mit neuer Mannschaft ergänzen konnte, so mußte er sich durch den Kirchenstaat zurückziehen.

Spanien und Frankreich hatten in diesem Jahre (1744) auch zur See kein Glück. Die spanische Flotte unter dem Admiral Navarro, die seit neun Monathen von der englischen Flotte unter Matthews und Nowley in dem Hafen von Toulon eingeschlossen war, wagte es endlich (9. Febr.) in der Verbindung mit einer französischen, die unter de la Courts Befehl stand, in die See zu gehen. Die englischen Admirale griffen sie aber mit so großer und glücklicher Entschlossenheit an, daß die vereinigte Flotte bald in Unordnung gerieth, und verschiedene Schiffe verlohren. Ihr Schicksal würde noch trauriger gewesen seyn, wenn der Admiral Bestock, der das englische Hintertreffen commandirte, den Matthews gehörig unterstützt hätte.

Der Feldzug des folgenden Jahres (1743) fieng sich für die Franzosen und Spanier sehr glänzend an. Auch die Republik Genua verband sich jetzt mit ihnen. Die Regierung derselben, die sich aus manchen Händeln mit den mächtigen Nachbarn durch Nachgiebigkeit herausgeholfen hatte, sollte jetzt der Königin Marie Theresie das Marquisat Aonale, in der Mitte ihres westlichen Gebietes, das sie (1713) dem Kaiser Karl VI für 1,200,000 Piafter abgekauft hatte, ohne allen Ersatz, zum Opfer bringen. Marie Theresie hatte es dem Könige von Sardinien abgetreten. Dieser wollte es nun, alles Widerspruchs und aller Vorstellungen von Genua ungeachtet, in Besitz nehmen. Genua wurde dadurch zu dem kühnen Entschlusse gebracht, sich mit Spanien und Frankreich zu verbinden, und die vereinigte Kriegsmacht derselben durch 10,000 Mann zu verstärken. Dieser war nun das österreichisch-sardinische Heer im Herzogthume Parma, dessen Oberbefehl Lobkowitz, der nach Böhmen abgerufen war, dem Grafen von Schulenburg übergab, gar nicht angemessen. Mit 30,000 Mann rückte Gages, mit 40,000 Strecktern Don Philipp,

zum

zum Kampfe herbey. Der eigentliche Oberbefehlshaber aber war der Marschall von Maillebois. Die Östreicher und Sardinier konnten nicht widerstehen. Die Spanier und Franzosen drangen im Mayländischen immer weiter vor. Sie bemächtigten sich (3. Sept.) der Stadt Tortona; sie eroberten (24. Sept.) die Hauptstadt Piacenza; sie schlugen drey Tage hernach die österreichisch-sardinische Armee bey Bassignano, einem piemontesischen Flecken im Bezirke von Valenza, nicht weit vom Einflusse des Tanaro in den Po. Alessandria mußte ihnen (12. Oct.) weichen; doch vertheidigte sich die Citadelle noch. Auch Valenza kam nun (30. Oct.) in die Gewalt der Vereinigten.

Da der König von Sardinien sich jetzt in einer so schlimmen Lage befand, so glaubten die Höfse von Versailles und Madrid, daß er dem Antrage der Neutralität willig Gehör geben würde. Man verlangte, daß er, als eine Bedingung derselben, seinen Ansprüchen auf das Herzogthum Mayland, und der Verbindung mit der Marie Theresie, entsagen sollte. Allein Karl Emanuel hatte

Galletti Weltg. 16r Th. M noch

noch Muth genug, einen solchen Antrag zu verwerfen. Durch die englischen Subsidien sah er sich in den Stand gesetzt, seine Armee bis auf 36,000 Mann zu vermehren. Im März des folgenden Jahres (1746) hatte er den Feldzug wieder eröffnet. Nach wenig Tagen (8. März) befand sich schon die 5 bis 6000 Mann starke Besatzung der Stadt Asti im Fürstenthum Piemont, nicht weit vom Tanaro, in seiner Gewalt. Dieß geschah ehe Maillebois von ihrem Angriffe Nachricht bekam. Und so ergab sich jede Stadt dem Könige Karl Emanuel, der mit unwiderstehlichem Ungestüm vordrang. Maillebois und Gages sahen sich, nach drey Monathen (Anfang des Junius) bey Piacenza eingeschlossen.

Jetzt rückte nun noch das östreichische Heer heran, welches Marie Theresie, seit dem dresdner Frieden, bis auf 30,000 Mann verstärkt hatte. Sein Oberbefehlshaber war der Fürst von Lichtenstein. Maillebois und Gages wollten den Zeitpunkt, wo sich Lichtenstein mit dem Könige von Sardinien vereinigen würde, nicht abwarten. Sie griffen

ihn daher (16. Jun.) bey dem Dorfe St. Antonio, nicht weit von Piacenza, mit einer Armee von 50,000 Mann, an. Sie fanden jedoch die Sardinier so vorbereitet, daß 8000 von ihren Leuten getödtet, und 4000 gefangen wurden. Gleich nach dieser Schlacht erfolgte die Vereinigung des Königs von Sardinien und des Fürsten von Lichtenstein. Den Franzosen und Spaniern blieb jetzt weiter nichts übrig, als sich nach Frankreich zurückzuziehen. Auf diesem Wege verfolgten sie die Östreicher und Sardinier so weit, als sie es ohne Gefahr, von Italien getrennt zu werden, und Mangel an Lebensmitteln zu leiden, wagen durften.

Die Östreicher und Sardinier gingen auch deswegen nach Italien zurück, um die Republik Genua den Unwillen der Marie Theresie empfinden zu lassen. Der östreichische General Brown drang, von einer englischen Flotte unterstützt, die den Hafen von Genua sperrete, in das genuesische Gebieth ein. Er eroberte endlich (im Aug.) die berühmte Bocchetta, einen auf dem steilsten Gipfel eines Gebirges angelegten schmalen,

gepflasterten Weg, der nur für Maulthiere, der nur für 3 bis 4 neben einander gehende Personen, breit genug ist. Er schließt den Zugang zu Genua. Zugleich besetzte die sardinische Armee das Marquisat Finale, und breitete sich in der Riviera di Ponente (dem westlichen Theile des genuessischen Gebirges) aus. Genua mußte hierauf sein Kriegsvolk in die Stadt ziehen. Da nun der neue König von Spanien, Ferdinand VI, ein Schwestersohn des Königs von Sardinen, seine Armee aus Italien zurückrief, so mußte Genua, des Widerstandes unfähig, dem kaiserlichen General, Marquis von Batta (1746 am 5. Sept.) sich ergeben. Die Bewohner der prächtigen und reichen Stadt erfuhren nun zwölf Wochen hindurch alle Drangsale des Krieges. Die Last der österreichischen Auflagen und Contributionen, die sich auf 24 Millionen Gulden beliefen, zerrüttete den Wohlstand der reichsten Familien. Der ehemals so blühende Handel kam ganz in Verfall. Jetzt geschah es auch zum ersten Mal, daß die Georgenbank keinen Credit hatte.

Die

Die Oestreicher machten hierauf Anstalten, das Geschütz der Stadt Genua wegschaffen zu lassen. Als dieses eingeschifft werden sollte, wurden (5. Dec. 1746) einige Vürger, welche dabey helfen sollten, von den dazu commandirten Artilleristen so unbarmherzig behandelt, daß darüber ein Lärm entstand. Dieser breitete sich von der Vorstadt halb bis in die Stadt selbst aus. Die allgemeine Erbitterung über die Oestreicher zeigte sich nun so wirksam, daß, da auch die Baiern Hülfe leisteten, die Oestreicher nach sechs Tagen (11. Dec.) über die Bocchetta wieder hinausgetrieben waren.

Der Verlust von Genua war Ursache, daß der Einfall, den die österreichisch-sardinische Armee in die Provence gewagt hatte, auch fruchtlos war. Da die Franzosen mit den Spaniern, von welchen sie nun verlassen wurden, sich durch das genuessische Gebieth nach Nizza, und von da, über den Varo, nach der Provence zurückgezogen hatten, so kamen die österreichischen Minister auf den Gedanken, den Kriegsschauplatz nach Frankreich selbst zu verlegen. Der General Brown
drang

drang hierauf (im Dec.) von der englischen Flotte unterstützt, in die Provence ein, half den Engländern die beyden Inseln St. Honorat und St. Marguerite erobern, und machte Anstalten, sich der Stadt Antibes, einer französischen Gränzfestung am mittelländischen Meere, zu bemächtigen. Als aber der Verlust von Genua den Oestreichern die Zufuhre von Lebensmitteln raubte; als Velleisle, der indessen ausgewechselt worden war, mit einem ansehnlichen Heere von Franzosen, welche die fremden Krieger von dem vaterländischen Boden zu vertreiben wünschten, anrückte, da mußte Brown (1747 Jan.) die Belagerung von Antibes aufgeben, und den Rückzug nach Itallen antreten. Die Oestreicher machten zwar hlerauf (im Febr.) einen Versuch, die Stadt Genua abermahls in ihre Gewalt zu bringen; diese vertheidigte sich aber, mit Hülfe französischer Officiere und Soldaten so lange, daß zwey französische Armeen durch die Alpen herbey ziehen konnten. Mit der einen drang Velleisle bis zu der kleinen Stadt Vintimiglia, im genuesischen Gebiete, vor, und die Oestreicher sahen sich daher (6. Jul.) genöthigt, von Genua abzuziehen.

abzuziehen. — Mit der andern wollte sein Bruder, der Chevalier Velleisle in das Fürstenthum Piemont einbrechen; dieser Versuch kostete ihm jedoch in einer Schlacht bey der kleinen Stadt Exilles im Bezirke von Susa (19. Jul.) das Leben. Die Sardinier erfochten einen entschiedenen Sieg, durch welchen auch der Marschall Velleisle zum Abzuge nach Nizza genöthigt wurde.

Fünfter Abschnitt.

Die Franzosen siegen bey Fontenoy und erobern viele niederländische Festungen. Unternehmungen des jungen Prätendenten. Der Marschall von Sachsen erobert Brüssel und siegt bey Raucour Englische Landung in Bretagne. Französischer Einfall in Flandern. Revolution in Holland. Die Franzosen siegen bey Laffeld, und erobern Bergen op Zoom. Englische Ueberlegenheit zur See. Belagerung von Maftricht. Friede zu Aachen.

Für Italien interessirte sich Frankreich in diesem Kriege am wenigsten, weil es hier zu Länderoberungen keine rechte Aussicht hatte. Desto wichtiger waren ihm Unternehmungen in den östreichischen Niederlanden, die von jeher unter seine Lieblingswünsche gehörten. Unter den französischen Feldherren

zeich-

zeichnete sich jetzt besonders der Marschall von Sachsen aus. Seine Mutter, die berühmte Gräfin Aurora von Königsmark brachte ihn (1696 Oct.) auf einem Dorfe nicht weit von Magdeburg zur Welt *). Sie kehrte nach überstandenen sechs Wochen nach Dresden zurück, ihr kleiner Sohn wurde aber mit seiner Amme bey einem Kammerdiener in Berlin in die Kost gegeben. Schon im dritten Jahre kam der junge Moritz, als ein Graf von der Naute, nach Warschau, wo sein Vater als König von Polen sich aufhielt. Dieser erlaubte, daß er in der protestantischen Religion erzogen werden durfte. Man schickte ihn, als er erst acht Jahre alt war, nach Leipzig. Aber er wollte hier fast weiter nichts, als Fechten und Reiten, lernen, und blos ein schönes Pferd, oder ein glänzender Degen war eine Belohnung, die ihn reizen konnte, in andern Kenntnissen nicht ganz zurückzubleiben. Kaum dreyzehn Jahre alt, diente er bereits unter Eugen und Marlsborough in den Niederlanden, wo er sich bey allen Gelegenheiten auszeichnete. Eben so that er sich, bey der Armee seines Vaters,

bey

*) Theil XV, S. 291.

bey der Belagerung von Stralsund, und in der Schlacht bey Gadebusch, hervor. Sobald er aber seinen raschen Geist durch kriegerische Auftritte nicht beschäftigt fühlte, überließ er sich allen Ausschweifungen des sinnlichen Genusses, und da konnte die Verbindung mit der Gräfin von Loben, so schön und so reich sie auch war, für ihn keinen fortdauernden Reiz haben. Kurz er war der echte Sohn seines Vaters! Der hierauf folgende Türkenkrieg gab ihm wieder Gelegenheit, seinen Muth und seine Tapferkeit zu zeigen. Als es aber in Deutschland nichts mehr für ihn zu thun gab, gieng er (1720) nach Frankreich, für welches er von jeher eine große Vorliebe gehabt hatte. Der Herzog von Orleans gab ihm die Stelle eines Marschalls de Camp (Generalmajor). Moritz fühlte jetzt, daß er, um ein geschickter Feldherr zu werden, die mathematischen Wissenschaften, und vornehmlich die Kriegsbaukunst, mit angestrengtem Eifer erlernen müsse. Um von diesem ernsthaften Studium auszuruhen, exercierte er seine Soldaten, und er exercierte sie nach einer neuen, von ihm selbst erfundenen Art. Er wurde hierauf (1726)

zum

zum Herzog von Kurland gewählt. Einst als er sich zu Miltau in seinem Pallaste befand, benannten denselben 800 Russen, durch die sein Gegner Menschikow sich seiner Person wollte bemächtigen lassen; allein Moritz wehrte sich, ob er gleich nur 60 Streiter hatte, mit so standhafter Tapferkeit, daß die Russen von ihren Angriffen abstehen mußten. Er vertheidigte sich hierauf, auf einer kleinen Insel, mit 300 Mann gegen 4000 Russen. Endlich mußte er (1729) aber dennoch Kurland verlassen, weil ihn niemand unterstützte. Vielleicht hätte er sich mit größerm Glück behauptet, wenn es ihm möglich gewesen wäre, der verwittweten Herzogin Anna, der nachmaligen Kaiserin von Rußland, zu trauen für sich einzustehen. Er gieng nun wieder nach Frankreich. Als der Krieg wegen der polnischen Thronfolge ausbrach, begab er sich zur französischen Rheinarmee unter dem Marschall von Berwick, und er leistete sowohl in der Schlacht bey Ettingen, als bey der Belagerung von Philippsburg, so wichtige Dienste, daß man ihn dafür durch die Stelle eines Generalleutenants belohnte. In dem gegenwärtigen Kriege hatte er sich

unter

unter andern in Böhmen hervorgethan *). Er wurde nunmehr (1744) Marschall von Frankreich, und nun führte er in Flandern über eine besondre Armee den Oberbefehl. Er wußte durch seine Feldherrnkünfte die überlegene Armee der Allirten von wichtigen Unternehmungen abzuhalten.

Jetzt (1745) als Ludwig XV mit seinem Dauphin, dem Feldzuge in den Niederlanden selbst beywohnte, um den Muth seiner Officiere und Soldaten zu erhöhen, stellte der Marschall von Sachsen den eigentlichen Oberbefehlshaber vor. Er fieng den Feldzug ungeachtet eines heftigen Fiebers an. Die erste Unternehmung war (25. April) die Belagerung von Tournay. Die Vereinigten, die den Herzog von Cumberland, einen jüngern Sohn Georgs II, den alten östreichischen General, den Grafen von Königsegg, und den Fürsten von Waldeck, zu Oberanführern hatten, wagten es, ungeachtet sie den 80,000 Franzosen nur 50,000 Mann entgegenstellen konnten, sie (11. May) bey dem Dorfe Fontenoy anzugreifen. Moritz

ließ sich als ein todtfranker Mann, in einem Tragsessel von Weidenzweigen, herumtragen, um die Stellung der Armee selbst zu besichtigen. Während der Schlacht stieg er zu Pferde, auf die Todesgefahr, der ihn seine Krankheit aussetzte, nicht achtend. Friedrich der Große schrieb ihn daher lange nach dieser Schlacht: man hat vor einigen Tagen die Frage aufgeworfen, welches Treffen in diesem Jahrhundert seinem General am meisten zur Ehre gereicht, und jedermann gestand, daß es die Schlacht wäre, wo der commandirende Feldherr, als er sie gewann, mit dem Tode kämpfte. Moritz siegte bey Fontenoy. Seine vortheilhafte Stellung machte den Angriff schon gefährlich. Dennoch war das Mitteltreffen von den Vereinigten bereits durchbrochen; aber die Generale derselben wußten von der dadurch entstandenen Verwirrung der Franzosen keinen Vortheil zu ziehen, und der linke Flügel, auf welchem die Holländer standen, gab, zweymahl zurückgeschlagen, den Angriff auf. Diese Unentschlossenheit und Unachtsamkeit gab dem Marschall von Sachsen Zeit, die königliche Garde anrücken zu lassen, und einige

*) Oben S. 120.

einige Batterien zu errichten. Dadurch wurde der Steg für die Franzosen entschieden. Michelielien fiel mit der Garde über das bisher undurchdringliche Mittelreffen der Allirten so ungestüm her, daß dessen Standhaftigkeit völlig erschüttert wurde, daß die Allirten, mit einem Verlust von 10,000 Mann, sich zurückziehen mußten. Ludwig XV zeigte in dieser Schlacht einen Muth und eine Entschlossenheit, die ihm sehr zur Ehre gereichen. Er ritt, von seinem Dauphin, und einigen wenigen Officieren, begleitet, nach dem Schlachtfelde, um durch sein Zureden die Flucht der Soldaten zu hemmen. Seine Gegenwart rettete übrigens den Marschall von Sachsen, und den General von Löwendal, einen Dänen, und also gleichfalls einen Ausländer, von den Wirkungen des Meides, den ihnen der Ruhm dieses Tages bey den französischen Officieren sonst hervorgebracht haben würde. Eben dieser Tag hatte aber die Folge, daß nicht nur Tournay, sondern auch Gent, Brügge, Oudenarde, Dendersmonde, und andre Festungen in den Niederlanden, in französische Gewalt kamen. Um den Unternehmungen in denselben einen noch

schnells

schnellern Fortgang zu verschaffen, mußten 15,000 Mann von der Armee des Prinzen von Conti aus Deutschland herbeykommen.

Die Armee in den Niederlanden brauchte aber auch diese Verstärkung, jemehr die Königin Marie Theresie, seit dem dresdner Frieden sich im Stande sah, ihre Truppenzahl in den Niederlanden zu vergrößern. Dagegen wurde die Armee ihrer Bundesgenossen wieder vermindert, weil ein Theil derselben in England gebraucht wurde.

In England wollte die französische Regierung ihrem Gegner, dem Könige Georg, eine recht große Verlegenheit zubereiten. Sie brauchte zu dieser Absicht den jungen, feurigen, Abenteuer liebenden Prätendenten Karl Eduard, einen Sohn Jacobs III, den Ludwig XV aus Rom herbeygerufen hatte. Dieser unerkhelt mit vielen schottländischen Herren ein so gutes Einverständnis, daß er es (1744 März) wagen zu können glaubte, sich in Schottland öffentlich zu zeigen. Eine französische Flotte sollte ihn von Dänkirchen dahin versetzen; diese wurde jedoch von einem

schreckl

schrecklichen Stürme zerstreut und zertrümmert. Karl Eduard gab aber demungeachtet die Hoffnung, jenseits des Meeres eine glänzende Rolle zu spielen, noch nicht auf. Auch brachte er es schon im folgenden Jahre dahin, daß ihn Frankreich wieder zu einer solchen Unternehmung ausrüstete. Eine französische Fregatte brachte (1745 Jul.) ihn, und einige wenige Begleiter, nebst einem Waffenvorrath für 1500 Mann, nach der westlichen Küste von Schottland. Hier fanden sich für seine Gewehre bald eben so viele Bergschotten. An der Spitze derselben bemächtigte sich der kühne Prinz der Stadt Perth in Mittelschottland, oder dem Hochlande, wo er seinen Vater zum Könige von Großbritannien ausrufen ließ. So wie er fortrückte, wuchs auch der Haufe derer, die sich ihm zugesellten. Es gab damals wenig regelmäßige Truppen in England. Man mußte daher die Willkür aufbiehen, und ihr verschiedene Abtheilungen von Freywilligen einverleiben. So zog Karl Eduard, ohne Widerstand, in der Hauptstadt Edinburg ein. Die Nachricht von diesen Ereignissen wurde zu London erst ganz für ungläublich gehalten.

Man

Man ließ indessen einige Regimenter gegen ihn anrücken. Diese wurden (21. Sept.) von dem nur 3000 Mann starken, aber begeisterten Kriegshaufen des Prinzen bey Preston Pans, einem Seeorte nicht weit von Edinburg, zurückgeschlagen. Der General Cope, der eine schlechte Stellung genommen hatte, fiel, mit Wunden bedeckt, im Angesichte seines Landsitzes. Ganz Schottland, bis auf einige Festungen, kam nun in die Gewalt des jungen Prätendenten. Manche angesehenere Herren schlossen sich an ihn an. Aber der junge Prätendent vernachlässigte es, von dem Schrecken, der jetzt vor seinen Waffen hergieng, einen vortheilhaften Gebrauch zu machen. Er hielt sich, auf französische Unterstützung, und auf noch größere Schaaren von mißvergünstigten Schottländern, vergebens rechnend, zu Edinburg so lange auf, daß er nicht früher, als im spätem Herbst, in England selbst bis Manchester und Derby vordrang. Wahrscheinlich würde ihm, wenn er entschlossen fortrückte, und seine Befehlshaber einiger gewesen wären, auch die Hauptstadt zugefallen seyn. Aber Georg II hatte

Zelt genug, aus den Niederlanden eine an-

Galletti Weltg. 16r Th. N sehn:

sehnliche Abtheilung seiner Truppen herübers kommen zu lassen. An diese schlossen sich 6000 Holländer an, auf deren Beystand Georg, vermöge eines mit den Generalstaaten geschlossenen Vertrages, rechnen konnte. Der Prinz mußte nun, der Uebermacht weisend, (6. Dec.) einen schnellen Rückzug nach Schottland antreten. Die englische Armee unter dem Herzog von Cumberland rückte ihm nach; aber erst nach mehreren Monathen (1746 am 27. April) erfolgte bey Culloden, nicht weit von Inverness in Nordschottland die Schlacht, die des jungen Prätendenten Schicksal entschied. Die mit ihren breiten Schwerdern und Streitärten heranstürmenden Hochländer wurden, von den Bajonnetten und dem Musketenfeuer der Engländer, so nachdrücklich empfangen, und von der Cavallerie derselben so heftig von der Seite angegriffen, daß, nach 20 Minuten, ihre Zerstreung allgemein war. Cumberland ließ mit wilder Nachsicht, die er für nothwendige Strenge hielt, alles nieders hauen; auch folgte noch manche Hinrichtung auf dem Blutgerüste.

Der unglückliche Karl Eduard trat nun, fünf Monathe hindurch, in Schottland umher. Es stießen ihn hier Ereignisse zu, die einen sehr romanhaften Ausstrich haben. Er verbarg sich erst einige Zeit hindurch auf dem sogenannten Eylande. Man erfuhr jes doch seinen Aufenthalt, und schickte nun vieles Kriegsvolk aus, um ihn aufzufuchen. Er mußte sich also von hier entfernen. Ein junges Frauenzimmer, Flora Macdonald, erborth sich, aus Liebe für den Prinzen, den sie für ihren rechtmäßigen Herrn hielt, ihn, auf einem offenen Boote, nach der Insel Skye zu bringen. Sie wagte sehr viel, weil die ganze Küste durch Schiffe bewacht wurde. Der Prinz mußte weibliche Kleidung anlegen, und sich für das Kammermädchen der Macdonald ausgeben. So kamen sie, obgleich verschiedene Schüsse geschahen, die sie zum Anlegen anhalten sollten, nach Mughstot, dem Landsitze Alexanders Macdonald. Dieser befand sich eben bey dem Herzog von Cumberland; seine Gemahlin sorgte aber dafür, daß dem Prinzen ein sicherer Zufluchtsort zu Theil wurde. Aber dieser benahm sich, bey seiner ansehnlichen Größe, in seiner weiblich

chen Kleidung so ungeeignet, er hob sich, wenn er durch das Wasser gieng, so hoch auf, er machte so große Schritte, daß er sich bald verrathen hätte. Er erfuhr jedoch auch auf seinen Wanderungen manche ruhende Beweise von Anhänglichkeit. Einer seiner Verehrer vertauschte seine schlechten Schuhe gegen ein paar neue; er gelobte aber jene so lauge aufzuheben, bis der Prinz sich im St. Jamespallast befinden würde; sie sollten ihm alsdenn den Eintritt bey ihm verschaffen. Die alte Macdonald befahl ihrer Tochter, die Betttücher, auf welchen der Prinz gelegen hatte, ungewaschen zu lassen, um dereinst in dieselben ihre Leiche, als in ein Leichentuch, einzuwickeln. Der Prinz verwechselte aber hierauf seine weltliche Kleidung mit einem grünlichen kurzen Rocke, kurzen Beinkleidern, einer Perücke und einer Mütze.

Einer von denen, die seine Rettung am meisten beförderten, war der junge Lord Nasay. Man brachte ihn, vermittelst eines kleinen Bootes, das man von einem Landsee, über eine Strecke, theils morastigen,

theils

theils gebirgigen Landes, in das Meer schaffte, bis nach der, nicht weit von Skye entfernten kleinen Insel Nasay. Jetzt entfernte sich aber seine eben so schöne, als treue Beschützerin Flora. Auf der kleinen Insel Nasay waren fast alle Häuser von den Soldaten abgebrannt worden. Man mußte sich daher einer Hütte bedienen, welche Schäfer gebaut hatten. Für den Prinzen bereitete man ein Bett von Heide zu. Er wollte, so lang es Haferbrod und Whisky, einen gewöhnlichen Getränk der Hochländer, gab, kein Weizenbrod essen, und keinen Brantwein trinken. „Diese sind“ sagte er „das Brod und das Getränke meines Vaterlandes.“ Dieß gefiel den Hochländern außerordentlich. Nach einiger Zeit, in welcher der Prinz in mancher Gefahr schwebte, brachte man ihn wieder nach der Insel Skye, und von da nach der gegenüberliegenden Küste, da er denn endlich, auf dem Schiffe eines französischen Kapers, nach Bretagne kam.

Indessen hatte die Entfernung der englischen und holländischen Truppen, die Karl Edwards Unternehmung veranlaßte, dem Mars

Marschall von Sachsen Muth gemacht, sich (1746 Febr.) der Hauptstadt Brüssel zu bemächtigen, in welcher 17,000 Mann, theils Oestreicher, theils Holländer, nebst 17 Generalen, in seine Gefangenschaft geriethen. Der östreichische Minister, der in der Folge so berühmte Graf von Kaunitz, und die holländischen Gesandten, die sich damahls in Brüssel befanden, erhielten die Freyheit, sich zu entfernen. Die Allirten mußten nur den Franzosen ganz Brabant überlassen; diese eroberten auch die Festungen Mons, St. Guislain, Charleroi und Namur, deren Besatzungen sich ihrer Gefangenschaft unterwerfen mußten. Der Marschall von Sachsen wollte diesen glänzenden Feldzug nicht eher beschließen, als bis er die allirte Armee unter dem Prinzen Karl würde über die Maas zurückgedrängt haben. Dieser Armee war die seinige an Zahl überlegen; er wagte also um so weniger. Als sich seine Armee aus dem Lager bey Tongern (10. Oct.) in Bewegung setzte, rückte ihm das Heer der Vereinigten sogleich entgegen. So erfolgte (11. Oct.) die Schlacht bey dem Dorfe Mouscours. Der linke Flügel, den die Holländer

und

und Bayern bildeten, widerstand dem Angriffe der Franzosen, deren rechter Flügel von Löwendal angeführt wurde, am wenigsten. Die Allirten verlohren gegen 10,000 Mann. Das wenigste litten die Oestreicher, die auf dem rechten Flügel standen. Aber ihre Monarchin besaß in den Niederlanden nun auch weiter nichts mehr, als die Festungen Luxemburg und Limburg.

Um diese Zeit machten die Engländer, die sich wegen der französischen Unterstützung des jungen Prätendenten rächen wollten, einen Versuch, die Franzosen in ihrem eignen Lande in Unruhe zu versetzen. Eine englische Flotte von 46 Schiffen, auf welchen sich 7000 Mann Landtruppen befanden, legten sich (1746 am 29. Sept.) in der Nähe des Hafens L'Orient in Bretagne vor Anker. In dieser Stadt befanden sich die Niederlagen und Magazine der ostindischen Handlungsgesellschaft. Dieser hätten sie sich, da die Küste mit wenig Kriegsvolk besetzt war, leicht bemächtigen können. Sie versparten aber ihren Angriff bis zum dritten Tag (1. Oct.) Dadurch gewann der Befehlshaber

von

von L'Orient Zeit, die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu machen. Es half nun dem englischen General Stinclair nichts, daß er den Ort vier Tage nach einander beschloß. Die ganze Unternehmung hatte ein lächerliches Ende. Der Commandant von Port Louis, einer festen Seestadt an der Küste von Bretagne, befahl einem Tambour, Chamade zu schlagen, das heißt: dem englischen Oberbefehlshaber die Einwilligung in die Uebergabe anzukündigen. Der Tambour, der ihn unrecht verstand, schlug Alarm. Eben gab der englische Admiral aber ein Zeichen, daß er, des veränderten Windes wegen, seine Stellung nicht mehr behaupten könnte, und die Engländer gingen hieauf (7. Oct.) wieder zu Schiffe. Sie versuchten zwar bey Quiberon eine neue Landung; diese hatte jedoch weiter keinen Erfolg, als daß einige Bahernhütten abgebrannt wurden, und daß die Landbewohner ihr Vieh verlohren. Was hätte aber ein kleines Heer in einem großen Reiche auch ausrichten sollen?

Die Generalstaaten der vereinigten Niederlande fühlten es immer lebhafter, daß sie von

von dem großen Aufwande, den ihnen dieser Krieg verursachte, am Ende wenig Vortheil einerndten würden. Eben dieser Krieg rückte ihnen aber auch immer näher. Um so mehr wünschten sie denselben geendigt zu sehen. Sie trugen daher dem französischen Hofe ihre Vermittlung an, die dieser, da er seit dem Tode Kaiser Karls VII sich auch nicht mehr lebhaft für den Krieg interessirte, bereitwillig annahm. Er schlug sogar (1745 Sept.) eine Friedensversammlung vor; aber erst ein Jahr später (4. Oct. 1746) wurde dieselbe, auf den Betrieb der Holländer, zu Breda wirklich eröffnet. Es erschienen Bevollmächtigte von Frankreich, Großbritannien und den Generalstaaten. Oestreich und Sardinien sollten, einer vorläufigen Verabredung gemäß, von der Theilnahme ausgeschlossen seyn, und dennoch bestand der englische Gesandte in der ersten Zusammenkunft auf der Zulassung ihrer Minister. Man sah, daß es dem Könige Georg noch kein rechter Ernst war, Frieden zu schließen. Da nun auch Spanien an den Unterhandlungen desselben Theil nehmen wollte, so wurden der Ursachen, die den Fortgang derselben hinderten, immer mehr.

Frankr.

Frankreich wünschte ihn zu beschleunigen. Daher mußten die Holländer entweder die östreichische Parthey verlassen, oder sich wenigstens neutral verhalten. Um dieß von ihnen zu erzwingen, rückte der Graf Löwendal (1747 April) von Brügge aus ganz unermuthet in das holländische Flandern ein. In Zeit von vier Wochen war das ganze Land erobert, getödtet 5000 Mann Besatzungen in die französische Gefangenschaft, in welcher sich bereits schon 35.000 Holländer befanden. Dennoch schlossen die Generalsstaaten keinen besondern Vertrag; sie brachen vielmehr (23. April) die Unterhandlungen zu Breda ab, und die Noth, in welcher sich die Republik damahls befand, brachte eine Regierungsveränderung hervor *).

Die Freunde des Prinzen von Oranien benutzten die damahlige Gefahr, dem Volke die Verdienste, welche das oranische Haus um die Rettung des Staates sich ehemals erworben hatte, in Erinnerung zu bringen. Die Anhänger desselben in Seeland und Holland, welchen die Gefahr des Krieges am

*) Theil XV, S. 217.

am meisten drohete, äusserten ihren Wunsch, den Prinzen Wilhelm IV als Statthalter und Generalcapitain an der Spitze der Kriegsmacht des Staates zu sehen, sehr laut. Die Magistratsräthe der meisten Städte mußten diesem Wunsche nachgeben. Dennoch machte das holländische Militär jetzt keine glänzendere Fortschritte; doch war dieß auch nicht ganz seine eigne Schuld.

Die französische Armee unter dem Marschall von Sachsen machte (1747 May) Anstalten, die große Festung Mastricht zu belagern; das Heer der Vereinigten, das den Herzog von Cumberland wieder zum Oberanführer hatte, wollte dieß nicht geschehen lassen. Sie nahm bey dem Dorfe Laffeld, eine Stunde von Mastricht, eine sehr günstige Stellung. Aus dieser wollte sie der Marschall von Sachsen (2. Jul.) vertreiben. Nach einem harten Kampfe gelang es endlich den Franzosen, sich des Dorfes Laffeld zu bemächtigen, und den linken Flügel der Allirten zurückzudrängen. Aber jeder Armee kostete diese Schlacht 5, bis 6000 Tödtete oder Verwundete. Der Marschall von Sachsen

focht

focht in derselben nicht allein, als Obergeneral, sondern auch als gemeiner Soldat. Dennoch erreichte er seine Absicht nicht, Mästricht belagern zu können. Dagegen sah er sich in dem Stande, die Festung Bergen op Zoom, im holländischen Brabant, die man für ein Meisterstück des holländischen Kriegsbauwerkstücker Kochhorn hielt, und die schon so manchem Angriffe getrozt hatte, einer Belagerung zu unterwerfen. Diese leitete der Generallieutenant Löwendal, der 50,000 Mann unter seinem Befehle hatte. Die Stadt liegt an einem Meerbusen, den ein Arm der Schelde bildet. Dies verschaffte ihr die Bequemlichkeit, während der Belagerung immer mit frischen Lebensmitteln versehen zu werden. Auch war hinter ihr die Armee der Allirten aufgestellt. Dennoch ließ sich Löwendal von ihrer Belagerung nicht zurückschrecken. Sie begann in der Mitte des Juls. Der ungesunde Boden kostete der französischen Armee 20,000 Mann, die dem Einflusse desselben unterlagen. Allein dieser Verlust wurde von der großen Armee immer wieder ersetzt. Nach zwey Monaten war dem Walke noch kein beträchtlicher

licher Schade zugefügt, und doch wagte Löwendal (16. Sept.) einen Sturm, der ihm den Besitz der Stadt verschaffte. Die Besatzung bewies sich vielleicht nicht wachsam genug. Sie soll, wie man ihr Schuld giebt, mit dem großen Vorrath von Erfrischungen, den man ihr aus Holland zuführte, zu sehr beschäftigt gewesen seyn. Ihr Oberbefehlshaber, Cronström, ein Mann von 86 Jahren, hatte seine Stelle dem besondern Vertrauen, welches der Erbstatthalter auf seine Erfahrung und Einsichten setzte, zu danken, und der Fürst von Waldeck, den es verdros, sich den alten General vorziehen zu sehen, war deswegen von seinem Posten abgegangen. In England wollte man dem Cronström den Verlust von Bergen op Zoom zur Last legen; er wußte sich aber gut zu verantworten.

Im folgenden und letzten Feldzuge dieses Krieges beschloßen die gegen Frankreich verbundenen Staaten eine Kriegsmacht von 192,000 Mann in den Niederlanden aufzustellen. Hierzu sollte Oestreich 60,000, Großbritannien und Holland jedes 66,000,

66,000, beytragen. Von Rußland erwartete man 37,000. Als aber die Franzosen den Feldzug schon im März (1748) eröffneten, hatten Oestreich und Holland, jedes erst 30,000 Mann, beysammen, die mit 50,000 Engländern, Hannoveranern und Hessen, erst 110,000 Mann ausmachten. Die Rußsen waren noch zu weit entfernt. Der Marschall Löwendal wollte in Maastricht Frieden machen. Um die Allirten zu täuschen, stellte er sich, als wenn er der Stadt Breda einen Angriff zugebracht hätte. Die Vereinigten, deren Abtheilungen noch getrennt waren, sahen ihn nun auf einmahl (15. April) vor Maastricht erscheinen. Hierdurch wurde die Neigung der Holländer zur Ausöhnung mit Frankreich nun ganz entschieden.

Aber auch in Frankreich sah man derselben sehnlichsvoll entgegen. Während daß die Armeen in den Niederlanden so glückliche Fortschritte machten, wurde die Seemacht der Franzosen von den überlegenen Flotten der Engländer fast ganz vernichtet, und ihr Handel gewaltig gestört. Die Engländer besaßen seit 1744 (Febr.) *) die Herrschaft auf

*) Oben S. 175.

auf dem mittelländischen Meere, und sie nahmen den Franzosen eine Handlungsflotte nach der andern weg. Der berühmte Anson bemächtigte sich (1747 May) bey dem Vorgebirge Siniterra in Bretagne einer französischen Flotte mit reichbeladenen Schiffen, die der ostindischen Handelsgesellschaft gehörten. Der englische Admiral Hawke fieng (1747 Oct.) eine westindische Handelsflotte, mit sechs Kriegeschiffen, die sie vertheidigen sollten. Die Engländer nahmen den Franzosen auch noch so viele einzelne Kriegeschiffe weg, daß diesen am Ende des Krieges nur noch ein einziges dienstfähiges Schiff übrig blieb. Die Franzosen konnten nun ihre Colonien und Besitzungen in andern Erdtheilen nicht mehr behaupten. Schon hatten sie (1745 Jun.) die Festung Louisburg auf Cap Breton, die ihnen der englische Admiral Warren, nach einem harten Kampfe, abnahm, verloren; schon hatten die Engländer (1748 März) Port Louis auf der Insel S. Domingo erobert. In Ostindien waren ihre Besitzungen gleichfalls in großer Gefahr. Zwar hatte der Gouverneur der Insel Bourbon, de la Bourdonnaye, eine englische Flottenabtheilung

lung (1746 Jul.) an der Küste Koromandel geschlagen, und die große Stadt Madraß in Besitz genommen; allein ein Angriff auf die englische Colonie auf Bombay (1746 Sept.) lief unglücklich ab, und der General Duplety, der seinen Nebenbuhler Bourdonnaye nicht nur verdrängte, sondern auch unglücklich machte, konnte es kaum verhindern, daß die französischen Besitzungen der Ueberlegenheit der Engländer weichen mußten.

Frankreich, das bisher zu Lande desto mehr Glück gehabt hatte, befand sich jetzt aber in Gefahr, durch ein 37,000 Mann starkes russisches Heer von seiner glänzenden Laufbahn weggerissen zu werden. Friedrichs Gesandter zu Petersburg, Mardefeld, und de la Chetardie, hatten den Bemühungen des Großkanzlers Bestuschew, die Kaiserin für die Unterstützung der Marie Theresie zu gewinnen, noch glücklich entgegengearbeitet; als aber Friedrich Oestreichs Feind nicht mehr war, brachte es Bestuschew endlich (1746 May) dahin, daß Elisabeth mit der Marie Theresie ein Vertheidigungsbündniß schloß. Der König von Großbritannien machte

machte sich (1747 Jun.) verbindlich, für die Stellung eines russischen Heeres ansehnliche Subsidien zu zahlen. Hierauf (im Nov.) erfolgte noch eine feyerliche Verbindung zwischen Rußland und den Seemächten, und um eben diese Zeit traten die Russen, unter dem Feldmarschall Laschy ihren Marsch nach Deutschland an, den sie auch, durch Oberschlesien, Mähren und Böhmen, bis nach Franken, fortsetzten.

Dies beschleunigte den Fortgang der Friedensunterhandlungen, die seit dem März dieses Jahres (1748) zu Aachen betrieben wurden. Die Generalsstaaten, die nicht nur Bergen op Zoom, eine von ihren Hauptfestungen, verlohren hatten, sondern auch dies selbe in der Gefahr sahen, in Zeit von drey Tagen ihrer Festungswerke beraubt zu sehen, die zugleich mit dem Verlust ihrer zweyten Hauptfestung, Mastricht, bedroht wurden, die bothen alles auf, um die Unterzeichnung des Friedensschlusses möglichst schnell herbeizuführen. Da nun die englischen Gesandten mit den holländischen, in der Betreibung dieser Angelegenheit, gleichsam wetteiferten, so wurden die vorläufigen

Galletti Weltg. 16r Th. O Punkte

Puncte schon am 30sten April unterzeichnet. Die Generalstaaten mußten es aber, nach einer besondern Verabredung, geschehen lassen, daß die Belagerung von Maastricht fortdauerte. Löwendal wollte von der Eroberung derselben durchaus nicht abgehen. Die Generalstaaten mußten daher auch in die Uebergabe einwilligen, die ohnedieß nicht zu verhindern war. So kamen (7. May) die Franzosen auch in den Besitz dieser holländischen Hauptfestung.

Die Marie Theresie war mit den Friedenspräliminarien zu Aachen so wenig zufrieden, daß sie durch ihren Minister, den Grafen von Kaunitz, Rittberg, denselben feyerlich widersprechen ließ. Da ihr aber die Seemächte nicht länger Beystand leisten wollten, so hielt sie es, nach einigen Wochen, (25. May) doch für rathsam, den zu Aachen festgesetzten Bedingungen beizutreten. Ihrem Beispiele folgten Spanien, ingleichen die itallentischen Staaten Sardinien, Genua und Modena. Der Hauptfriedensschluß erfolgte aber doch erst im October dieses Jahres.

Durch

Durch diesen Frieden gewannen nun Frankreich und Großbritannien nichts; sie mußten vielmehr alles, was sie erobert hatten, wieder herausgeben, und der große Aufwand, den ihnen dieser Krieg verursacht hatte (Großbritannien berechnete den seinigen zu 46 Millionen Pfund Sterling) wurde ihnen durch nichts vergütet. Oestreich hatte nicht nur Schlesien verlohren; es mußte auch die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, an den spanischen Prinzen Philipp abtreten; es mußte dem Könige von Sardinien einen Theil des Herzogthums Mayland, den Bezirk von Vicenza, und einen Theil des Gebietes von Pavia und Anghiera, überlassen. Wie sehr war aber noch überdieß seine Schuldenlast vermehrt worden. Spanien und Sardinien gewannen also. Die Königin Elisabeth hatte die Freude, ihren Sohn Philipp als den Besitzer eines eignen italienischen Staates zu sehen. Der König von Sardinien bekam einen ansehnlichen Zuwachs seiner Länder. Zwar wurde ausgemacht, daß, wenn Philipp ohne männliche Nachkommenschaft sterben, oder seinem Bruder auf dem neapolitanischen

D 2

oder

oder spanischen Throne folgen würde, das Gebieth von Piacenza an Sardinten, das übrige aber an Oestreich, fallen sollte; aber diese Verabredung hat, wie die folgende Geschichte zeigen wird, dem Hause Oestreich keinen Vortheil gebracht. Die Generalstaaten, die ihre Staatskräfte zum Besten der Marie Theresie so gewaltig angestrengt hatten, bekamen zwar den von den Franzosen eroberten Theil ihres Gebietes zurück, aber in einem sehr verwüsteten und erschöpften Zustande. Auch hatten sie das Mißvergnügen, die Festungswerke der niederländischen Barriereplätze, in denen sie Besatzungen halten durften, niedergerissen zu sehen.

Wier

Vier und dreißigstes Kapitel.
Geschichte des siebenjährigen Krieges.

Erster Abschnitt.

Mattressen-Regierung in Frankreich, vornehmlich unter der Pompadour. Amerikanischer Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien. Zustand der dasigen Colonien. Ursprung von Louisiana. Die Franzosen verlieren Canada, und erobern dagegen Minorca.

Ludwig XV, der einen achtjährigen, kostbaren Krieg, ohne den geringsten Vortheil für seine Monarchie, geführt hatte, genoss nun wenigstens das angenehme Gefühl, sich seinen Lieblingszeitvertreiben, ohne alle Störung, überlassen zu können. Seine Feldzüge hatten

hatten ihn nicht lange genug von denselben entfernt, um ihn an eine andere Lebensart zu gewöhnen. Er war von Metz (1744 im Nov.) kaum nach Paris zurückgekehrt, als er sich seines angenehmen Umganges mit der Chateauroux so lebhaft erinnerte, daß er sich nicht zurückhalten konnte, einen nächtlichen Besuch bey ihr zu machen, daß er sie um Vergebung bath, daß er ihr erlaubte, ihm Bedingungen wegen ihrer Rückkehr an den Hof vorzuschreiben. Das rachsüchtige Weib verlangte die Verbannung von denen, die den König zu ihrer Entfernung vom Hofe bewogen hatten. Der schwache Ludwig opferte ihr wirklich den Großalmosener und den Reichsvater auf; aber in die Verweisung des Ministers Maurepas, und der Prinzen, wollte er durchaus nicht einwilligen. Jener mußte sich indessen entschließen, die Chateauroux um Vergebung zu bitten, und sie nach Hofe einzuladen. Doch die stolze Maitresse überlebte die Rückkehr ihrer glänzenden Lage kaum drey Wochen. Die verschiedenen Leidenschaftlichen, die sie bestürmten, hatten ihren empfindsamen Körper so mächtig erschüttert, daß sie in eine Krankheit verfiel, die, unter

ab

abwechselnden Geistesverirrungen und heftigen Krämpfen, das Ende ihres Lebens (am 8. Dec.) herbeyführte. Sie starb in den Armen der Maitresse.

Als die Chateauroux gestorben war, entspann sich ein neues Spiel der Hofränke, dem Monarchen, den ihr Verlust äußerst erschütterte, eine Person zu empfehlen, die man als Schöpferin des Glückes betrachten könnte. Dieß war das Ziel aller ehrgeizigen Häupter des Hofes. Aber auch alle ehrgeizige Damen des Hofes brauchten die Künste der Galanterie, den Monarchen zu trösten. Doch die ganze Nation, und vornehmlich das Volk der Hauptstadt, zeigte das lebhafteste Bestreben, den König aufzuheitern. Mit diesem Bestreben vereinigte sich das Fest, welches (1745) die Stadt Paris dem neuvermählten Dauphin zu Ehren anstellte.

Zu diesem Feste wurden alle schönen Damen des Hofes eingeladen. Unter denselben befand sich die reizende und anmuthige Normand d'Etolles. Ihr Vater, Poisson, ein

Schlach

Schlächter zu Paris, wirthschaftete mit der Casse des Invalidenhauses, bey welchem er angestellt war, so schlecht, daß er, um den Galgen zu entgehen, sich durch die Flucht retten mußte. In seiner Abwesenheit gebar seine Frau, die eine ganz vorzügliche Schönheit war, eine Tochter, Johanne Antoinette. Es fanden sich gute Freunde, welche dieselbe im Tanzen, in der Musik, und in andern Künsten, unterrichten ließen. Das reizende Mädchen bezauberte den kleinen übelgebildeten, nicht sehr feinen Norvant d'Etiolles so sehr, daß er sie (1741) heyrathete. Dieser that alles, um seiner zärtlich geliebten Gattin Vergnügen zu machen. Es versammelten sich in seinem Hause die feinsten und angenehmsten Gesellschaften, und bald umflatterte die schöne geistvolle Frau ein Heer von Anbetern. „Ich werde,“ pflegte sie wohl zu sagen, „meinem Manne nie anders, als nur dem Könige zu gefallen, untreu werden.“ Auch war dieß ihr Ernst. Sie arbeitete wirklich an dem Plane, den Beherrscher Frankreichs zu erobern; schon ihre Mutter bildete sie zur Geliebten desselben; Madam la Tencin, ihr Bruder, der

Car,

Cardinal, und Vinet, der Kammerdiener des Dauphins, hatten sie schon lange dazu auserlesen. Die mit ihren körperlichen Reizen vereinigten vorzüglichen Geistesanlagen waren, durch den Umgang mit Fontenelle, Voltaire, und andern schönen Geistern, ausgebildet worden. Dennoch fand sie Ludwig XV anfangs so wenig nach seinem Geschmack, daß nur der gewandte Vinet, ihr Vetter, es verhindern konnte, daß er ihres Umganges nicht gleich überdrüssig wurde. Ihre etwas unhöflichen Manieren und Ausdrücke, ihre ranhe Stimme, gaben ihren Feinden, zu welchen die Königin, der Dauphin und Maurepas, gehörten, Gelegenheit, sie lächerlich zu machen, sie la grisette, la petite bourgeoise, zu nennen. Aber ihre Unterhaltungsgabe, ihre Dreistigkeit, ihre Entschlossenheit, siegte über die Hindernisse, die man ihrem Glücke in den Weg stellte. Sie wurde (1745 Sept.) der Königin, dem Dauphin, dem Hofe, mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten, vorgestellt, und nun ward ihr von jedermann, und zum Theil auf eine niederträchtige Art, die Aufwartung gemacht. Die Königin hielt es ihrer Ehre nicht

nicht zumvder, einige Tage hernach mit ihr zu speisen.

Ihr Mann war bey dem Schicksale, seine schöne Frau zu verlieren, nichts weniger, als gleichgültig. Er wollte, ihrer östern Nachtbesuche bey dem Könige überdrüssig, die Rechte und das Ansehn ihres Mannes behaupten; aber sie antwortete ihm im Tone einer Gebietherin, und flüchtete nach Versailles. Ein königlicher Befehl, der ihn nach Avignon verbannte, überzeugte ihn bald von dem mächtigen Einflusse seiner Frau und seinem Verlust. Nach einiger Zeit wurde er zwar wieder zurückgerufen, und mit Ehrenämtern überhäuft, aber dieß geschah nur unter der Bedingung, daß er seine Frau niemahls besuchen, daß er sogar ihrer Begegnung ausweichen sollte. Ihr Vater wurde begnadigt, und ihr Bruder, ein höchst unbedeutender Mensch, stellte als Marquis von Marigny, einen mit ansehnlichen Ehrenstellen versehenen Mann, vor. Sie selbst nahm von dem Marquisat Pompadour, welches ihr der König schenkte, den Namen an, unter welchem sie so bekannt geworden ist.

Un:

Unstreitig haben der Pompadour nicht so wohl ihre Netze, deren ein mit dem schönen Geschlecht so vertrauter Monarch, als Ludwig, bald überdrüssig werden mußte, als ihre glückliche Gabe, ihn, durch immer neue und abwechselnde Zeitvertreibe, von aller Langenweile zu befreyen, die Herrschaft über den König, und über Frankreich, zugesichert. Diese Herrschaft verbreitete sich nicht allein über die königlichen Cassen, deren Schätze die Pompadour sehr eigennützig zu ihrem Vortheile anwendete, sondern auch über die Staatsverwaltung. Bald mußten sich diejenigen, die ihr nicht schmeichelten, die sich nicht unter ihr Joch schmiegen wollten, entfernen. Unter diese gehörte der rechtschaffne Finanzminister Orry, dessen Verlust der König bedauerte, und das Volk befeufzte. Unter diese gehörte auch Maurepas. Ihr Wille war auch der Wille des Monarchen. Ihr Wink geboth. Was hätte sich das ehrgeizige Weib, die sich die Maintenon zum Muster wählte, nicht alles erlauben können? In dem Zimmer, in welchem man ihr die Aufwartung machte, war kein anderer Sessel, als ihr Lehnstuhl, und selbst der

König

König mußte es für eine besondre Gewogenheit halten, wenn sie ihm einen Stuhl hinstellen ließ. Um die Prinzen vom Hause, die Cardinäle, und andre Personen vom ersten Range, in ihrer Gegenwart nicht sitzen zu lassen, stand sie selbst so lange, als ihr Besuch dauerte. Ihr Haushofmeister, ein Edelmann aus einer der ältesten Familien, der, die Serviette unter dem Arm, hinter ihrem Stuhle stand, war mit dem blauen Ordensbände und dem Sterne des h. Ludwigs gekrönt.

Daß ihre Reize nicht die Ursache ihrer glänzenden Rolle waren, zeigte sich, als sie nach sechs Jahren (1751) eine Krankheit bekam, die sie außer Stand setzte, die sinnlichen Wünsche ihres königlichen Liebhabers zu befriedigen. Ihre Feinde hielten nur ihren Sturz für unvermeidlich; aber sie sahen sich in ihrer angenehmen Erwartung getäuscht. Die Pompadour blieb dem Herzen Ludwigs XV unentbehrlich. Schlau verschaffte sie ihm bald einen neuen Gegenstand seiner sinnlichen Liebe, der ihrer Herrschaft keinen Eintrag thun konnte. Ein Irländer,

Mah;

Mahmens Murphyy, der, nebst seiner Frau in Paris lebte, hatte zwey sehr schöne Töchter, aber so wenig Vermögen, daß er sich entschließen mußte, sie in der königlichen Mahlerakademie zum Modell dienen zu lassen. Eben sollte an die zweyte auch die Reihe kommen, als die Pompadour ihren entnersten König auf das vierzehnjährige Mädchen von entzückender Schönheit aufmerksam machte. Aber die kleine Murphyy besaß noch so wenig Weltkenntniß, so wenig feine Lebensart, daß sich Ludwig scheute, sie am Hofe erscheinen zu lassen. Doch die Pompadour wußte bald wieder Rath. Sie überließ ihm, um der Unterhaltung mit der reizenden Murphyy zu pflegen, ein kleines Landhaus, das sie entbehren konnte. Der schwache Ludwig wurde von ihr so glücklich getäuscht, daß er sich einbildete, sie wäre mit der Absicht, wozu er das Landhaus brauchte, gar nicht bekannt. Doch Murphyy, die weiter nichts, als schön war, konnte den im sinnlichen Genuße abgestumpften Monarchen nicht lange beschäftigen. Kaum zeigten sich Spuren einer Schwangerschaft, als sie verheyrathet wurde, und die Pompadour behauptete

hauptete ihre Herrschaft über Ludwigs Herz und über Frankreichs Schicksal unausgesetzt. Sie war es, die Minister, Generale, Gesandte ernannte; sie gab fremden Gesandten Audienz, unterhielt mit fremden Höfen Briefwechsel, und leitete eben sowohl die Staats- als Kriegsangelegenheiten. Aber sie leitete sie so eigennützig, dem Vortheile Frankreichs so wenig angemessen, daß die Zeit von zwanzig Jahren, wo ihr Einfluß so mächtig war, zu den unglücklichsten Perioden des schönen Reiches gehört.

Während daß der Eigennuß der Pompadour die Finanzen, die der Krieg schon erschöpft hatte, ganz zerrüttete, waren die Provinzen so verarmt, daß selbst die reichsten, im Falle der Noth, kaum 100,000 Livres aufzubringen vermochten. Als daher der Finanzminister Machault, Orry's Nachfolger, als Generalcontroleur, es (1745) für eine dringende Nothwendigkeit erklärte, auf die Ergänzung der Staatseinkünfte eine ernsthafte Rücksicht zu nehmen, durfte man es nicht wagen, dem schon äusserst belasteten Volke noch neue Abgaben zuzumuthen. Man that

that daher den Vorschlag, die Geistlichkeit, und die sogenannten privilegierten Provinzen, die sich bisher selbst besteuert, die allenfalls nur eine gewisse Summe, als ein freiwilliges Geschenk, entrichtet hatten, zur Theilnahme an den Staatsbedürfnissen zu ziehen. Man verlangte deswegen den zwanzigsten Theil aller Einkünfte von Grundstücken. Darnach lebhaftem Widerspruch entschloß sich das Parlament zu Paris, das Edict wegen dieser Abgabe zu registriren, das heißt, ihm, durch die Einzeichnung in seine Verhandlungen, die hergebrachte Bestätigung zu geben. Doch schon im folgenden Jahre (1746) trug das Ministerium auf eine Anleihe von 50 Millionen an. Als das Parlament dagegen Vorstellungen that, erklärte Ludwig XV, er hätte nun lange genug Geduld und Nachsicht gehabt; er verlange Gehorsam, und zwar heute noch. Das schüchternere Parlament registrierte. Desto feuriger aber widersprachen die privilegierten Provinzen, vornehmlich Bretagne und Languedoc. Die Geistlichkeit wollte den wahren Werth ihrer Grundstücke durchaus nicht angeben. Die Stände von Languedoc demüthigten sich aber unter den

den Willen der Minister, während daß ihre Collegien in Bretagne theils verbannt, theils verhaftet wurden.

Die Geselligkeit, die sich besonders lebhaft widersetzte, erklärte das Vorrecht, welches sie von den weltlichen Personen unterschied, für eine Gewissenssache, und bewies einen so standhaften Eifer, dieses Vorrecht zu behaupten, daß ihr die Entrichtung ihres Beytrages zu der Anleihe nicht weiter zugemuthet wurde. Um sie wegen ihrer Widerspenstigkeit etwas zu züchtigen, veranlaßte man, von Seiten des Hofes, eine Untersuchung ihres Lebenswandels, und ihrer Grundsätze, die sie der Achtung des Volkes nicht empfahlen. Der schlaue Erzbischof von Paris lenkte hierauf die Aufmerksamkeit auf theologische Händel. Das Parlament, das sich in dieselben mischte, verfuhr nun gegen den Erzbischof mit so vieler Entschlossenheit, und gehorchte dem königlichen Befehl, sich der Einmischung in die geistlichen Angelegenheiten zu enthalten, so wenig, daß es der erzürnte König (1753 May) nach Pontoise (in Isle de France, an der Oise) verbannte, daß

daß er einige der höchsten Mitglieder mit einer harten Gefängnißstrafe belegte. Das pariser Volk forderte zwar seine Zurückberufung mit lautem Ungestüm zurück; sie erfolgte aber doch nicht eher, als nach fünf Viertel Jahren (1754 Aug.). Allgemeiner Jubel verbreitete sich nun durch die Hauptstadt. Der Erzbischof Beaumont, der die theologischen Säntereyen von neuem regemachte, erhielt die Befehlung, sich nach Conflans, einem Dorfe im Bezirke von Paris, wo er ein Landhaus hatte, zu begeben. Hier setzte er jedoch die schriftliche Unterhaltung mit den Bischöfen seiner Parthey bis zu der Zeit fort, wo der Krieg mit Großbritannien und Preussen die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen andern Gegenstand hinlenkte.

In Großbritannien war damals Wilhelm Pitt derjenige, der die Staatsverwaltung hauptsächlich leitete. Der jüngere Sohn einer noch neuen Familie (geb. 1708 Nov.) war er ein Enkel des Thomas Pitt, der dem Könige Ludwig XIV den großen Diamanten seines Namens, den er als Gouverneur

Galletti Weltg. 16r Th. P verneur

lenten hatten seit sechzig Jahren, sowohl an Umfang, als an Wichtigkeit, außerordentlich gewonnen. Penns Colonie diente zu einem vortrefflichen Muster, das die übrigen mehr oder weniger nachahmten. Zur schnelleren Vermehrung der Einwohner trugen noch immer die Religionsbedrückungen bey, welche manche schlecht berathene Regenten in Europa ihren Unterthanen empfinden ließen. Von den Franzosen, welche der Widerruf des Edicts von Nantes aus ihrem Vaterlande vertrieb, wanderten viele nach Virginiten, wo sie sich am Jamesfluß niederließen. Andre giengen nach Carolina, und legten daselbst Charlestown (Karlstadt) an. Deutsche gesellen sich schon seit Karls II und Jacobs II Zeiten zu den Bewohnern der englischen Colonien. Aus der Schwelz, dem südlichen Deutschland, meistens aus der Pfalz, Wirtemberg und Baden, zogen (seit 1709) ganze Gemeinden, mit ihren Pfarrern, nach Amerika. Man rechnete einige Zeit lang jährlich 20 bis 24 Schiffe, die Deutsche an die nordamerikanische Küste versetzten. Menschenwerber, Neuländer genannt, lockten, von englischen und holländischen

schen Kaufleuten ausgeschickt, durch die reichendsten Versprechungen, ganze Schaaren dahin. Die großbritannische Regierung verstatete, um die Volksmenge in Amerika zu vergrößern, sogar die Auswanderung aus ihrem eignen Lande. Sie erlaubte den Hochländern, aus ihren gebirgigen Gegenden nach Neuyork, Georgien, Neuschottland, und Südcarolina, sich zu begeben. Die Irländer, denen es in ihrem, nicht besonders fruchtbarem Vaterlande an Unterhalt fehlte, wanderten (vornehmlich seit 1740) nach Pennsylvanien und Neuyork, und brachten daselbst die Leinweberey in Aufnahme. Jährlich belief sich die Zahl derselben auf 2000.

Wilhelm III, von Holland aus mit den richtigen Grundsätzen der Staatswirthschaft bekannt, erwarb sich um die Engländer das Verdienst, sie auf die Producte der amerikanischen Colonien, als Schiff- und Bauholz, Ingelichen Ther, Pech, Eisen, Kupfer, Getreide, Taback, Indigo, recht aufmerksam zu machen. Um die Ausfuhr nach andern europäischen Ländern zu befördern, wurden

denen, die sich damit beschäftigten, die Eingangszölle zurückgegeben. Zur Zeit der Königin Anna erkannte man denen, welche die zum Schiffbau nützlichen Materialien aus Amerika einführten, ansehnliche Belohnungen zu. Die nordamerikanischen Colonien selbst bemächtigten sich eines sehr ausgetreiteten Schleichhandels nach dem französischen und holländischen Westindien, durch welchen sie die französischen und holländischen Zuckerinseln, zum Nachtheile der englischen, in einen größern Wohlstand versetzten. Die großbritannische Regierung sah sich daher bewogen, die Waaren, die aus diesen Inseln eingeführt wurden, z. B. Zucker, Rum, mit einer schweren Abgabe zu belegen.

Während der Zeit bewiesen sich aber auch die Franzosen nicht unthätig, ihre Besitzungen in Nordamerika zu erweitern und zu vermehren. Ein Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit war das Land am Mississippi. Mit diesem hatte schon der Spanier Ferdinand de Soto (1541) die Europäer bekannt gemacht; aber der Franzose la Salle war

(1682)

(1682) derjenige, der, zuerst von Canada aus, den großen Strom, bis zu seiner Mündung, bereisete; der dem König Ludwig XIV von den vortrefflichen Eigenschaften des an demselben sich hinziehenden Landes einen so vortheilhaften Begriff machte, daß er ihm eine, mit allen Bedürfnissen reichlich versehene Flotte anvertraute, um zum Anbau desselben den Grund zu legen. La Salle führte seine Colonie hundert Meilen über das rechte Ufer des Stromes hinaus, wo ein ungesunder Himmelsstrich nicht nur die meisten von seinen Gefährten, sondern ihn selbst, tödtete. Hierauf versetzte (um 1700) Iberville, ein Edelmann aus Canada, und ein vortrefflicher Seecapitän, eine kleine Anzahl von Franzosen an den Mississippi; aber auch diese Colonie, die ihr Urheber Louisiana nannte, unterlag dem Kampfe mit dem sandigen Boden, dem brennenden Himmel, den Wilden. Dadurch ließ sich aber Crozat, ein reicher Kaufmann, von einem neuen Versuche, am Mississippi eine Niederlassung zu gründen, nicht abhalten. Er verschaffte sich in dieser Absicht ein ausschließliches Handelsprivilegium auf 15 Jahre,

Jahre, um, mittelst einer am Mississippi anzulegenden Colonie, eine Verbindung mit Alt- und Neumerico, zur Umtauschung europäischer Waaren gegen mexicanisches Gold und Silber, zu errichten. Allein zu schwach, diese Unternehmung auszuführen, trat er (1717) sein Privilegium der lawfschen Handelsgesellschaft ab *). Man entwarf nun, ohne mit dem Boden sich erst bekannt gemacht zu haben, den Plan zu einer großen Colonie. Ganze Schaaren von Franzosen, Deutschen, Schweizern, wurden an den Mississippi, nach Louisiana, versetzt; aber diese Colonisten, die nichts vorbereitet fanden, irrten in den großen Wäldern hilflos herum, und starben vor Mangel, Verdruß und Ermattung. Die 25 Millionen Livres, die diese Colonie gekostet hatte, waren fruchtlos aufgewendet, und der Name Louisiana ward in Frankreich ein Gegenstand heftiger Verwünschungen. Die lawfsche Gesellschaft mußte ihr Privilegium, mit einem Verlust von 1,450,000 Livres, verkaufen. Der Handel nach Louisiana war nun jedem erlaubt, und die Zahl der Colonisten vermehrte sich etwas; aber die Kriege von 1739 und 1755 hemm-

*) Theil XV, S. 119.

ten den glücklichen Fortgang dieser Niederlassung von neuem.

Den letztern Krieg veranlaßte der Umstand, daß die Gränzen zwischen den nordamerikanischen Besitzungen der Franzosen und Engländer nicht genau bestimmt waren. Im utrechtener Frieden hatte Frankreich ganz Acadien, oder Neuschottland, nach seinen alteren (ehemahligen) Gränzen, an Großbritannien abgetreten *). Diesen unbestimmten Ausdruck legte nun jede von den beyden Mächten zu ihrem Vortheile aus. Im Frieden zu Nachen hatte man eine günstige Gelegenheit, der Sache eine genauere Bestimmung zu geben; aber sie wurde vernachlässigt. Frankreich bekam zwar Cap Breton (eine Insel bey Neuschottland) und alles dasjenige, was ihm von den Engländern entrissen worden war, wieder zurück; jedoch mit dem neuen Zweifel unterworfenen Zusatze, daß, auch in andern Dingen, alles wieder in das Verhältniß kommen sollte, wie es vor dem Kriege gewesen wäre, oder hätte seyn sollen. Dieß benutzten die Engländer zum Vorwande, ihren Besitzungen an der rechten Seite des

Lorenz

*) Theil XV, S. 352.

Lorenzstromes eine größere Ausdehnung zu geben. Sie glaubten, auf ältere Landkarten sich berufend, bis an die Flüsse Lorenzo und St. John sich ausbreiten zu können. Sie legten (1749) die Stadt Halifax an, die sie mit einer beträchtlichen Menge von Colonisten versahen.

Die Franzosen wollten die Engländer an der Ausbreitung ihrer Gränzen hindern. Sie legten daher auf der Landenge zwischen Neuschottland und Canada einige Festungen an; sie gaben sich Mühe, die Wilden in Neuschottland gegen die Engländer zur Empörung zu reizen; sie brachten es dahin, daß die Indianer in Canada es den Engländern nicht gestatten wollten, sich diesseits der apalachischen Gebirge auszubreiten; sie überfielen die kleine, wehrlose Stadt Darmouth, Halifax gegen über.

Während daß Franzosen und Engländer einander am Lorenzstrom neckten, geriethen sie auch wegen der Gränzen am Ohio in Streit. Eine seit dem aachner Frieden entstandene englische Ohiocompagnie wollte das schöne Land,

Land, welches die Ufer des prächtigen Ohio, eines großen Nebenflusses des Mississippi umgiebt, benützen. Dieß wollten die Franzosen nicht zugeben, und daher wurden die Engländer, die sich am Ohio niedergelassen hatten, theils verjagt, theils ermordet. Um überhaupt zu verhindern, daß sich die Engländer zwischen den französischen Niederlassungen nicht festsetzen möchten, trafen die Franzosen Maßregeln, ihre Provinzen Canada und Louisiana in nähere Verbindung zu bringen, und die Herrschaft über die Seen in Canada sich zuzueignen. Sie legten daher an dem Flusse Niagara, der aus dem Erte in den Ontario führt, und wegen eines der größten Wasserfälle berühmte ist, eine Festung an. Sie führten im Lande der sogenannten sechs Nationen, oder der Irokesen, die als Unterthanen der Engländer anerkannt waren, eine ganze Reihe von Verschanzungen auf. Die feyerlichen Einwendungen, die der englische Statthalter in Virginien dagegen machte, waren vergebens. Eine Abtheilung englischer Truppen, die, (1754) von dem in der Folge so berühmten Washington angeführt, den Bau eines neuen Forts

Fort du Quesne am Ohio zerstören sollte, wurde getödtet oder gefangen. Die französische Regierung versah Canada nicht nur mit Mannschaft, sondern auch mit Kriegsbedürfnissen. Endlich langte (1755 Febr.) der General Braddock mit 1500 englischen Soldaten in Virgintien an, und der Admiral Boscaven, der (im April) mit einer Flotte an der Küste von Neuschottland erschien, nahm den Franzosen zwey Kriegsschiffe weg. Nun war der nordamerikanische Krieg zwischen Frankreich und England entschieden.

Braddock wollte, wenn er die Provincials truppen, und die nöthigen Kriegsbedürfnisse an sich gezogen haben würde, von Virgintien aus, seine Unternehmungen gegen die Franzosen anfangen. Allein der stolze, harte General, machte sich nicht nur bey seinen eignen Soldaten, sondern auch bey den Indianern, die ihm wichtige Dienste hätten leisten können, und die er mit Verachtung von sich stieß, sehr verhaßt. Nun wählte er (1755 Jun.) um bis zu dem Fort du Quesne zu kommen, den weitesten und beschwerlichsten Weg, der über dicht bewachsene Gebirge

gebirge führte. Darüber sah er sich genöthigt, 800 Soldaten, nebst dem schwersten Gepäck, auf dem Marsche, zurückzulassen. Seine ganze Mannschaft, die er vor dem Fort aufstellte, bestand nur aus 700 Köpfen, und diese wurden von den Franzosen so eingeschlossen und überwältigt, daß nur sehr wenige sich retten konnten. Zwar langte (1756 März) Abercrombie mit zwey Regimentern und (im May) Loudon, als Oberbefehlshaber der königlichen Truppen, an; allein die Ueberlegenheit der Franzosen dauerte dennoch fort. Großbritannien unterstützte seine Colonien nicht kraftvoll genug, und diese betrieben ihre Rüstung zu wenig mit gemeinschaftlichen und angestregten Kräften. Die südlichsten Provinzen wollten, wegen ihrer vielen Neger besorgt, keine Mannschaft stellen. Die übrigen wurden theils durch die unter ihnen herrschende Eifersucht, theils durch die Uneinigkeit zwischen ihren Statthaltern, theils aber auch durch die Abneigung, sich von englischen Officieren besetzen zu lassen, von der lebhaften Theilnahme an diesem Kriege abgehalten.

Der

Der ungünstige Erfolg, den der nordamerikanische Krieg mit Frankreich hatte, war eine von den Hauptursachen, die dem großbritannischen Volke den Wunsch abnötigten, seinen Liebling Pitt wieder am Ruder der Staatsverwaltung zu sehen. Er wurde (1756) vom König Georg II zum Staatssecretär ernannt. Aber der feurige Patriot widersetzte sich den Absichten des Königs, die mit dem Wohl des Staates nicht immer übereinstimmten, so unbiegsam, daß es den Mäkten seiner Feinde keine große Mühe machte, den königlichen Befehl zur Niederlegung seiner Stelle auszuwirken. Auch einige von seinen Freunden wurden abgesetzt. Nun bezeugte jedoch der größte Theil der Nation eine so innige Hochachtung für Pitts Verehrbarkeit und Vaterlandsliebe; nun drückte sie das Verlangen, ihn wieder in seine Ministerstelle eingesetzt zu sehen, in Bittschriften, und auf andre Weise, so lebhaft aus, daß sich Georg II (1757 Jan.) abermahls entschließen mußte, ihn zu seinem Staatssecretär des südlichen Departements zu ernennen. Pitts Staatsverwaltung gleich einer monarchischen Regierung, indem alle übrigen

übrigen Minister ihm gleichsam untergeordnet waren. Dieß gereichte jedoch zum Besten des Staats. Die Nation erwachte, durch ihn aufgemuntert, gleichsam aus dem politischen Schlafe, der sie bisher niedergedrückt hatte; sie lernte ihre Kräfte, und das eigentliche Ziel ihrer Anstrengung, besser kennen; sie fühlte, daß sie nur durch ihre Seemacht groß werden könnte. Nie waren König, Parlament und Volk einiger. So überzeugend waren Pitts Verdienste. Allein, sein mächtiger Einfluß äusserte sich auch nicht allein auf Großbritannien und Europa, sondern auch auf alle übrigen Erdtheile.

Dieser Einfluß zeigte sich besonders auch in dem Kriege, den Großbritannien mit Frankreich führte. Die kriegerischen Unternehmungen in Nordamerika waren jetzt vor einem ganz andern Geiste besetzt. Eine große Flotte, die unter Boscawens Befehl stand, brachte die Generale Amherst und Wolfe, mit Kriegsvolk, nach Canada, vor die französische Festung Louisburg, welche (1758 Jul.) des heftigen Widerstandes von 3000 Mann ungeachtet, der Gewalt der Engländer

Engländer weichen mußte. Die Franzosen verbrannten vorher ihre Flotte, die aus fünf Linien Schiffen und sechs Fregatten bestand. Um das Vordringen in Canada zu erleichtern, rückte Abercrombie mit 16,000 Mann gegen Ticonderago, eine französische Festung am Champlain's See, im jetzigen Gebiete von Newyork, an. Ein unvorsichtiger Angriff kostete zwar 2000 Mann; dagegen machte (im Aug.) die Eroberung der Festung Fontenac desto weniger Mühe, und die Franzosen rissen die Werke des Forts du Quesne nun selbst nieder.

Zur Beförderung der englischen Unternehmungen trug ein Freundschaftsbund, den die Engländer mit verschiedenen hinter den apalachischen Gebirgen, und in Canada, wohnenden indianischen Stämmen, eingiengen, sehr viel bey. Amherst eroberte im folgenden Jahre (1759 Aug.) nicht nur Ticonderago, dessen erster Angriff ihm nicht gelungen war, sondern auch Crownpoint, eine andre französische Festung am Champlainsee. Die englischen Generale Johnson und Prideaux bemächtigten sich auch des Forts Oswego

wego und Niagara. Die Franzosen zogen nun ihre ganze Kriegsmacht bey Quebec, der Hauptstadt von Canada, zusammen, um den General Wolfe, der diese Stadt belagerte, von der Einnahme derselben abzuhalten. Eine Schlacht, die der französische General, der Marquis von Montcalm, den Engländern (1759 am 13. Sept.) lieferte, sollte Quebecs Schicksal entscheiden. Das Treffen kostete viele Menschen. Beyde Anführer starben den Heldentod. Endlich siegten die Engländer. Dem Andenken des tapfern Wolfe widmete Georg II ein Denkmahl in der Westminsterabtey. Quebec mußte sich fünf Tage nach der Schlacht (18. Sept.) an die Engländer ergeben. Die Flotte derselben kehrte nach England zurück, um der Gefahr des Einfrierens auszuweichen. Wegen der Franzosen, die sich noch im innern Lande befanden, blieb der General Murray mit 7000 Mann zurück. Die Franzosen rückten (1760 April) heran, um die Stadt Quebec wieder in ihre Gewalt zu bringen, und der unvorsichtige Murray wurde von der überlegenen Zahl derselben so sehr geschlagen.

schlagen, daß er sich nach Quebec zurückziehen mußte. Als jedoch die Franzosen zur Belagerung der Stadt ernstliche Anstalten machten, langte eben eine englische Flotte an, die ihnen ihre Artillerie, und einen großen Theil ihres Gepäcks, wegnahm. Baudrevil, der französische Statthalter von Canada, zog hierauf alle französische Truppen, über die er gebiethen konnte, nach der auf einer Insel im Lorenzstrom liegenden Stadt Montreal, dem einzigen den Franzosen noch übrigen festen Platz, zusammen. Amherst brachte ihn aber dennoch in solche Verlegenheit, daß er sich (8. Sept.) zum Abzuge bequemen mußte. Jetzt war Canada von den Engländern erobert. Die Franzosen, die aus ganz Nordamerika vertrieben waren, bemächtigten sich zwar (1761 Jun.) der Städte St. John und Plaisance in Neufundland; diese wurden ihnen jedoch bald wieder weggenommen. Um die Engländer auf eine andre Art in Verlegenheit zu bringen, reizten sie die Irokesen, welche von den stolzen Engländern sehr beleidigt worden waren, zur Rache, und diese führten (1760) den Krieg

Krieg gegen die Engländer mit solcher Erbitterung, daß Amherst, um das Vergeltungsrecht auszuüben, auf trostesische Weise, ihre Städte und Dörfer abbrannte. Das feindselige Mißverhältniß zwischen den Engländern und Irokesen dauerte auch so lange fort, bis ein Abgeordneter der letztern, welcher, zur Verichtigung des Friedens in London gewesen war, die Ehre, die er daselbst genossen hatte, seinen Landsleuten so lebhaft schilderte, daß sie von den Gesinnungen der Engländer einen weit vortheilhaftern Begriff erhielten. Es wollte also den Franzosen kein Versuch, die englische Macht in Nordamerika zu bekämpfen, gelingen.

Desto mehr begünstigte die Franzosen das Kriegsglück bey einer Unternehmung auf die Insel Minorca. Die französische Regierung machte an den Küsten von Bretagne allerley Anstalten, die eine Landung anzukündigen schienen. Es wurden verschiedene Truppenabtheilungen zusammengezogen; man bereitete eine große Anzahl platter Fahrzeuge zu; man rüstete im Hafen von Brest einige

Kriegsschiffe aus. Zu London war man wegen einer französischen Landung schon so besorgt, daß man eine starke Abtheilung von hauböverischen und hessischen Truppen nach England kommen ließ. Um so unerwarteter war (1756 April) die Nachricht, daß der Herzog von Richelieu mit einem französischen Corps auf der Insel Minorca gelandet sey. Die Franzosen belagerten Port Mahon. Der Admiral, Marquis de la Galissoniere, deckte diese Belagerung mit einer Flotte von 12 Kriegsschiffen. Byng, der die Stadt entsetzen sollte, wurde von der englischen Admiralität zu spät ausgerüstet, und nur mit 10 Linienschiffen versehen. Doch sein Muth rechtfertigte das Vertrauen, das man in ihn setzte, nur wenig. Denn kaum war (20. May) eins von seinen Schiffen aus der Linie gedrängt worden, als er sich schon nach Gibraltar zurückzog. Indessen machte die französische Belagerung von Port Mahon nur sehr langsame Fortschritte, bis Richelieu endlich (29. Jun.) den kühnen Entschluß faßte, die weitläufigsten Außenwerke durch einen gewaltsamen Angriff zu erobern.

Es

Er kostete viele Menschen, aber er gelang, und nun capitulirte auch die 2000 Mann starke Besatzung des noch nicht bestürzten Forts St. Philipp, wodurch die ganze Insel ein Eigenthum der Franzosen wurde. Dieser Verlust war für die Engländer sehr wichtig, weil er sie in ihrer Herrschaft auf dem mittelländischen Meere störte. Der Unwille, den die Nation darüber empfand, äußerte sich sehr laut. Das Ministerium schob nun die ganze Schuld auf den Admiral Byng, der, durch fünf Schiffe verstärkt, zu spät herbeygekommen war. Man unterwarf sehr Benehmen dem Ausspruche eines Kriegesgerichtes, und Byng, dessen Vater bey dem Cap Passaro (1718) *) einen wichtigen Sieg erfochten hatte, ward zu Portsmouth hingerichtet. Großbritannien in seinem eignen Lande anzugreifen, war jedoch für Frankreich, dessen Seemacht mit der englischen im Mißverhältnisse stand, eine sehr gefährliche Unternehmung. Um so leichter schien es, dem Könige Georg II sein deutsches Erbland, das Kurfürstenthum Hannover, wegzunehmen. Mit dieser Absicht stimmte der Plan, der

Marie

*) Theil XV, S. 170.

Marte Theresie gegen den König von Preussen Beystand zu leisten, gut zusammen. So war dieß eine von den Hauptursachen, die den siebenjährigen Krieg in Europa veranlaßte.

Zweyter Abschnitt.

Der Zustand Oestreichs wird unter der Staatsverwaltung des Grafen Kaunitz sehr verbessert. Oestreich verbindet sich mit Frankreich, Rußland, Sachsen. Brühls für Sachsen höchst nachtheiliges Ministerium. Der König Adolf Friedrich von Schweden, der immer mehr eingeschränkt wird, muß an der Verbindung gegen Friedrich II Theil nehmen. Friedrich II befördert den Wohlstand seiner Länder, und die Vollkommenheit seiner Kriegsmacht.

Seit dem nachher Frieden war ein in Europa bisher ganz unbekanntes Verhältnis eingetreten. Oestreich und Frankreich hörten nicht nur auf, feindseltige Gesinnungen gegen einander zu hegen; Oestreich und Frankreich schlossen sogar ihren Freundschaftsbund
immer

immer enger. Oestreichs Erbitterung über Preussen, das ihm Schlesien entzogen hatte, war so innig, daß es, die Händel mehrerer Jahrhunderte gleichsam vergessend, sich mit seinem ehemahligen Hauptfeinde verband. Derjenige, der die Marie Theresie zu dieser Verbindung hinzog, war Kauntz. Wenzel Anton, Graf von Kauntz (geb. 1711) der Abkömmling einer altadelichen Familie, die in Böhmen und Mähren große Güter besaß, die dem Staate schon manchen verdienstvollen Beamten geliefert hatte, war, als der jüngste von neunzehn Geschwistern, dem geistlichen Stande gewidmet; diese Bestimmung ward aber durch den Tod eines ältern Bruders abgeändert. Kauntz studierte nun die Rechtswissenschaft; er bildete sich auf Reisen in Frankreich, England und Italien weiter aus. Seit seinem dreyßigsten Jahre (1741) wurde er als Gesandter an verschiedenen Höfen gebraucht. Er befand sich bey dem Könige von Sardinien, während daß derselbe gegen die Franzosen und Spanier zu Felde lag. In der Folge verwaltete er die wichtige Stelle eines dirigirenden Ministers der östreichischen Niederlande,

lande, bis dieselben in die Gewalt der Franzosen geriethen. Er lebte hierauf einige Zeit auf seinen Gütern bey Aachen. Die Dienste, die er der Marie Theresie leistete, hatten ihm aber das Vertrauen derselben so sehr erworben, daß sie ihn zu ihrem Conferenz- und Staatsminister ernannte, daß sie ihm den wichtigen Gesandtschaftsposten am französischen Hofe auftrug. Sein kluges, vornehmender Beredsamkeit, und gefälligen Manieren, unterstütztes Benehmen verschaffte ihm im französischen Cabinet einen geheimen, sehr bedeutsamen Einfluß, der ihn seiner Monarchin noch schätzbarer machte. Bald (seit 1753) leitete er, als Hof- und Staatskanzler, nicht nur allein die auswärtigen Angelegenheiten, sondern er äusserte auch auf die innere Staatsverwaltung eine große Wirksamkeit. Er setzte es unter andern durch, daß das Finanzwesen der allgemeinen Rechnungskammer untergeordnet wurde, welches dem Staate eine jährliche Ersparung von einigen Millionen gewährte. Durch Ordnung und gute Einrichtung wurde der Verlust, den Oestreich an Land erlitten hatte, so wenig fühlbar gemacht, daß sich seine jähr-

jährlichen Staatseinkünfte auf 24 Millionen Thaler erhöhten. Diese wurden zum Theil angewendet, um dem östreichischen Kriegsstaat eine vollkommnere Einrichtung zu geben. Um die Bildung der jungen Officiere zu befördern, legte man auf der Leimgrube, nahe bey Wien, eine Ingenieur- und Militärakademie an. Der Fürst von Lichtenstein, der Urheber dieser verbesserten Einrichtungen, stiftete auch eine Artillerieschule, auf die er über 100,000 Thaler aus seinen eignen Mitteln verwendete. Die östreichische Artillerie wurde damals durch 6 Batallione vermehrt.

Diese Anstalten und Rüstungen bewiesen überzeugend, daß Oestreich sich zu einem neuen Kriege vorbereitete. Gegen wen konnte es sich aber zum Kriege vorbereiten, als gegen den preussischen Friedrich, der ihm eins seiner schönsten Erbländer abgedrungen hatte? Kaunitz schob die Schuld dieses Verlustes auf Großbritannien, welches den Vortheil seines Bundesgenossen seinem eignen nachgesetzt habe. Daher entstand ganz natürlich eine Abneigung gegen eine fortgesetzte Verbindung mit Großbritannien; daher wünschte man

man immer sehnsüchtiger, das Freundschaftsbündnis zwischen Frankreich und Preussen zu lösen. Man gewöhnte sich endlich immer mehr an den Gedanken einer Verbindung mit Frankreich, die man bisher für ein politisches Un Ding gehalten hatte. Marie Theresie ließ sich deswegen so weit herab, die vielgeliebte Pompadour in einem Handschreiben ma Cousine zu nennen. Die Pompadour, welche die östreichische Monarchie als eine mächtige Stütze ihres Glückes betrachtete, gab sich alle Mühe, die Annäherung von Frankreich und Oestreich zu befördern. Daher mußten die starkköpfigen Verteidiger des alten Systems entfernt werden. Maurepas war (1749) verabschiedet, und aus der Hauptstadt verwiesen. Dieses Schicksal traf auch alle diejenigen, die sich nicht entschließen konnten, dem Willen der Pompadour zu schmeicheln. An ihre Stellen traten lauter Günstlinge derselben. Zu diesen gehörte Rouiller, Maurepas Nachfolger, dessen größtes Verdienst in der Gunst der Pompadour bestand. Indessen befand sich unter den von der Pompadour gewählten Ministern auch der Abbé, und nachmalige

Cari

Cardinal Vernis, ein junger talentvoller Mann. Dieser half sehr glücklich, den schwachen Ludwig dem preussischen Friedrich abgeneigt zu machen. In geheimen Zusammenkünften, die der Graf von Stahrenberg, des Grafen Kaunitz Nachfolger, mit der Marquise von Pompadour, und dem Abbé Vernis, hielt, wurde die Verbindung zwischen Oestreich und Frankreich immer mehr vorbereitet.

Die Unterstützung von Frankreich war der Marie Theresie, und ihrem Minister Kaunitz, noch nicht hinlänglich, um ihren Plan gegen den preussischen Friedrich mit glücklichem Nachdruck auszuführen. Auch Rußland und Sachsen sollten zur Ausführung desselben beitragen. In Petersburg bemühet sich der Großkanzler Bestuschew eben so sehr, seine Kaiserin gegen den König von Preussen mit Widerwillen einzunehmen, als der Großfürst Peter demselben günstig war. Nach P'Estocqs Entfernung hatten Friedrichs Feinde ein freyeres Feld. Sie stellten die Verbindung zwischen Frankreich, Preussen und Schweden als für Ruß-

land

land sehr gefährlich vor. Man schreiet dem König Friedrich die Absicht zu, Kurland, das polnische Preussen und Danzig in seine Gewalt zu bringen, und Rußland mit der Pforte in Krieg zu verwickeln. Man verbreitete absichtlich Gerüchte von schwedischen Kriegsrüstungen, die auf Antrieb des Königs von Preussen gemacht würden. Man gab sich alle Mühe, den Unwillen, den Elisabeth gegen Friedrich II hegte, bis zur höchsten Spannung zu treiben. Friedrich hatte in seinen Memoires de Brandenbourg gesagt, die Mutter der Elisabeth wäre die Wittwe eines schwedischen Unterofficiers gewesen; er hatte einst, in Gegenwart des russischen Gesandten, an der Tafel geäußert: die Kaiserin Elisabeth thäte es der verächtigten Octavia Messalina *) noch zuwor. Die Elisabeth glaubte sogar dasjenige, was ihr Heidenucken, die in Friedrichs Diensten gewesen waren, von dessen ungünstigen Urtheilen über ihre Person erzählten. Durch Zufall war (1750) der russische Gesandte einst nicht zur Tafel geladen worden. Dieß wurde von der Kaiserin Elisabeth so tief empfunden, daß sie ihren Gesandten sogleich von Berlin zurück-

rief,

*) Theil V, S. 451.

rief, ohne dem Könige deswegen eine Anzeige zu thun. Der preussische Minister verließ nun Petersburg gleichfalls. Das russische Ministerium rechtfertigte sein Verhalten durch Gründe, die Friedrich II so geringfügig fand, daß er sie nicht einmal beantworteten ließ.

Einer von denen, die sich unter Friedrichs Feinden am thätigsten zeigten, war König Augusts III erster, alles geltender Minister Brühl. Heinrich Graf von Brühl (geb. 1700) der Sohn eines geheimen Raths und Obermarschalls an dem Hofe zu Weissenfels, verband mit einem schönem Körperbau, und nicht gemeinen Geistesfähigkeiten, ein sehr gefälliges, einnehmendes Betragen. Als Page einer Herzogin von Weissenfels, die in Leipzig wohnte, hatte er eine günstige Gelegenheit, seine Ausbildung zu betreiben, und dem kursächsischen Hofe bekannt zu werden. Auch gefiel dem Könige August II der junge Brühl so gut, daß er vom Leibpagen sich bald zum Kammerherren, der den König auf allen seinen Reisen begleitete, ja (1731) bis zum geheimen Rath, emporhob.

August

August III hatte den Günstling des Vaters nie sehr geliebt; dennoch gelang es dem feinen Schmeichler so gut, in der Gunst des schwachen Fürsten sich festzusetzen, daß er ihn fast uneingeschränkt beherrschte. Den Grund zu seinem Glücke legte er dadurch, daß er, mit der Krone und den Kleinodien des polnischen Reichs, von Warschau nach Dresden eilte, daß er dem Kurfürsten die gewisse Erhebung auf den polnischen Thron zusicherte. Augusts III bisheriger Liebling, den Grafen Sulkowski, wußte er, durch die theuersten Freundschaftsversicherungen, so glücklich zu täuschen, daß er seinem Emporstreigen nicht entgegenarbeitete. Brühl wurde, als Cabinetminister, derjenige, der alle innern Angelegenheiten leitete. Durch seine Gemahlin, eine Gräfin von Colowrat, die zu den geistreichsten und würdigsten Frauen ihrer Zeit gehörte, erwarb er sich auch die Gunst der Königin. Sein Einfluß zeigte sich nicht allein in Sachsen, sondern auch auf andern Höfen, sehr bedeutend. Elisabeth verleiht ihm den Andreasorden, Friedrich II den schwarzen Adlerorden. Karl VI erhob ihn in den Reichsgrafenstand. Sulkowski wurde

endlich

endlich (1738) gar entfernt, und Brühl stellte seitdem den ersten Minister vor.

Nicht leicht hat ein erster Minister das Unglück des ihm anvertrauten Staates unbehutsamer befördert, als Brühl. Nur auf sein und seiner Familie und Hausgenossen Glück bedacht, wußte er sich die schönsten Herrschaften in Sachsen und Polen zuzueignen, verschaffte er sich und seinem Sohne die einträglichsten polnischen Kronämter, gab er jedem, der seine Livree einige Jahre getragen hatte, eine einträgliche Stelle, ließ er die ansehnlichsten Bedienungen nur seinen Günstlingen zu Theil werden. Seine Reichthümer ließen sich nicht schätzen, seine Pracht war aber auch mehr als fürstlich. In seinem Pallaste zu Dresden war das Auserlesenste von Kunstwerken, was man, des hohen Preises wegen, selbst in London und Paris nicht immer kaufte, zusammengehäuft. Die Zimmer waren mit den köstlichsten Uhren aller Art, mit Statuen, Büsten, Medaillons, und Gemälden angefüllt. Die Schloßer der Thüren waren mit Gold eingeleget. Brühls Garderobe überstieg selbst die Gränzen

zen des Erstaunens. Man sah ganze Säle von der Decke bis zum Boden mit den kostbarsten Kleidungsstücken angefüllt; man sah, wie zu jedem Kleide eine besondere Uhr, eine besondere Tabatiere, ein besonderer Degen gehörte; man sah ein Buch, in welchem die Anzüge, um dem Minister täglich zur Auswahl vorgelegt zu werden, in Miniatur gemahlt waren. Von 40 Kammerdienern hatten vier die Aufsicht über diesen Kleiderschatz, den sie den Fremden, als eine der größten Seltenheiten Dresdens, zeigten. Nie standen auf Brühls Tafel weniger, als 30 Schüsseln; zu einem kleinen Gastmahle waren wenigstens 50, und zu einem großen wohl 80 bis 100 Gerichte, erforderlich. In Brühls Küche waren 16 Köche angestellt, und dens noch wurde noch manche Pastete von Paris mit der Post herbeugeholt. Die Zahl von Brühls Bedienten belief sich auf 200.

Während daß Brühl seinen Luxus, seine Verschwendung so hoch trieb, beförderte er auch den Luxus, und die Verschwendung des Hofes, der allerley Lustbarkeiten, und vornehmlich große italienische Opern, zum Ges

Galletti Weltg. 16r Th. R gens

genstände hatte. Diese Verschwendung nährte er, so lange die Steuerkasse Credit hatte, durch Aufhäufung unermesslicher Schulden, und hernach durch unerschwingliche Abgaben. Alle Ordnung war von der Verwaltung der Staatseinkünfte so entfernt, daß zuletzt die schrecklichste Verwirrung einriß, daß zuletzt eben so wenig Interessen, als Capital, bezahlt wurden. Klagen über diesen hoffnungslosen Zustand konnten bis zu den Ohren des Fürsten gar nicht durchdringen, weil er dessen Bediente mit der größten Sorgfalt wählte; weil kein Conferenzminister mit dem Könige allein sprechen durfte, weil, wenn der König ausfuhr, oder in die Kapelle gieng, ein Page oder Kammerdiener erst recognosciren mußte. Da die Staatscasse, deren jährliche Einnahme 6,500,000 Thaler betrug, durch Ausgaben der Verschwendung so sehr erschöpft wurde, so konnte sie die Mittel, die zur Erhaltung des Kriegstaates nöthig waren, nicht darreichen, und dieser wurde daher immer unanschulicher. Im Jahr 1745 bestand die kursächsische Armee aus 18 Cavallerie; und 16 Infanterie; Regimentern, von welchen jene 14,641, diese aber 37,137 Mann

Mann, zählten. Dieses machte zusammen gegen 52,000 Soldaten aus. Nach dem Frieden wurden sie aber durch Abdankung so sehr vermindert, daß man im Jahre 1749 nur noch 40 Schwadronen (vier leichte Dragoner; Regimentern in Polen abgerechnet) 26 Bataillone reguläre Infanterie, und 12 Bataillone Landmiliz, zählte. Im Jahr 1753 bestand die kursächsische Armee aus nicht mehr, als 8 Cavallerie; und 13 Infanterie; Regimentern, und 1756 standen in Sachsen nicht mehr als 16,000 Mann, während daß sich August III. einbildete, ein Heer von 30,000 Streitern in Bereitschaft zu haben. Dennoch wagte es Brühl, der sich durch den dresdner Frieden sehr gedemüthigt sah, seinen Herrn an einer Verbindung gegen Friedrich II. Theil nehmen zu lassen, die den Untergang desselben befördern sollte.

An dieser Verbindung nahm noch ein anderer Staat vom zweyten Range, Schweden, Theil. Hier war (1751 März) der König Friedrich I., nachdem er sich am Ende seines Lebens eben so schwach am Geist als Körper

Körper befunden hatte, vom Schauplaze der Welt abgetreten. Sein Andenken erhalten übrigens die Bemühungen, die Lappländer mit dem Christenthume bekannter zu machen, die (seit 1739) einen so glüklichen Fortgang hatten, daß man neun Jahre hernach (1748) 12 Gemeinden mit 25 Predigern zählte. Der Graf Tessin war Ursache, daß (1735) eine Maler- und Bildhauerakademie, und (1739) eine Akademie der Wissenschaften, zu Stockholm entstand. Friedrich I endigte übrigens seine ziemlich unbedeutende Rolle damit, daß er (1748) auf einmahl die drey Ritterorden der Seraphinen, des Schwerdtes, und des Nordsterns, stiftete. Unter seinem Nachfolger, dem König Adolf Friedrich (geb. 1710), der (seit 1744) Friedrichs Schwester, Luise Ulrike Eleonore, zur Gemahlin hatte, blieb die königliche Regierung so ohnmächtig, daß sie beständig von der herrschenden Parthey abhing. Als herrschende Parthey behauptete sich aber noch ferner die gyllenborgische oder französische, die, da sie sich mit der bisherigen russischen gewissermaßen vereinigte, auf dem zweyten Reichstage, den Adolf Friedrich (1755 Oct.) hielt,

hielt, ihm noch alle die Vorrechte entriß, deren Besiß bisher streitig gewesen war. Die Reichsräthe vernachlässigten die Ehre: biethung, die sie dem Könige schuldig waren, gar zu auffallend; sie widersehten sich seinem Willen sogar in Kleinigkeiten; sie gaben ihm, wenn er sich eine Aeußerung von Kraftgefühle erlaubte, sogar Verweise. Der alte Graf Tessin drang, mit dem größten Ungestüm, auf eine Commission der Reichsräthe, weil der König eine Beschwerde, die er, als Oberhofmeister des Kronprinzen führte, nach seiner Meynung, mit zu vieler Kälte aufgenommen, weil er den Druck seiner „Briefe eines alten Mannes an einen jungen Prinzen“, verbothen hatte. Er legte auch seine Stelle nieder. Um die Abgeordneten der Reichsstände für die Grundsätze der herrschenden Parthey zu stimmen, bediente man sich einer Wochenchrift, die den Titel: „der ehrliche Schwede“ führte. Die Wirkung, welche dieselbe in den Gemüthern hervorgerbracht hatte, zeigte sich nun auf dem langen Reichstage (1755 und 1756) ganz deutlich. Der König sah seine Gewalt immer mehr eingeschränkt. Er mußte es geschehen lassen, daß

daß der Reichsrath eine große Anzahl von Dienern, die ihre Abneigung gegen die jetzige Verfassung geäußert hatten, als Staatsverbrecher verurtheilte, daß er sich die Aufsicht über die Erziehung der drey Prinzen anmaßte, daß er den Reichsrath Karl Friedrich Scheffer zum Oberhofmeister ernannte, daß er dem Könige nur das Bestätigungsrecht zugestand, daß er einen Pagenhofmeister, der in einer Rede Karls XI Regierung zu sehr gepriesen hatte, zur Verantwortung zog.

Der gutmüthige Adolf Friedrich hatte zu wenig Muth und Entschlossenheit, von den drückenden Fesseln einer so eingeschränkten Regierung sich loszumachen. Um so mehr fühlte seine Gemahlin das Unerträgliche dieser Fesseln. Sie verabredete daher mit einigen Staatsofficieren der Leibwache eine Revolution, die dem Reichsrathe die große Gewalt, die er sich anmaßte, entziehen sollte. Den Plan zu derselben entwarf der Graf Hard, der Oberstlieutenant der Trabantengarde. Unter denen, die an der Ausführung desselben Theil nahmen, zeichneten sich der Graf

Graf Erich Brahe, Oberster der Garde zu Pferde, und der Graf Horn, Hofmarschall, aus. Man wollte, in der Nacht zwischen den 22sten und 23sten Jun. 1756, alle diejenigen, die sich zur Theilnahme verpflichtet hatten, durch die Leertrommel versammeln, sich sodenn des Zeughauses bemächtigen, um Kanonen, Gewehre und Kriegsbedürfnisse zu bekommen, und durch ein Geschrey, als wenn sich die Person des Königs in Gefahr befände, die Matrosen gewinnen; man wollte sich hierauf nach dem Schlosse begeben, und den König bitten, in die Annahme der uneingeschränkten Regierung einzuwilligen; man wollte sich der Reichsräthe, und anderer Verehrer der jetzigen Verfassung, bemächtigen, und den jetzigen Reichstag auseinander gehen lassen. Durch einen Corporal von der Garde wurde aber dieser Plan verrathen. Der Reichsrath übte nun seine Rache mit unbarmherziger Strenge aus. Der Graf Brahe und der Freyherr von Horn wurden (am 23. Jul.) zu Stockholm hingerichtet; dem Grafen Hard, der sich durch die Flucht gerettet hatte, erkannte man den Verlust der Ehre und des Vermögens zu. Erst drey

Monathe hernach (21. Oct.) erreichte der eben so lange als unruhige Reichstag sein Ende, und Adölf Friedrich sah sich jetzt noch mehr als ehedem eingeschränkt. Man entzog ihm auch das Recht der Dienstverleihungen. Der so ohnmächtig regierende König mußte nun seine Einwilligung zum Kriege gegen seinen Schwager, den preussischen Friedrich II, geben.

Friedrich II hatte die elfjährige Friedenszeit (von 1745 bis 1756) zur genauen Erfüllung seiner Regentenpflichten angewendet. Seine Aufmerksamkeit war vornehmlich auf die Verwaltung der Gerechtigkeit, auf den bessern Anbau des Landes, und auf die Vergrößerung und Verbesserung des Kriegsstaates, gerichtet. Um die Justiz von dem Einflusse der Partheylichkeit zu befreyen, entfernte er alle weniger rechtschaffnen Mitglieder aus den Gerichtshöfen, ließ er durch den Großkanzler Cocceji ein neues Gesetzbuch ausarbeiten, verordnete er eine Visitation, welcher die obern Gerichtshöfe alle drey Jahre unterworfen seyn sollten. Durch einen Kanal ließ er große Moräste längs der Oder

in

in so gutes Land umschaffen, daß 280 Dörfer in denselben entstehen, daß 2000 Familien sich in denselben niederlassen konnten. Um die Manufakturen und Fabriken seines Landes empor zu bringen, ließ er aus fremden Ländern geschickte Spinner, und andre Arbeiter, herbey kommen. Schon früher (1743) hatte er zu Neustadt Eberswalde, im Bezirke von Berlin, eine Eisen- und Stahlfabrik angelegt, deren Stifter eine Colonie von Muhlern in Thüringen waren. Die Gewehre für die preussischen Krieger wurden nun im Lande selbst verfertigt. Friedrichs Aufmerksamkeit war aber hauptsächlich auf seinen Kriegsstaat gerichtet. Da er auf die Fortdauer des Friedens nicht mit Sicherheit rechnen durfte, so mußte er sich in den Stand setzen, durch ein zahlreiches und wohl versehenes Heer seinen Feinden Troß bieten zu können. Daher vermehrte er die Mannschaft seiner Compagnien durch sogenannte Ueberzählige, die, in menschenreichen Cantonen, 24 bis 36 Mann auf die Compagnie betrug, und im Ganzen eine Summe von 10.000 Köpfen ausmachten; daher vermehrte er seine Artillerie 1 Regiment

bis

bis zu drey Bataillonen; daher befestigte er Schwedtmitz, als die Hauptniederlage bey einem Kriege gegen Böhmen; daher schaffte er große Vorräthe von allerley Kriegsbedürfnissen an; daher vermehrte er die Garnisonen Regimenten. Sein baarer Geldvorrath reichte auf einige Feldzüge hin. Um so ruhiger konnte er nun dem Ausbruche des Krieges entgegen sehen.



Drit-

Dritter Abschnitt.

Friedrichs II Feinde befestigen ihre Verbindungen. Friedrich verschafft sich Abschriften von ihren Bundes-Verträgen. Er fällt in Sachsen ein, siegt bey Lowositz, und nöthigt die sächsische Armee zur Kriegsgefangenschaft. Die Reichsversammlung beschließt gegen ihn Krieg. Sieg bey Prag. Niederlage bey Kolin.

Der König Georg II von Großbritannien schloß (1755), als Frankreich sein deutsches Erbland mit einem Einfall bedrohte, mit der Kaiserin Elisabeth einen Subsidienvertrag. Diefem gab man zu Wien die schlaue Auslegung, als wenn er bloß gegen Preussen gerichtet wäre, und man wollte dadurch den König Friedrich in Krieg verwickeln. Auch

Nach trug man zu Hannover auf eine Verabredung mit dem bisherigen Bundesgenossen, dem König Georg, an, die dieser aber ausschlug. Um so eher neigte er sich zu einer Verbindung mit Preussen hin, dessen Monarchen er durch den Herzog von Braunschweig hatte ausforschen lassen. Die bisherige Verbindung zwischen Preussen und Frankreich hatte um diese Zeit (1755 März) ihr Ende erreicht. Rouille, der damalige französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sagte zwar einst zum preussischen Gesandten: „Schreiben Sie an Ihren König, er möchte uns bey der Unternehmung gegen Hannover beystehen; es giebt da etwas zu plündern.“ Allein Friedrich II war von dem Verhältnisse, welches nunmehr zwischen Frankreich und Oestreich stattfand, zu gut unterrichtet, als daß er auf die französische Freundschaft noch ferner hätte Rechnung machen können. Um so bereitwilliger schloß er (1756 am 16. Jan.) mit Großbritannien, zu Westminster, einen sogenannten Neutralitätsvertrag, der die Absicht haben sollte, den allgemeinen Frieden in Deutschland zu erhalten, und dem Einmarsche fremder Truppen

sich zu widersetzen. In einem geheimen Artikel waren die östreichischen Niederlande von dieser Gewährschaft ausdrücklich ausgeschlossen. Der Herzog von Nivernois, den Frankreich nach Berlin schickte, fand kein Gehör. Der französische Hof bedachte sich nun nicht weiter (1756 am 1. May) mit Oestreich nicht nur einen Neutralitätsvertrag zu unterzeichnen, nach welchem, während des amerikanischen Krieges, kein Theil den andern angreifen sollte, sondern auch einen Freundschafts- und Vertheidigungsbund zu schließen, durch welchen jeder Theil sich zur gegenseitigen Stellung von 24.000 Mann verpflichtete. Daß die Oestreicher nicht nach Amerika versetzt werden sollten, wurde ausdrücklich ausgemacht. Die Verbindung zwischen Oestreich und Rußland war schon früher vorbereitet. Das (1746 May) geschlossene Vertheidigungsbündniß zwischen Oestreich und Rußland enthielt unter andern, in einem geheimen Artikel, ein förmliches, freylich zuerst nur auf unbestimmte Fälle eingeschränktes Angriffsbündniß gegen Preussen. Man wollte nemlich in dem Falle, wenn Friedrich Oestreich, Rußland oder Polen, angriffen

greifen würde, einander 60,000 Mann Hülfstruppen schicken. Man verabredete schon den Operationsplan.

So sehr alle die gegen Friedrich gerichteten Verbindungen die Dunkelheit des Geheimnisses deckte, so wenig konnten sie dem scharfsinnigen Beobachtungsgeiste des preussischen Monarchen entgehen. In Berlin selbst zeigte sich ihm eine günstige Gelegenheit, die stillen Entwürfe seiner Feinde auszuforschen. Die Tochter des Castellans zu Charlottenburg verschaffte ihm den Schlüssel zu dem Schreibpulte des geheimen Secretärs der österreichischen Gesandtschaft, Weinsgarten, der einen zärtlichen Verehrer des Mädchens abgab. Friedrich erfuhr, daß auch der König August III von Polen, Kurfürst von Sachsen, zu den Theilnehmern an dem gegen ihn gerichteten Plan gehörte. Er war schon ein Jahr nach dem dresdner Frieden (1747 Jan.) eingeladen worden, einer Verbindung mit Oestreich und Rußland beizutreten. Sein etlicher solchen Verbindung gar nicht abgeneigte Minister Brühl brachte nicht viele Mühe, ihn für dieselbe zu stimmen.

men. Nur machte er bessere Maßregeln zu seiner Sicherheit, ingleichen einen Antheil an den Eroberungen, zur Bedingung. Winterfeld, Friedrichs Vertrauter, unterhielt in Wien und Dresden Rundschafter. Unter diesen befand sich Reink, der von Dresden nach Potsdam kam, und ihm die Entdeckung machte, wie er von seinem Busenfreunde, einem expedirenden Secretär des geheimen Rathes S., erfahren habe, daß die gewechseltsten Staatschriften sich im geheimen Archive befänden. Hierauf gab er seinem Gesandten Malzahn zu Dresden den Auftrag, alle Mittel anzuwenden, um sich von den wegen dieser Verbindung gepflogenen Unterhandlungen Abschriften zu verschaffen. Malzahn, ein Mann von schöner Bildung und lebhaftem Geist, paßte sich vortrefflich, um durch einen Liebeshandel mit einer am Hofe vielgeltenden Dame, manches Geheimniß herauszulocken. Von seinen Monarchen bevollmächtigt, kein Geld zu schonen, machte er mit dem geheimen Canzellisten Menzel, den seine große Schuldenlast in eine verzweiflungsvolle Berlegenheit versetzte, Bekanntschaft. Die Summe von 3000 Thalern bestimmte

stimmte ihn, an seinem Herrn zum Verräther zu werden. Er theilte dem Gesandten nicht nur wöchentlich alle eingelaufene Depeschen mit, sondern er lieferte ihm auch aus einem Schranke, zu welchem der preussische Gesandte in Dresden den Nachschlüssel fertig fertigen ließ, die Urschriften der Verblindungsverträge aus. Friedrich erfuhr unter andern, daß die Kaiserin Elisabeth, die zur Ausrüstung eines Heeres von 80,000 Mann Anstalten machen ließ, aber, vermuthlich aus Geldmangel, diese Anstalten nicht sehr eifrig betrieb, ihrer Flotte wegen, sich erst im folgenden Jahre thätig beweisen könne. Dies ermunterte ihn, dem Angriffe der Kaiserin Marie Theresie zuvorzukommen. Die Oestreicher zogen sich, bey Königgrätz und bey Prag, in zwey Lager zusammen. Sie legten Magazine an. Friedrich glaubte sich daher berechtigt, wegen der Ursachen dieser Truppen-Versammlungen, und dieser Kriegsanstalten, in Wien anzufragen. Man antwortete ihm ganz kalt; man leugnete alles ab. Friedrich glaubte nun nicht länger warten zu dürfen.

Der

Der schnelle Besitz von Sachsen war ihm in der Lage, in der er sich jetzt befand, vorzüglich vortheilhaft. Er sicherte ihm nicht nur die Staatskräfte des schönen Landes zu; er gab ihm auch Gelegenheit, die Armee desselben, vor ihrer Vereinigung mit den Oestreichern, zu überwältigen, und seinen Rücken zu decken. Diesen Besitz mußte er aber beschleunigen. Ganz unvermuthet (1756 am 29. Aug.) rückte Friedrich mit 70 Bataillonen, und 101 Schwadronen, die zusammen 56,000 Mann ausmachten, in drey Abtheilungen, in Sachsen ein. Erst am Tage vor dem Ausmarsche erfuhren die Generale die Richtung desselben. Acht Tage hernach (6. Sept.) waren alle diese Abtheilungen bey Dresden vereinigt. Die sächsischen Truppen versammelten sich erst in Bataillonen, in Regimentern. Die in Polen befindlichen vier Regimenter leichte Dragoner waren noch nicht einmahl herbeygerufen. Die Compagnien waren nicht ergänzt. Für Kriegsvorräthe war nicht gesorgt. Die Ueberraschung am Hofe zu Dresden war so groß, daß man, wegen der Bestimmung der Armee, keinen Entschluß zu fassen wußte. Der

Galletti Weltg. 16r Th.

S

Duc

Duc de Broglio gab endlich den Rath, sie bey Pirna, am Fuße der Festung Königsstein, in einem Lager, zu versammeln, das nicht nur durch Felsen, sondern auch durch Pallisaden und Verhafe, gesichert war. Hier konnten 16,000 brave Sachsen zwar den Preussen, aber nicht dem Hunger, trotzen. Sie hatten nur auf vierzehn Tage Brod.

Friedrich selbst nahm seine Wohnung in einem Gartenhause der dresdenschen Vorstadt. Er that alles mögliche, um sich das Ansehn eines Freundes, eines Bundesgenossen, eines Gastes zu geben. Während der Zeit wurden aber die Canzleyen versiegelt, die Collegia geschlossen, wurden einige der vornehmsten Civilbeamten verabschiedet, wurde die ganze Artillerie und Munitio aus dem Zeughause zu Dresden nach Magdeburg geschafft, wurden die kursürstlichen Cassen in Beschlag genommen. Friedrich wußte, daß sich die Urschriften der zwischen seinen Feinden geschlossenen Verträge in dem Archive befanden, welches in drey an die Wohnung der Königin stoßenden Zimmern aufbewahrt wurde. Der

Gener

General von Wyllich, der Commandant von Dresden, erhielt von ihm den Befehl, sich dieser Urschriften zu bemächtigen. Die Königin, die älteste Tochter Kaiser Josephs I, eine stolze Frau, die ihren Gemahl, als er sich von Dresden entfernte, aufforderte, lieber alles über sich ergehen zu lassen, als die Parthey ihres Feindes zu ergreifen, diese versagte standhaft die Schlüssel; sie bedeckte, als der General die Thüre wollte erbrechen lassen, den Eingang mit ihrem eignen Körper. Dieser schob sie jedoch sanft hinweg. Friedrichs Minister, Herzberg, brauchte diese Urkunden zu den Staatschriften, durch welche er seines Königs Angriff rechtfertigen sollte. Die Königin machte den fremden Gesandten am Hofe zu Dresden eine rührende Erzählung von dem beleidigenden Benehmen der Preussen. Ihre Tochter, die Dauphine, bath den Schwiegervater, Ludwig XV, auf den Knieen, und in Thränen zerfließend, sich ihrer Eltern anzunehmen.

Diese befanden sich jetzt auf dem Königsstein, in Gesellschaft von Brühl, des Urhebers ihres Unglücks. Dieser schickte der

am Fuße desselben gelagerten Armee eine Aufforderung zur Standhaftigkeit zu. Für die Behauptung derselben zeigten sich aber schlechte Aussichten, weil man den Unterhalt für Menschen und Pferde sehr bald um ein Drittel vermindern mußte. Alle Hoffnung der Sachsen gründete sich jetzt auf die Hülfe der österreichischen Armee, die sich, 70,000 Mann stark, in Böhmen sammelte, und bis Kolin vorrückte. Aber die Cavallerie war noch nicht beritten, und auch zur Fortschaffung des Geschüzes, und der Munition, fehlte es an Pferden. Da öffnete jedoch Marie Theresie ihre Marställe. Mit ihr wetteiferte der österreichische und böhmische Adel. Nun wurden die Kanonen in der größten Geschwindigkeit herbeigeschafft.

Friedrich trug dem König August eine Verbindung an. Allein Brühl, der sich auf den Beystand der Oestreicher verließ, wollte sich nur zur Neutralität verstehen. Es schtene (so lautete Augusts Antwort), als wenn Friedrich zu seiner Sicherheit den Untergang der sächsischen Armee für nothwendig halte; er rechne aber noch auf den Schutz des Höch-

sten

sten, und auf die Standhaftigkeit seiner Truppen. Vergebens schickte Friedrich den General Winterfeld zweymahl an den König August. Dieser bath sich zur Reise nach Polen, wo am vierten October ein Reichstag gehalten werden sollte, einen Paß aus; aber Friedrich zeigte sich nur auch unerbitlich.

Der Feldmarschall Brown hatte indessen von seiner Monarchin den ausdrücklichen Befehl bekommen, den bey Pirna eingeschlossenen Sachsen Hülfe zu leisten. Er rückte daher von Kolin, einer Stadt im kursäzimer Kreise, an der Elbe, nach Budin, an der Eger. Friedrichs Truppenabtheilung von 29 Bataillonen, und 70 Schwadronen, die, unter dem Feldmarschalle Keith, bey Aussig, stand, sollte seinen Anmarsch aufhalten. Friedrich übergab (28. Sept.) die Einschließung des sächsischen Lagers dem Markgrafen Karl, und eilte, bloß von einigen Generalen begleitet, nach Aussig. Brown gieng über die Elbe. Dieß zog (1. Oct.) eine Schlacht nach sich. Brown zählte 52 Bataillone, 72 Schwadronen, und 98 Kanonen; Friedrich hatte

hatte

hatte nur 24 Bataillone, und 60 Schwadronen, aber 102 Kanonen. Der rechte Flügel der Oestreicher lehnte sich an das Städtchen Lowositz an, in welchem sie ihre beste Infanterie, mit vielen Kanonen, versammelten. Ihr Mitteltreffen, und ihr linker Flügel, war durch Sümpfe und unwegsame Gegenden, gedeckt. Sie hatten jedoch einige Anhöhen unbesezt gelassen. Dieser bemächtigten sich die Preussen, und sie fochten mit solcher Standhaftigkeit, daß sie, als ihr Pulvervorrath aufgehört hatte, mit dem Bajonet auf die Oestreicher eindringen. Zwar hatte ihre Cavallerie durch das Feuer aus Lowositz viel gelitten; schon waren zwey eben so lebhaft, als regelmäßige Angriffe derselben vereitelt worden; als aber eine Feuerbrunst sich in Lowositz ausbreitete, wurde die Verwirrung unter den Oestreichern sehr groß. Allein der linke Flügel derselben war noch gar nicht zum Fechten gekommen, und Brown machte nun von demselben einen klugen Gebrauch, um seinen Rückzug zu decken. Der Menschenverlust war auf beyden Seiten sich ziemlich gleich; er betrug gegen 3000 Mann. Friedrich war mit der Tapfer-

Tapferkeit und dem Muth, den sein Kriegsvolk in diesem Treffen bewiesen hatte, außerordentlich zufrieden. Er fühlte es sehr gut, daß er nur durch diese in den Stand gesetzt worden war, den in den Waffen grau gewordenen, durch Kenntnisse und Erfahrungen gebildeten General Brown, und die furchtbare Artillerie des Fürsten von Lichtenstein, zu beslegen. Die letztere bewog ihn aber auch, seine eigne Artillerie zu vermehren. Brown glaubte, wegen des etwas größern Verlustes, den Friedrich erlitten hatte, und wegen der ziemlich vielen gefangnen Preussen, auf den Sieg Anspruch machen zu dürfen; diese Meynung widerlegte sich aber dadurch, daß er nicht weiter vorrückte, um den bey Pirna eingeschlossnen Sachsen Hülfe zu leisten, um das sächsische Land von den Drangsalen, die ihm die Preussen zufügten, zu befreyen. Es verdroß den König Friedrich, daß ihm die Einschließung des sächsischen Lagers seine kostbare Zeit raubte. Dieser Verdruß reizte ihn zu dem strengen Verfahren, das er sich gegen Sachsen erlaubte.

Das meiste Unglück drückte jedoch benjennigen Theil der sächsischen Unterthanen, der sich, als Soldaten, im Lager eingeschlossen fand. Der Zustand derselben wurde immer trauriger. Die geringen Vorräthe der unfruchtbaren Gegend waren bald aufgezehrt. Bald trug es dem Soldaten nicht mehr, als eine halbe Portion Brod. Eine kleine Menge von Schlachtvieh reichte kaum für die königliche Tafel auf dem Königstein hin. An geistlichen Getränken fehlte es ganz, und selbst das Brunnenwasser sieng an, selten zu werden. Die Lebensmittel, welche einzeln Bauern, auf sehr beschwerlichen Wegen, herbeibrachten, waren sehr theuer. Der größte Theil der Pferde von dem Geschütze und Gepäcke mußte getödtet werden, und die Cavalleriepferde bekamen zum Theil weiter nichts, als Stroh.

Dennoch hofften die Königin und Brühl, daß die Oestreicher ihren Truppen noch zu rechter Zeit würden zu Hülfe kommen können. Die Königin forderte daher den Feldmarschall Brown zu einem zweyten Versuche auf. Er sollte sich, in dieser Absicht, an dem

dem rechten Ufer der Elbe, nach der Gegend von Lichtenhain, einem Dorfe bey Schandau, nahe an der Elbe, hinziehen. Die Sachsen sollten über die Elbe gehen, um sich an seine Armee anzuschließen. Sie verließen in der Nacht vom 8. 9. October ihre bisherige Stellung. Die Nacht war sehr dunkel. Die mit allen zu einer Schiffbrücke nöthigen Materialien beladenen Kähne fuhren die Elbe hinauf. Allein das Geräusch der Ruder konnte den preussischen Feldwachen nicht verborgen bleiben. Sie richteten ihr Kanonenfeuer auf die Kähne. Die erschrocknen Schiffleute eilten davon. Nach zwey Tagen (11. Oct.) setzten aber die Sachsen auf Pontons über. Aber ihr Nachtrab, und ihr Gepäcke, gerieth in die Gewalt der Preussen, und die Sachsen, die nun, in der Ebene des Schlosses Lilienstein, in einem noch eingeschränktern Raume, als vorher, standen, sahen sich nach Browns Beystand vergebens um. Der Oestreichische Feldmarschall, der nicht mehr als 6000 Mann bey sich hatte, zog sich, weil die Sachsen zu lange ausblieben, von dem äußerst unebenen Boden, wo er leicht selbst in Gefahr

Gefahr gerathen konnte, wieder zurück. Die durch viele Anstrengungen erschöpften Sachsen versäumten es, sich verschiedener wichtigen, von den Preussen noch nicht besetzten Posten zu bemächtigen.

Die Königin und Brühl empfanden den lebhaftesten Verdruß, als ihre Hoffnung, die sächsische Armee mit der österreichischen vereinigt zu sehen, unerfüllt blieb. Bergens forderten sie den Feldmarschall Kutowski, den Oberbefehlshaber der sächsischen Armee, auf, sich durchzuschlagen. Der Minister Brühl, sagte Kutowski, möchte sich selbst an die Spitze stellen. Der Feldmarschall trug nun auf eine Capitulation an. „Man muß sich“, schrieb August III an denselben, „dem Willen der Vorsehung unterwerfen; euer Kriegsrath mag entscheiden.“ Brühl bath den Feldmarschall Brown, seine Stellung nur noch einen Tag zu behaupten; er versprach ihm die Sicherheit seines Rückzuges durch die Capitulation zu gewähren; aber Brown ließ sich nicht erbitten. Kutowski schickte nun einen Officier an den General Winterfeld, um denselben, wegen

eines

eines freyen Abzuges, Vorschläge zu thun. Winterfeld erklärte, daß er von seinem Könige keine Erlaubniß dazu habe. Er zeigte übrigens dem sächsischen Officier die ganze Kette der Einschließung, und jede Position. „Sie haben nun“ sagte er zu demselben „meine ganze Stellung gesehen; machen sie ihrem Feldmarschall eine Beschreibung davon, und sagen sie ihm: ich überlasse es nun seiner eignen Beurtheilung, ob er es wagen könne, sich durchzuschlagen?“ Kutowski gieng nun (14. Oct.) alles ein.

Verdruß und Schaam lag auf den Gesichtern der sächsischen Soldaten, als sie aus ihrem blühertigen Lager herauszogen, um vor den Preussen, die sie eingeschlossen hatten, das Gewehr zu strecken. Ihre Zahl belief sich nicht höher, als auf 14.000 Mann. Ihr Bedürfniß, den Hunger zu stillen, war so dringend, daß sie sogleich um Brod batten. Der König August hatte um seine Garde gebethen; aber auch diese wurde ihm abgeschlagen, weil man sich, wie Friedrich sagte, nicht die Mühe geben könne, sie zum zweyten Mal gefangen zu machen. Kaum wurde

wurde dem Königlein die Neutralität zugesprochen. Friedrich berechnete, daß es ihm lästig seyn würde, so viele tausend Sachsen einzusperrn; daß ihm die Erhaltung derselben jährlich eine halbe Million Thaler kosten würde; daß zur Auswechslung derselben gar keine Aussicht vorhanden wäre. Er hielt es daher für das beste, so viele brave, geübte Leute seiner eignen Armee einzuverleiben. Der Fürst Moritz von Anhalt, Dessau that ihm den Vorschlag, zehn ganze Regimenter beyammen zu lassen, die übrigen, und die Cavallerie, wurden untergesteckt. Jetzt, als sie dem Könige von Preussen schwören, als sie ihrem Landesherrn untreu werden sollten, gieng der Verdruß und die Schaam, welche die Gesichtszüge der Sachsen bisher ausgedrückt hatten, in Wuth, in Verzweiflung über. Eine solche Gemüthsstimmung zeigte deutlich, daß Friedrich auf diese Soldaten nicht lange würde rechnen können. Ganze Bataillone giengen, mit Entschlossenheit und Ordnung, geführt von Unterofficieren, die Friedrich, anstatt ihrer bisherigen Officiere, zu ihren Befehlshabern gemacht hatte, mit Brod; und Munitionswagen, und mit ihrer

Res

Regimentscasse, entweder nach Polen, oder zu der französischen Armee. Die Königin von Polen ließ sie durch heimliche Abgeordnete dazu auffordern. Sie zogen selbst aus den Städten ab. In Leipzig öffnete sich ein Theil der Garnison, am hellen Tage, mit Gewalt die Thore.

August III erhielt von Friedrich die Erlaubniß, nach Warschau zu reisen. Von dem Wege, den er nahm, wurden alle preussische Truppen entfernt. Aber sein unglückliches Land blieb dem unbarmherzigen Verfahren des preussischen Monarchen überlassen. Die Sachsen, die ihre aus lauter Landeskindern bestehende Armee unter den preussischen Fahnen sahen, mußten in den ersten Monaten noch auf 9,300 Recruten stellen; mußten nicht allein die Armee des Königs, sondern auch die des Feldmarschalls Schwerin, ernähren. Friedrich eignete sich nicht allein alle Staats- einkünfte Sachsens zu; er zog auch die Besoldungen der Diener, entweder ganz, oder zum Theil, ein; er ließ selbst der Königin von Polen nicht mehr als 7,800 Thaler, den Rest einer Cassa, auszahlen, und dieser

war

war daher ein Geschenk von 100,000 Thalern, das ihr die Kaiserin Elisabeth schickte, sehr willkommen. Der Porzellan-Vorath zu Dresden wurde dem Kaufmann Schlimmelmann für 200,000 Thaler verkauft. Der Pallast und der Garten des Grafen Brühl wurde ganz ausgeleert. Friedrichs Benehmen gegen Sachsen erregte allgemeine Mißbilligung; selbst sein Bundesgenosse, Georg II, konnte seine Unzufriedenheit darüber nicht unterdrücken. Wie sehr man es zu Wien zum Gegenstande des schärfsten Tadels, und der bittersten Vorwürfe machte, kann man sich leicht vorstellen. Man beschuldigte den König der schändlichsten Kunstgriffe; ja man gieng so weit, ihn daran zu erinnern, daß nur die Vermittlung Kaiser Karls VI ihn von den schrecklichen Folgen des väterlichen Zornes gerettet habe. Der Haß, den man am Hofe zu Wien auf Friedrich warf, überschritt alle Schranken. Um so mehr both man alles auf, um auf den muthvollen preussischen Monarchen ein recht fürchterliches Kriegsungewitter herfürzen zu lassen. Frankreich und Rußland sollten den kraftvollsten Beystand leisten. Marie Theresie schickte

der

der Pompadour ihr mit Brillanten eingefaßtes Bildniß; sie ertrug es, daß sie dieses „meine liebe Königin“ nannte. Der Kaiserin von Rußland ließ sie, zur Beschleunigung ihrer Kriegsrüstungen, zwey Millionen Thaler auszahlen. Eigentlich wurde dieses Geld aber von Frankreich vorgeschossen. Oestreich selbst hatte sich, gegen das Ende des Jahres, schon zum neuen Feldzuge in Bereitschaft gesetzt. Die großen Summen, die dazu erforderlich waren, wurden zum Theil durch baare Anleihen herbeygeschafft. Capitalisten übernahmen große Lieferungen. Der Kaiser Franz I, der, von der Einmischung in die Regierungsangelegenheiten ausgeschlossen, sich ein Geschäft daraus machte, mit den Einkünften seines Großherzogthums Toscana Wucher zu treiben, der übernahm, in Verbindung mit dem Grafen Wolza und dem Kaufmann Schlimmelmann, große Lieferungen für die Armee seiner Gemahlin; der pachtete aber auch die sächsischen Zölle; der lieferte die Fütterung und das Mehl für das preussische Heer; der verkaufte dem König von Preussen ungerathenes Kupfer zu Kanonenmetall.

Friedrich hatte seinen Schatz und Sachsen. Es fehlte ihm also nicht an Mitteln, seine Armee nicht nur zu ergänzen, sondern auch zu vermehren. Die Regimenter, die menschenreiche Cantons hatten, vergrößerten ihre Compagnien um 40 Mann. Nur allein in Sachsen und Schlesien betrug die Vermehrung 40,000 Köpfe. Es wurden auch sieben Freybatallione errichtet. So wuchs das preussische Heer von 123,000 bis auf 160,000 Mann an.

Wie wenig war dieß jedoch gegen die große Menge von Streitern, die Marie Theresie, und ihre Bundesgenossen, gegen Friedrich ins Feld stellten. Die Oestreicher ergänzten und vermehrten nicht allein ihre Armee in Böhmen; sie ließen auch aus Italien, aus den Niederlanden, und aus Ungern, immer mehr Kriegsvolk herbeikommen. Rußland ließ 80,000 Mann marschieren; Schweden setzte 16,000 Mann in Bewegung. Friedrich sah also einem Kampfe mit wenigstens 300,000 Feinden entgehen. Hierzu kam noch ein großes Heer von Franzosen, kam noch eine Reichsarmee.

Die

Die Kaiserin Marie Theresie ließ der Reichsversammlung den preussischen Einfall in Sachsen als einen Landfriedensbruch darstellen. Der Reichshofrath zu Wien machte zum rechtlichen Verfahren gegen den König von Preussen, als Kurfürsten von Brandenburg, Anstalten. Der kaiserliche Notarius, D. April, unternahm es endlich (1756 Aug.), von zwey Zeugen begleitet, dem preussischen Gesandten, dem Baron von Moltke, eine Vorladung zu überreichen. Dieser schob ihn jedoch selbst zur Thüre hinaus, und ließ ihn von seinen Bedienten zum Hause hinauswerfen. Es wurde hierauf von östreichischer Seite der Reichsversammlung der Antrag gemacht, ein Reichsexecutionsheer zu versammeln. Die meisten Stimmen waren katholisch. Da nun noch neun protestantische, als Anspach, Hessendarstadt, Holstein; Gortorp, Anhalt, Schwarzburg u. a. m., ihnen beytraten, so wurde der kaiserliche Antrag durch 60 gegen 26 Stimmen genehmigt, so wurde (1757 am 17. Jan.) der Reichskrieg gegen den König von Preussen beschlossen. Der Reichsachtsproceß, den Oestreich gleichfalls in Vorschlag brachte, wurde ihm von Galletti Weltg. 16r Th. I dem

dem Ministerium zu Versailles widerrathen, weil ihn Preussen und Hannover als einen Vorwand benutzen könnten, sich von der Verbindung mit dem deutschen Reiche ganz loszureißen. Es wurde übrigens nur die Hälfte der dreysfachen Reichsarmee, also 60,000 Mann, bewilligt, und von diesen giengen noch so viele Contingente ab, daß die Zahl der Reichstruppen, die sich wirklich in Bewegung setzten, kaum 30,000 Streiter ausmachte.

Zum Glück für Friedrich rückten aber seine Feinde nicht zu gleicher Zeit an. Er hatte anfangs bloß den Kampf mit Oestreich zu bestehen. Der kaiserliche Obergeneral Brown hatte, seines Alters ungeachtet, den muthigen Plan entworfen, den König von Preussen in Sachsen aufzusuchen. Aber Brown blieb nicht Obergeneral. Kaum war der Prinz Karl von Lothringen aus den Niederlanden in Wien angekommen, als der Hofkriegsrath sich in zwey Partheyen trennte. Marie Theresie war der Meynung, daß ihr Schwager als Oberfeldherr den Vorzug haben müsse. Der Prinz Karl hatte in den bey-

den ersten schlesischen Kriegen zwar einige militärische Kenntnisse, aber auch viel aufbrausende Kühnheit und Unbesonnenheit, bewiesen. Um von dem Operationsplan des Feldmarschalls Brown abzugehen, gieng er zum Vertheidigungskrieg über, ohne jedoch die Stellung der Armee zu verändern.

Sobald Friedrich den Plan seines Gegners merkte, stellte er sich, als wenn er zu schwach wäre, und sich daher bloß auf Vertheidigung einschränken müsse. Ehe jedoch der Herzog von Aremberg, der mit einer östreichischen Truppenabtheilung bey Eger stand, es erwartete, rückte (im April 1757) der Fürst Moritz von Dessau, über Chemnitz, Zwickau und Plauen, gerade zu gegen Eger an. Aremberg zog sich zurück. Dadurch gerieth der bey Budin stehende Brown in Gefahr, von Friedrich selbst umgangen zu werden. Er mußte daher seine feste Stellung gleichfalls aufgeben. Gegen den Grafen Königs-
eck, der mit 20,000 Mann bey Reichenbach, im bunzlauer Kreise, stand, um das zu Jungbunzlau befindliche Magazin zu decken, setzte sich der Herzog von Braunschweig, Bevern

in Bewegung. Röntgsee hielt sich brav; er mußte aber doch sich an die Iser zurückziehen, und Bavern stieß nun bey Bunzlau zu dem Feldmarschall Schwerin, der bey Brandets (einem Flecken im Laurzimer Kreise) über die Elbe gieng, und zu gleicher Zeit mit Friedrichs Heere (am 4. May) bey Prag ankam.

Das östreichische Heer zog sich hierauf unter die Kanonen von Prag zurück. Es nahm, zwischen dem Fischaberge und dem von Teichen und Morásten umgebenen Dorfe Zyga, eine feste Stellung. In dieser wollte der Prinz Karl nicht nur den Grafen Röntgsee, sondern auch den Grafen Daun, mit der Reserve-Armee aus Mähren, abwarten. Allein seine Stellung war nicht sicher. Sie konnte auf dem rechten Flügel umgangen, die Armee konnte in den Wald zusammengebrängt werden. Brown machte dem Prinzen Karl einen dringenden Antrag, seine Stellung zu verbessern; aber der hartnäckige Prinz wollte sich von dem alten, erfahrenen General nicht leiten lassen. Die traurigen Folgen seiner Steifsinigkeit zeigten

sich in der darauf folgenden Schlacht (am 6. May).

Der Oestreicher waren 76,000, der Preussen 64,000. Die Preussen, die gegen die auf der Anhöhe stehenden Oestreicher, mit gefälltem Gewehre, muthig anrückten, wurden durch das schreckliche Gewehrfeuer derselben rottenweise niedergestürzt. Die östreichischen Grenadiere verfolgten sie mit dem Säbel in der Hand, doch ohne bedeutende Wirkung. Während daß nun der preussischen Cavallerie der wiederholte Versuch, einzuhauen, endlich doch gelang, sammelte Schwerin seine zurückgetriebene Infanterie von neuem, eroberte er eine Batterie, und das zweyte Treffen der Preussen trieb die Oestreicher bis zu ihren Zelten zurück. Indessen drängte der Herzog Ferdinand von Braunschweig den linken Flügel der Oestreicher, den er zugleich in der Seite und im Rücken anfiel, von einem Berge zum andern, aus sieben Schanzen, heraus. Friedrich selbst drang nun mit der größten Geschwindigkeit in den offnen Raum zwischen der getrennten östreichischen Armee ein. Dieß entschied die Niederlage der

der Oestreicher völlig. Der kleinere Theil derselben, 16,000 Mann, eilte zu der Armee des Grafen Daun, der größere zog sich aber, in gewaltiger Unordnung, auf mehreren Wegen, und durch mehrere Thore, in die Hauptstadt Prag. Die Oestreicher zählten 19,000 Todte und Verwundete; 5000 derselben waren gefangen. Von den Preussen waren 16,500 getödtet und verwundet, und 1550 gefangen. So hatte also eine einzige Schlacht über 35,000 Menschen das Leben oder die gesunden Glieder gekostet! Von beyden Armeen wurde einer der vornehmsten Feldherren ein Opfer seiner Tapferkeit. Brown erhielt eine Wunde, die seinem ruhmvollen Leben nach sieben Wochen, sein Ende bestimmte.

Schwerin fühlte sich sehr gekränkt, daß auch sein Regiment gewichen war. Der 73jährige Held steigt vom Pferde, nimmt einem Fahnjunker die Fahne aus der Hand, und rückt mit den Worten: „heran meine Kinder“ gegen die Oestreicher an. Vier Kartätschenkugeln reissen ihn zu Boden; die Fahne verhüllte seine Todeszüge, sie hinderte ihn

ihn aber nicht, auch sterbend zu sehen, daß die Linie, in welcher sein Regiment stand, die Oestreicher von neuem zurückdrängte. So starb Schwerin, wie einst Epaminondas. Aus Schwedisch-Pommern (geb. 1684) hatte er, nach dem Willen seines Vaters, auf verschiedenen Universitäten, das Studium der Rechtswissenschaft getrieben, nach dem Tode desselben (1700) aber die Bücher gegen den Degen vertauscht. Er diente zuerst unter der holländischen Armee, wo sein Oheim ein Regiment hatte, und ein ältrer Bruder Oberstleutenant war. Hier lernte er in der Schule eines Eugens, eines Marlboroughs, Als sein Onkel dem holländischen Dienste entsagte, folgte er seinem Beispiele, und nur wurde er Oberster unter den Truppen des Herzogs von Mecklenburg, der ihn nach Vender schickte, wo er, in Unterredungen mit Karl XII, zur Vermehrung seiner militärischen Kenntnisse eine sehr günstige Gelegenheit hatte. Als der Herzog von Mecklenburg, in dessen Dienst er bis zum Brigadier vorgeückt war, sein Kriegsvolk abdankte, gab ihm der König Friedrich Wilhelm I ein Infanterie-Regiment. Friedrich

drich II ernannte ihn, nach der Schlacht bey Molwitz, zum Feldmarschall.

An die Stelle des getödteten Schwerins trat der General Fouquet. Diesem zerschmetterte eine Falconetkugel das Degengefäß in der Hand. Dennoch fuhr er, den Degen an die verwundete Hand angebunden, noch immer fort, an der Spitze des linken Flügels, den Sieg zu besessigen. Auch mehrere andere Generale führten ihre Brigaden zu Fuße an. Der Prinz Heinrich, Friedrichs Bruder, eroberte auf diese Art eine Batterie. Wahrscheinlich wäre die ganze österrichische Armee verlohren gewesen, wenn der Fürst Moriz, durch den Mangel an Pontons, nicht abgehalten worden wäre, oberhalb der Stadt Prag, über die angeschwollne Moldau zu gehen. Die Pontons waren durch einen felsigen und schmalen Hohlweg, wo manche zerbrachen, herbeygeschafft worden.

Die in Prag eingeschlossenen Destreicher, deren Befehlshaber die ihnen bevorstehende Gefahr bald einfahen, machten noch an eben dem Tage einen Versuch, sich wieder aus
der

der Stadt zu ziehen; aber die Ausgänge waren, der dunklen Nacht ungeachtet, von den Preussen schon so sorgfältig besetzt, daß dieser von keinem rechten Nachdruck begleitete Versuch nicht gelingen konnte. Was aber in der ersten Nacht nicht geschah, war in der folgenden Zeit ganz unmöglich. Denn nun rückte Keiths Armee über die fertige Brücke herbey, und besetzte den Fischberg. Die große Stadt hatte übrigens keine andre Befestigung, als eine bloße Einschließung von Bastionen, mit einem Graben und einem bedeckten Wege, und nur der Wischerad, das alte Schloß, war einer standhaften Vertheidigung fähig. Diese machte jedoch der große Mangel an Lebensmitteln für 46,000 Soldaten, ausser der eigentlichen Besatzung, und 80,000 andre Einwohner, zur Unmöglichkeit. Nach vier Wochen (im Jun.) war so wenig Fleisch vorhanden, daß man anfangen mußte, Pferde zu schlachten, und das Pfund Pferdefleisch wurde mit 2 bis 4 Kreuzer bezahlt. Zugleich herrschte aber unter der in Prag eingeschlossenen Armee die größte Verwirrung. Dieß zeigte sich vornehmlich bey einem Ausfalle (25. May),
der

der durch schlechte und ganz unzusammenhängende Maßregeln verwickelt wurde. Gegen die preussischen Bomben und glühenden Kugeln, die einen nicht unbeträchtlichen Schaden anrichteten, waren die Prinzen und Generale in dem weisläufigen Jesuitercollegium, schon seiner Lage wegen, hinlänglich gesichert; dennoch ließen sie die Fenster noch durch Mist und Bretter verwahren, und während daß die Prinzen und Generale die Verpflegung der Armee vergaßen, und die Vertheidigung der Stadt vernachlässigten, machten sie sich auf den langen Gallerien einen Zeitvertreib, nach dem Ziele zu laufen, und einander mit Handsprizen zu necken. Friedrich hatte die Absicht, die Magazine der Oestreicher zu verbrennen. Er verstärkte daher das Feuer auf die Stadt durch Geschütz, das er von Dresden hatte kommen lassen. Ganze Gassen der Neustadt wurden nun in Trümmern und Schutt verwandelt. Während der Zeit wurden aber die Preussen von einem schrecklichen, von entsetzlichen Regengüssen begleiteten Sturmwinde, der ihre Zelte niederriß, und ihr Lager überschwemmte, in große Noth versetzt.

Für

Für diese Noth tröstete aber die Preussen und ihren König die nahe Aussicht, die Stadt Prag, mit einer ganzen Armee, mit den besten Generalen der Oestreicher, in ihre Gewalt zu bekommen. Der Mangel machte das Elend so groß, daß dieser Zeitpunkt nicht entfernt schien, als Daun mit einem Heere von 60,000 Mann näher rückte. Zu den 14,000 Mann, mit welchen er zu der großen Armee stoßen sollte, waren nicht nur 16,000, die sich der Einschließung in Prag entzogen hatten, sondern auch noch mehrere andere kleine Truppenabtheilungen, und selbst die aus drey Bataillonen bestehende Besatzung von Wien, gekommen. Von dieser Armee wurde der Herzog von Bevern, der ihr nicht mehr als 20,000 entgegenstellen konnte, von Kuttenberg weggedrängt. Daun hatte von seiner Monarchin den ausdrücklichen Befehl, dem in Prag eingeschlossenen Heere Hülfe zu leisten. Dieser stets nach Regeln handelnde, und alles genau überlegende, aber auch zu viel auf einmahl ins Auge fassende, und darüber manchen kostbaren Zeitpunkt versäumende General, Leopold Joseph Maria, Graf von Daun, geboren

böhren zu Wien (1705), dessen Großvater und Watersbruder bereits die Feldmarschallswürde bekleidet hatten, dessen Vater im spanischen Erbfolgekriege sich Ruhm erwarb, zeigte, von demselben mit Sorgfalt erzogen, frühzeitig viele Geistesfähigkeiten, und that sich sowohl gegen die Türken, als in den schlesiſchen Kriegen, so glänzend hervor, daß er bis zum Feldmarschall empor stieg. Zu seinem schnellerm Emporkommen trug der Umstand, daß seine Gemahlin, die Gräfin Fur, die Vertraute der Marie Theresie war, sehr viel bey. Dieser behutsame General, der bey der damaligen gefährlichen Lage große Vorsicht nöthig hatte, verabredete mit dem Prinzen Karl den Plan und den Tag des Angriffes. Friedrich durfte ihn nicht näher rücken lassen, um nicht in einen doppelten Kampf zu gerathen. Er stieß daher, den größten Theil seiner Armee vor Prag zurücklassend, mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen, zu der Truppenabtheilung unter den Herzog von Bevern, die dadurch bis auf 32,000 Mann anwuchs.

Dann stand, zehn bis elf Meilen von Prag gegen Osten, bey der Stadt Kollin und

und dem Dorfe Planiany, im Laurzimer Kreise. Er hatte seine Armee theils auf dem Gipfel, theils auf dem Abhange einer Anhöhe, so gestellt, daß, nach Beschaffenheit des Bodens, die Cavallerie mit der Infanterie vermischt war. Die Fronte war nicht allein durch eine zahlreiche Artillerie, sondern auch durch Dörfer, Hohlwege, und unersteigliche Anhöhen, gedeckt. Friedrich war durch den Anblick seiner Stellung so überrascht, daß seine Entschlossenheit schon zu wanken anfieng. Eine einzige nicht sehr verwahrte Stelle zeigte sich über den rechten östreichischen Flügel hinaus. Es schien nicht unmöglich, sich hier in die rechte Flanke und den Rücken der Oestreicher zu schwenken, und dadurch die Stärke ihrer Stellung zu vereiteln. Friedrichs darauf berechnete Anordnung seines Angriffes war vorzüglich; Dann arbeitete ihr aber entgegen, indem er die schwache Seite seines rechten Flügels verstärkte.

Um ein Uhr Nachmittags (18. Jun.) rückten die Preussen muthig an, um den rechten Flügel der Oestreicher zu umgehen.
Von

Von dem General Hülsen angeführt, drangen sie, obgleich vom schrecklichsten Artilleriefeuer der Oestreicher zurückgeschmettert, siebenmahl vorwärts, drangen sie, über die Leichenhügel ihrer Cameraden, in die Oestreicher ein. Der rechte Flügel der Oestreicher wich, während daß Zietzen die österrische Cavallerie unter Madasti bis Kollin zurücktrieb. Der rechte Flügel der Preussen sollte den angreifenden linken bloß durch eine zurückgezogene Stellung unterstützen. Aber ein Bataillon rückte, der nackenden Croaten wegen, aus der Linie vor. Die folgenden Bataillone rückten ihm nach. Dadurch gerieth die ganze Linie in eine schiefe Richtung, die sie hinderte, den Angriff von der Vorderseite zu erleichtern. Da nun die Bataillone, die denselben unternahmen, das ganze Feuer der Oestreicher auszuhalten hatten, so wurden sie schrecklich niedergeschossen. Ihre Niederlage vollendeten die sächsischen Cavallerie-Regimenter. Dann hielt den Rückzug seiner Armee schon für so unvermeidlich, daß Adjutanten desselben mit dem darauf sich beziehenden Befehle herumflogen. Allein der sächsische Oberstleutnant von

Venus

Bontendorf ließ den mit Bleystift geschriebenen Befehl: „Retirade nach Suchdal“ nicht weiter gehen. Die sächsischen Cavallerie-Regimenter hieben zur rechten Zeit in die schon auseinander gedrängten preussischen Bataillone ein. Sie rächten sich jetzt für die unbarmherzige Art, mit welcher sie die Preussen bey Kesselsdorf behandelt hatten.

So erzählten Tempelhof und Archenholz den Hergang dieser Schlacht. Nach dem Bericht eines andern Augenzeugen, des Generals von Nehow, hatte Friedrich an dem unglücklichen Erfolge seines Angriffes den meisten Antheil. Er befahl, als seine Anordnungen zum Theil schon pünktlich befolgt waren, und er sich selbst an der Spitze der Infanterie, Colonne befand, der Armee, Halt zu machen, um erst den Erfolg des Angriffes der Generale Hülsen und Zietzen abzuwarten. Die dringendsten Vorstellungen, die der Prinz Moritz dagegen machte, richteten nichts aus. Eben so fruchtlos blieben sie, als Friedrich, auf die Nachricht von den glücklichen Fortschritten Zietzens und Hülsens, die Armee auf der Stelle,

Stelle, wo sie Halt gemacht hatte, aufmarschieren und anrücken ließ. Als der Prinz Moritz ihm die Gefahr, die mit diesem Angriffe verbunden war, vorzustellen fortfuhr, fragte ihn der erzürnte König, ihn mit dem entblößten Degen bedrohend, ob er gehorchen wolle, oder nicht? Nun wichen aber auch einige Generale von Friedrichs Anordnungen ab. Daun wußte die gemachten Fehler vortrefflich zu benutzen. Friedrich that alles, um seine gesprengten Bataillone wieder zu sammeln. Als ihm dieses nicht gelingen wollte, rückte er selbst mit nicht mehr als 40 Mann, und einigen Fahnen, mit klingendem Spiele, gegen eine östreichische Batterie an. Seine muthige Begeisterung war so groß, daß er es nicht gewahr wurde, auch von der kleinen Schaar verlassen zu seyn. „Stre“ sagte endlich ein Major zu ihm, „wollen sie denn die Batterie allein erobern?“ Friedrich hielt, ohne zu antworten, sein Pferd an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas, und ritt ganz langsam nach dem rechten Flügel hin, von welchem ein Theil unter dem Befehle des Herzogs von Bevern sich so standhaft wehrte,

daß

daß er die Armee vom völligen Untergange rettete. Noch länger behauptete Zieten seine Stellung. Von den Preussen waren 13.447 Gemeine und 326 Officiere, also fast die Hälfte der Armee, getödtet, verwundet, oder gefangen. Friedrichs erstes Bataillon Garde war von 1000 Mann bis auf 250 zusammengeschmolzen. Die Oestreicher erbeuteten 45 Kanonen. Ihr Verlust betrug auf 9000 Mann.

Diesen vollkommenen Sieg, den Daun weniger seiner klug gewählten Stellung, als dem Friedrichs vortrefflichen Angriffsplan vereitelnden Zufalle, verdankte, diesen Sieg wußten Daun und seine Generale, nicht so zu benutzen, daß Friedrich ihre Ueberlegenheit in ihrer ganzen Wirkung fühlte. Fried rich, der vom Schlachtfelde zu seiner Armee bey Prag zurückkehrte, hob, gleich am zweyten Tage nach dem unglücklichen Ereignisse, (20. Jun.) die Einschließung von Prag auf. Am frühen Morgen, vor den Augen der Oestreicher, mit allem militärischen Pomp abmarschierend, vereinigte er sich mit dem Herzoge von Bevern. Keith, der mit sei-

Galletti Weltg. 16r Th. U ner

ner Truppenabtheilung erst am Nachmittage abzog, gerieth in ein Gefecht mit den Oestsreichern, welches seine Mannschaft um 400 Köpfe verminderte. In der folgenden Nacht liefen noch auf 1000 Fremde davon. Eine Erschütterung, die bey Armeen, die größtentheils in Ausländern bestehen, eine gewöhnliche Folge unglücklicher Unternehmungen zu seyn pflegt. Friedrich zog sich längs der Elbe bis Leutmeritz zurück. Während daß hier seine Hauptarmee am rechten Elbufer stand, hatte Keiths Truppenabtheilung bey Lowositz, am linken Elbufer, ihre Stellung. Beyde Heere brachte eine Brücke in Verbindung. Friedrichs ältester Bruder, der Prinz Wilhelm von Preussen, lagerte sich, mit 30,000 Mann, nordöstlicher, bey Böhmisch-Leypa. Der Prinz Karl und der Graf Daun gönnten dem Könige von Preussen, und seinen Feldherren, hinlängliche Zeit, die Stellung zu nehmen, die sie ihren Umständen für angemessen hielten. Sie vereinigten sich nicht eher, als nach acht Tagen, und erst vier Tage hernach (1. Jul.) rückten sie bis an die Elbe vor. Die östreichischen Generale ließen sich so viele Nachlässigkeiten zu Schulden

den kommen, daß die Preussen ihre meisten in der Schlacht verlohrenen Kanonen, die in einem Dorfe bey Prag standen, wieder besamen.

Nachdem Karl und Daun, wegen ihrer fernern Unternehmungen, einige Wochen hindurch, unschlüssig gewesen waren, zogen sie endlich, um das Lager des Prinzen von Preussen herum, nach der Gegend von Zittau, an der südlichen Gränze der Oberlausitz. Diese Stadt, in der sich ein preussisches Magazin befand, lag nun in der Mitte zwischen dem östreichischen Heere und der Armee des Prinzen von Preussen. Die Vertriebsamkeit ihrer Einwohner war den böhmischen Fabricanten schon lange ein Gegenstand der Eifersucht gewesen. In wie fern dieß auf Zittau's trauriges Schicksal Einfluß gehabt hat, läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen. Genug die Oestreicher trugen kein Bedenken, die Stadt ihrer Bundesgenossen, des Kurfürsten von Sachsen, durch Bomben und glühende Kugeln dergestalt (23. Jul.) zu verwüsten, daß nicht mehr als 60 Häuser unbeschädigt blieben, daß über 300 Bürger

ger ihr Leben einbüßten, daß sich der angerichtete Schade auf 16 Millionen Thaler betrug.

Friedrich schrieb das Unglück von Zittau dem Verlust des Postens bey dem Dorfe Gabel, nahe an der südlichen Gränze der Oberlausitz, den der Prinz von Preussen nicht behauptet hatte, vorzüglich zu. Daher empfing er die Generale desselben mit einer sehr ungnädigen Anrede; daher zeigte er seinem Bruder selbst ein so unfreundliches Gesicht, daß sich dieser sogleich entfernte. Der Gram, den der wegen seiner menschensfreundlichen Gesinnungen, und anderer vorztrefflichen Eigenschaften, allgemein beliebte Prinz, über die Unzufriedenheit seines königlichen Bruders empfand, tödtete ihn schon im folgenden Jahre. Er ist der Großvater Friedrich Wilhelms III. Friedrich II mußte aber jetzt nicht nur mit den Oestreichern, sondern auch mit den Russen, den Schweden und den Franzosen, kämpfen. Die letztern rückten ihm durch Sachsen so nahe, daß er mit 12,000 Mann abmarschirte, um ihnen zu rechter Zeit entgegen zu gehen.

Vierter Abschnitt.

Unbedeutende Unternehmungen der Schweden. Apraxin siegt bey Großjägerndorf, und zieht sich dennoch eifertig zurück. Die große französische Armee rückt bis an die Weser vor. Schlacht bey Hastenbeck. Convention zu Kloster Zeven. Friedrich siegt bey Mollath. Bevern wird bey Breslau geschlagen. Die österreichische Armee leidet bey Leuthen eine völlige Niederlage.

Die Schlacht bey Kolln gab Friedrichs Feinden gleichsam das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Die Russen rückten in Preussen, die Franzosen in Westphalen, ein. Eine zweyte französische Armee drang unter Soubise, mit der Reichsarmee vereinigt, in Sach-

Sachsen vor. Die Schweden setzten sich in Pommern in Bewegung. So vielen feindlichen Heeren konnte Friedrich unmöglich zugleich Widerstand thun. Da zeigte sich aber die Vaterlandsiebe seiner Landstände auf eine rühmliche Weise. Obgleich die meisten Provinzen schon viele Mannschaft geliefert hatten, so stellten doch Pommern und Brandenburg, jedes Land, 5000, und Magdeburg 2000 Mann Landmiliz. Das letztere Herzogthum errichtete auch ein besonderes Husaren-Corps. Die Stellen der Officiere übernahmen Edelleute, die, des Kriegsdienstes entlassen, auf ihren Gütern lebten. Magdeburg und Halberstadt lieferten Pferde.

Die patriotischen Maßregeln von Friedrichs Landständen waren aber allein nicht hinreichend, die feindlichen Einfälle abzuwehren, und dennoch konnte Friedrich den Schweden und Russen bloß eine Truppenabtheilung von 22,000 Mann entgegenstellen. Die Schweden verursachten ihm zwar keinen gefährlichen Kampf. Der Hof zu Stockholm, an welchem Friedrichs Schwester das meiste Ansehen hatte, führte diesen Krieg

gar nicht mit der ernstlichen Absicht, die Verlegenheit des Königs von Preussen zu heben. Der König mußte, von dem Einflusse der französischen Parthey geleitet, seines Schwagers Antrag (1756 Nov.) wegen der Gewährleistung für den Besitz von Magdeburg und Halberstadt nicht nur ablehnen, sondern auch (1757 März) in der deutschen Reichsversammlung erklären, daß er sich, gleich dem Könige von Frankreich, für verpflichtet halte, den westphälischen Frieden behaupten zu helfen. Der schwedische Reichsrath trug aber doch Bedenken, die gegen Preussen geschlossene Verbindung dem Reichstage vorzutragen. Die Nation war einem Kriege mit Friedrich II, der erst kürzlich ihr treuester Bundesgenosse, und Schutzherr gegen Rußland gewesen war, der, wie sie meynete, die lutherische Religion vertheidigte, sehr abgeneigt. Eine solche Stimmung kündigte keine großen Thaten an. Aber die kleine schwedische Armee war auch mit allen Bedürfnissen schlecht versehen. Sie zeigte sich auch nur so lange im Felde, als sie bloß die Besatzung von Stettin zu bekämpfen hatte. Als daher die preussische

Trup-

Truppenabtheilung des Feldmarschalls Lehwald aus Preussen nach Pommern zurückkehrte, verschwanden auch die Schweden wieder vom Schauplatze des Krieges.

Lehwald kam aber aus Preussen, wo er mit einer großen russischen Armee einen sehr ungleichen Kampf bestanden hatte. Diese Armee drang, unter der Anführung des Feldmarschalls Apraxin, über die Memel, in Ostpreussen vor. Die Stadt Memel, der sie sich bemächtigte, diente ihr zu einer Niederlage für die Kriegskriegs- und Lebensbedürfnisse, die für sie aus Polen herbeygeschafft wurden. In dem Hafen legte sich die russische Flotte ein, die gegen die preussischen Küsten feindlich verfahren sollte. Apraxin versammelte sein Heer am rechten Ufer des Niß, der sich in den kurischen Haß ergießt. Er zählte nur allein 80,000 Mann reguläre Truppen. Diese äußerst mühseligen, an alle Anstrengungen und Mühseligkeiten, gewöhnten tapfern Leute, hatten zum einfachsten Manöver nicht Gewandtheit genug. Ihre Cavallerie war weder gut besritten, noch in der Ausführung richtiger Evolutionen

lutionen geübt. Die Infanterie schwor das Mahls, die Hand auf die Kanone auflegend. Der dabeystehende Pope gab dem Soldaten die Versicherung, daß er, auf dem Schlachtfelde getödtet, in seinem Vaterlande wieder aufstehen würde, um die Lebensfreuden mit erneuerter Kraft zu geseßen. Winterfeld, der in Petersburg gewesen war, hatte seinem Könige die Russen gar zu verächtlich geschildert. Als daher Keith, der sich in russischen Kriegsdiensten befunden hatte, einst die Tapferkeit der Russen pries, fuhr Friedrich ganz hitzig gegen ihn heraus: „die Moscoviter sind ein zusammengeraffter Haufe von Barbaren, die von disciplinirten Truppen mit leichter Mühe überwunden werden können.“ „Wahrscheinlich“ sagte Keith „werden Ew. Majestät noch Gelegenheit bekommen, diese Barbaren näher kennen zu lernen.“ Friedrich rechnete fortdauernd darauf, daß der Einfluß seines Freundes, des Großfürsten Peter, die Thätigkeit der russischen Armee hemmen würde. Er befahl daher seinem Feldmarschall Lehwald, sich auf Vertheidigungsmaßregeln einzuschränken, und bloß die Kosaken und Kalmüken, die leichten Trup-

Truppen der Russen, von Streifereyen abzuhalten. Allein Apraxin sollte Preussen erobern. Die Vorbereitungen zu dieser Unternehmung, und die Aufstellung seiner Armee am Pregel, beschäftigte ihn bis zum Ende des Augusts. Die russische Armee entbehrte damals einer Feldbeckerey, und anderer Anstalten, sich die Lebensbedürfnisse zu sichern. Ihre Bewegungen konnten daher eben so wenig schnell als planmäßig erfolgen. Friedrich wollte sie aber in seinem Lande nicht weiter vordringen lassen. Lehwald bekam daher von ihm den ausdrücklichen Befehl, gegen die Russen anzurücken. Apraxin fand, als er über den Pregel gegangen war, die Preussen hinter einem dicken Walde gelagert.

Der unter den Waffen grau gewordene Lehwald, der in den schlesischen Kriegen manchen Beweß persönlicher Tapferkeit abgelegt hatte, war zum Obergeneral zu alt und auch zu wenig kenntnißvoll. Friedrich schickte ihm daher seinen Flügeladjutanten, den Major von Solz, um ihm mit seinem Rathe beyzustehen; allein der von seinen Vertrauten zu sehr geleitete Feldmarschall gab

gab seinen Rathschlägen wenig Gehör. Er machte (1757 am 30. Aug.) in der Schlacht bey Großjägerndorf, einem Dorfe im Bezirk von Insterburg, in Ostpreussen, manchen Fehler. Aus Mißverstand gab er seinem Angriffe eine falsche Richtung, und als er ihn wieder aufschob, gewann Apraxin Zeit, seine Stellung zu verbessern, und Lehwalds Anordnungen zu vereteln. Das zweyte preussische Treffen schoß, durch Feuer und Pulverdampf getäuscht, auf das erste. Dennoch war der Rückzug der überwältigten Preussen ohne Niederlage. Solz gerieth, als er die Schlacht verlohren sah, so sehr in Verzweiflung, daß er sich auf der Stelle erschoss, oder er setzte sich, (wie andre erzählen) dem feindlichen Feuer mit solcher Berwegenheit aus, daß eine Kanonenkugel ihm den Kopf zerschmetterte. Jedermann glaubte, Apraxin würde, nach dem Siege bey Großjägerndorf, das Königreich Preussen, aus welchem Lehwald sich herauszog, mit seinem Heere überschwimmen; wie groß war daher das Erstaunen, als Apraxin mit großer Eilfertigkeit, sich über den Pregel zurückzog, und bloß Memel besetzt ließ. Aber die Kaiserin Elisabeth lag

dar

damahls gefährlich krank, und Besenschen, der ihr Lebensende befürchtete, wollte den folgenden Regenten gewinnen. Daher der Befehl zum Rückzuge. Dieser mußte schleunig ausgeführt werden, weil die Schaaren der leichten Truppen alle Lebensmittel ausser den Magazinen aufgezehrt hatten.

Während daß jedoch Friedrich von den furchtbaren Russen so glücklich befreyt wurde, war sein Besitz von Sachsen, war sein eigenes Land, von zwey französischen Heeren bedroht. Einige witzige Einfälle, die sich Friedrich II über Ludwig XV erlaubt hatte, entschleiden dessen Entschluß, seine Noth vermehren zu helfen. Indessen both das französische Ministerium der Kaiserin Marie Theresie anfangs nur eine beträchtliche Geldsumme, für welche sie der wirklichen Stellung der Hilfstruppen entsagen sollte. Dazu wollte sie sich aber nicht verstehen; auch war sie nicht zufrieden, daß 60,000 Franzosen die westphälischen Länder des Königs von Preussen besetzen sollten. Sie drang vielmehr auf eine kräftigere und nähere Hilfe; die Franzosen sollten ihr Schlessien wie-

wieder erobern helfen. Endlich ließ sich Ludwig durch ihre dringenden Aufforderungen bewegen, (1757 im April) ein Heer von 100,000 Mann über den Rhein gehen zu lassen. Der Oberbefehlshaber desselben war der Marschall d'Etrees, ein Enkel des bekannten Louvois, und ein Jüdling des Marschalls von Sachsen, der ihn, in den letzten niederländischen Feldzügen, als seinen rechten Arm brauchte.

Der Marschall von Sachsen, der (seit 1748) Generalcommandant der neueroberten Niederlande war, durchlebte seine letzten Jahre meistens auf dem Schlosse Chambord, im Bezirke von Blois, welches ihm Ludwig geschenkt hatte. Ueber dem Hauptthore desselben waren sechs Kanonen angebracht. Die Wände des Vorzimmers zierten 16 Fahnen, und zwey paar Pauken, die der Marschall erbeutet hatte. In seinem Marstalle befanden sich 400 Pferde. Der Hofstaat war glänzend. Seine Tafel beschäftigten 35 Köche. Theater und Kapelle waren vortreflich besetzt. Die Lustbarkeiten folgten einander in abwechselnder Reihe. Sie waren zum

zum Theil so kostbar, daß ein einziges Feuerwerk einen Aufwand von 400,000 Livres verursachte. Aber der berühmte Feldherr, der glückliche Mensch lebte nicht länger, als 53 Jahre. Er starb am 30. Nov. 1750. Seiner Verordnung gemäß sollte, damit sein Andenken bloß in dem Herzen seiner Freunde leben möchte, seine Leiche in ungelöschtem Kalk verbrannt werden; sie wurde jedoch mit dem größten Pomp nach Straßburg gebracht, und in der daſigen lutherischen JohannisKirche beygesetzt, wo ein herrliches Grabmahl von Pigalle an einen der berühmtesten Feldherrn Frankreichs erinnert. Ziemlich groß, und eben so ungewöhnlich stark, als sein Vater, zeichnete er sich als General durch strenge Behandlung der Officiere, und durch menschenfreundliche Schonung der Soldaten, aus. Sein größter Lobspruch ist, daß ihn Friedrich den Professor aller Generale nannte.

Die französische Armee fühlte die Entfernung des Marschalls von Sachsen sehr auffallend. Der Graf St. Germain unterwarf sie einer neuen Einrichtung, deren verdan-

dantische Strenge dem Charakter der Nation gar nicht angemessen war, die ihr Mißmuth und Erbitterung einflößte. Er mußte den französischen Kriegsdienst gegen den dänischen vertauschen. Darauf riß unter den französischen Kriegern Neigung zur Bequemlichkeit, zum Luxus, zu Ausschweifungen, ein. Ueber ein großes, aus zügellosen Soldaten und unverschämten Officiere bestehendes Heer sollte nun der Marschall d'Etrees den Oberbefehl führen. Dabey mußte er sich noch der Bedingung unterwerfen, den Plan zu seinen Unternehmungen von der Pompadour sich vorzeichnen zu lassen. So sehr blendete ihn der Glanz, Oberbefehlshaber einer großen Armee zu seyn! Die ihm untergeordneten Generale, von welchen ihm viele an vornehmer Geburt übertrafen, je weniger sie ihm an Kenntnissen gleichkamen, die zeigten, auf die Gönnerschaft der Pompadour sich verlassend, allen bösen Willen, die wendeten alle Kräfte an, um dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen entgegen zu arbeiten.

Als d'Etrees seine Armee wollte über den Rhein gehen lassen, weitgerten sich die bey

Bey derselben befindlichen Schweizer Regimenter, ihm zu folgen, und er mußte ihnen den Befehl hierzu erst durch Unterhandlungen mit ihren Cantonen auswirken. Der Marsch bis an die Weser war, der Verpflegung wegen, schon großen Beschwerlichkeiten unterworfen. Bey Holzminden, im Fürstenthum Braunschweig Wolfenbüttel, erfolgte der Uebergang. In der Gegend von Hameln stand eine sogenannte Observationsarmee, die aus den aus England zurückgekehrten Hannoveranern und Hessen, ingleichen aus braunschweichischen, gothaischen und hückeburgischen Truppen, zusammengesetzt war, und sich nicht höher, als auf 45,000 Mann belief. Ihren Obergeneral stellte der Herzog von Cumberland vor, dem es weniger an Muth, als an Einsichten, fehlte. Das hannoversche Ministerium, das den Kurfürsten repräsentirte, schrieb ihm, hauptsächlich wegen der Hauptstadt besorgt, einen ganz zweckwidrigen Operationsplan vor. Er sollte sich bloß auf die Vertheidigung der Weser einschränken. Vergebens machte Friedrich dagegen Vorstellungen. Die Observationsarmee wich daher, von Diefefeld in der

Grafs

Grafschaft Ravensberg an, dem französischen Heere, immer aus, bis sie bey Hameln angekommen war.

Bey dem Dorfe Hastenbeck, südwärts von Hameln, erfolgte (26. Jul. 1757) ein Treffen. Die Armee der Deutschen hatte sich zwischen der Weser und einigen waldbigen Anhöhen aufgestellt. Die durch das Gehölze anrückenden Franzosen nahmen den Deutschen einige Batterien weg; diese entriß ihnen jedoch der Erbprinz von Braunschweig wieder, und der hannoversche Oberste Breitenbach, der sie zugleich im Rücken angriff, beraubte sie ihrer eignen Kanonen und Fahnen. Dercees ordnete daher bereits den Rückzug an, dem jedoch der Herzog von Orleans widersprach. Auch bedrängte der rechte Flügel der Franzosen den linken Flügel der Deutschen durch ein so lebhaftes Feuer, und nahm ihm so viele Kanonen weg, daß der Herzog von Cumberland den Rückzug nach Hameln mit der größten Uebereilung anstellte. Man vergaß sogar den braven Breitenbach, der, noch allein Herr des Schlachtfeldes, erst in der Nacht aufbrach,

Galletti Weltg. 16r Th. K um

um dem Herzog von Cumberland die erbeu-
teten Siegeszeichen zu überreichen. Cumber-
land weinte bey dem Anblick derselben. So
sehr peinigte ihn das Gefühl, durch seine
Uebereilung einen Sieg eingebüßt zu haben.

Die hannoversche Regierung ließ das
Archiv nach Stade, der Hauptstadt des Her-
zogthums Bremen, schaffen. Daher zog
sich auch Cumberland, aller Vorstellungen
des Herzogs von Braunschweig ungeachtet,
immer mehr nach Norden. Das mit allen
Bedürfnissen vortreflich versehene Hameln
gehörte gleich der ersten Aufforderung der
Franzosen (am 28ten). D'Etrees, dem der
Sieg weniger durch sein Verdienst, als durch
den Fehler seines Gegners, zu Theil ge-
worden war, mußte den Oberbefehl an einen
andern General übergeben. Der Herzog
von Orleans, der Graf von Maillebois,
der Prinz von Soubise, welche sämmtlich
den Marschall d'Etrees wegen der Ehre,
Oberbefehlshaber der großen Armee zu seyn,
beneideten, obgleich die Fehler, welche die
beyden erstern machten, beynähe den Verlust
des Treffens nach sich gezogen hatten, die
bedien-

bedienten sich der Gunst, die sie am Hofe
genossen, an der Entfernung des Marschalls
zu arbeiten. Sie beschuldigten ihn, seine
Unternehmungen zu langsam angeordnet zu
haben. Er könnte, wie sie meynten, bereits
vor Magdeburg stehen. Ein Frauenzimmer
half ihren Wunsch befördern. In dem be-
rühmtesten Hirschpark bey Versailles be-
fand sich unter andern die schöne Murphy, die
Ludwig XV oft besuchte *). Diese fragte
ihn einst, wie es mit seiner berühmten alten
Frau (der Pompadour) stände. Diese Frage
fiel; in dem Munde des unbefangnen Mäd-
chens, so sehr auf, daß man auf eine frem-
de Eingebung rieth. Murphy gestand, daß
ihr diese Frage von der Gemahlin des Mar-
schalls d'Etrees in den Mund gelegt worden
wäre. Nun mußte sich nicht nur diese vom
Hofe entfernen, nun verlor auch ihr Ge-
mahl den Oberbefehl über die große Armee
in Deutschland. Dieser wurde jedoch keinem
von seinen Feinden zu Theil. Dem Herzog
von Orleans wollte man, als einem Prinz-
zen vom Hause, die Obergeneralsstelle nicht
anvertrauen. Maillebois gerieth, wegen des
Treffens bey Hastenbeck, in eine Unters-
hung,

*) Oben S. 221.

chung, die nicht rühmlich für ihn ausfiel; Soubise hatte noch nicht den Marschallsstab. Die Nothe kam daher an Ludwigs XV Lieb- ling, den Marschall von Richelieu, den das Kriegsglück bey Fontenay, Genoa und Port Mahon, begünstigt hatte. Galant, munter, prachtliebend, wollüstig, aber zugleich geist- voll und tapfer, mit der Kunst, bey launig handelnden Mächtigen sich beliebt zu machen, trefflich ausgerüstet, hatte er Ruhm und Kriegsglück auf eine ganz seltsame Weise vereinigt. Die Pompadour beförderte seine Ernennung zum Obergeneral, weil er ihr die Besetzung aller Commissarien, Stellen zugestand.

So sehr dergleichen Veränderungen, deren noch mehr bey der französischen Armee er- folgten, den Unternehmungen derselben nach- theiligt seyn mußten, weil man den Genera- len nicht Zeit ließ, mit der Gegner Art, Krieg zu führen, und dem Boden, auf wels- chem der Krieg geführt werden sollte, sich bekannt zu machen, so leicht war es doch für den neuen Obergeneral, das zu vollens- den, was d'Estrees angefangen hatte. Die

Franz-

Franzosen besetzten (im August) Hannover, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hildesheim. Cumberland zog sich bis nach Bremervörde, im Herzogthum Bremen, zurück. Die fran- zösische Armee breitete sich bis Verden aus. Die Truppen der Allirten waren nun so eingeschlossen, daß sie sich entweder zu Ham- burg einschiffen, oder capituliren mußten. Nach dem Wunsche Georgs II, der, ohne Rücksicht auf Preussen, seine Armee retten wollte, übernahm der Graf von Lynar, der dänische Statthalter zu Oldenburg, das Geschäfte eines Vermittlers. Der Vergleich wurde schon nach fünf Tagen (8. Sept.) zu Kloster Zeven, im Herzogthum Bremen, geschlossen. Georg verlangte weiter nichts, als die Neutralität für seine, und seiner Bundesgenossen Truppen. Daher sollten, der getroffenen Verabredung gemäß, die hann- överischen Truppen in die Gegend von Stade verlegt werden, die andern aber nach Hause ziehen. Dabey wurde aber weder auf ihre genauere Vertheilung, noch auf ihre Verpflegung, gedacht. Man vergaß es so- gar, wegen des hannöverischen Landes, etwas zu bestimmen. Man setzte auch wegen der Dauer

Dauer dieses Waffenstillstandes gar nichts fest.

Nichelken hatte bey der zevenschen Convention eigentlich keinen andern Zweck, als in den eroberten Ländern, durch die unbarmherzigsten Erpressungen, große Geldsummen sich zu verschaffen, die seine durch Ausschweifungen zerütteten Glücksumstände wieder herstellen könnten. Diese Ausschweifungen setzte er auch als Obergeneral fort. Sein Beyspiel reizte zu einer höchst verderblichen Nachahmung, die alle Kriegszucht vernichtete, die den gänzlichen Verfall der französischen Armee nach sich zog. Da auch Cassel sich an dieselbe ergab, so hatte Nickelken einen sehr beträchtlichen Wirkungskreis für seine Erpressungen. Desto langsamer waren seine Anstalten, gegen Magdeburg und Halberstadt vorzudringen. Wesel hatte Friedrich II nun selbst geräumt.

Friedrich sah jetzt aber nicht allein die große französische Armee, sondern noch ein kleineres französisches Heer, welches den Prinzen von Soubise zum Oberbefehlshaber hatte,

hatte, gegen die Elbe und Saale anrückten. Nickelken überließ dem Prinzen einen beträchtlichen Theil seiner besten Truppen, die Gens d'Armes, die Schweizer; Regimenter, und 6000 Pfälzer. Der Herzog von Wirtemberg widmete der Kaiserin Marie Theresie sein ganzes ansehnliches Kriegsvolk. Dieß hatte zwar so wenig Lust, gegen den protestantischen König von Preussen zu sechten, daß 3000 Mann, die sich schon auf dem Marsche befanden, wieder umkehrten; aber es mußten dennoch 6000 derselben zu der französischen Armee stoßen.

Mit dem Heere des Prinzen Soubise vereinigte sich nun die Reichsarmee. Um die Zusammenziehung derselben zu verhindern, ließ der König Friedrich den Obersten Mayr mit 2000 Mann nach Franken marschieren. Der entschlossene Officier kam bis in die Oberpfalz. Selbst der Kurfürst von Bayern wurde durch ihn in Unruhe versetzt. Aber endlich ermanneten sich die mächtigsten Reichsstände des fränkischen Kreises. Von allen Seiten eilte Kriegsvolk herbey, und Mayr mußte sich nun, durch Bamberg und
Wirz

Wirzburg, nach Böhmen durchschlagen. Die Reichsarmee versammelte sich (im Jul.) in der Nähe von Nürnberg. Sie bildete, die Mannschaft von Bayern, Pfalz, Wirtemberg, Baden und Wirzburg, ausgenommen, einen sehr bunten Haufen von schlecht zusammengesetzten und schlecht zusammenpassenden Leuten, die mit den nöthigen Kriegsbedürfnissen sehr ärmlich, oder wenigstens sehr ungleich, versehen waren; die oft selbst an Schuhen und Strümpfen Mangel litten; die keine Zelte, keine Flinten, kein Geschütz von einerley Caliber, hatten; die auch in Ansehung ihres Soldes verschieden waren. Die Infanterie bestand aus 32 Bataillonen und 23 Grenadier-Compagnien; die Cavallerie zählte 32 Schwadronen Kürassier und Dragoner, und zwey Husaren-Regimenter, zu welchen noch einige östreichische Cavallerie kam. Die ganze Mannschaft betrug kaum 30,000 Köpfe.

Während daß nun die Reichsarmee, über den Thüringer Wald, nach Arnstadt, marschierte, rückte das Heer des Prinzen von Soubise, aus der Gegend von Hanau, über

Fulda,

Fulda, nach Eisenach. Friedrich sah nun einem doppelten Anriffe entgegen; nördlich wurde sein eignes Land an der Elbe von Richelieus Armee, südlich Sachsen, das er besetzt hatte, von Soubise und der Reichsarmee, bedroht. Seine Verlegenheit war noch nie größer gewesen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er selbst war, seiner bedrängten Lage wegen, so besorgt, und über die Vereitelung seiner Entwürfe so verbrieftlich, daß er, wie verschiedene Briefe beweisen, mit dem Gedanken, allenfalls auf eine gewaltsame Weise von dem irdischen Schauplatze abzutreten, umgieng. Dennoch wußte er seine Niedrigschlageneit sehr gut zu verbergen; denn noch wußte er den Muth seiner Soldaten immer aufrecht zu erhalten. Jetzt kam es darauf an, dem weitem Vorrücken der Franzosen und Reichstruppen zu rechter Zeit vorzubeugen. Mit 16 Bataillonen, und 23 Schwadronen, marschierte Friedrich nach Dresden, um die in Sachsen zerstreuten 21 Bataillone und 20 Schwadronen, die unter dem Befehle des Prinzen Moritz von Anhalt standen, zu versammeln. Die ganze Kriegsmacht, die er nun den anrückenden Franzosen und Reichstruppen

truppen entgegenstellen konnte, belief sich nicht höher, als auf 22,360 Mann. Mit einem Theile derselben, 7 Batallionen und 15 Schwadronen, gieng er (II. Sept.), bey Naumburg, über die Saale, nach Erfurth. Von Naumburg aus ließ er den Prinzen Ferdinand von Braunschweig, mit 4000 Mann, nach dem Magdeburgischen aufbrechen, und den Prinzen Moritz mit 7000 Mann nach Meissen zurückkehren. Er selbst kam von Erfurth ganz unvermuthet nach Gotha. Hier blieb sein General Seydlitz mit 1500 Dragonern. Muthig rückte Soubise mit 12.000 Franzosen und 10 Kanonen von Eisenach herbey, die Preussen zu überfallen. Seydlitz zog sich vorsichtig nach Erfurth zurück. Aber kaum machten (am 19. Sept.) Soubise und seine Generale Anstalten, das für sie auf dem herzoglichen Schlosse bereitete Mittagsmahl einzunehmen, als die Nachricht von dem unvermutheten Anmarsche der Preussen ihre Ruhe auf eine sehr unangenehme Weise störte. Eine schleunige Flucht schien hier das einzige Rettungsmittel. Die Franzosen eilten in der größten Verwirrung nach Eisenach zurück. Welches war aber nun die preussische

Wacht, die sie so sehr in Schrecken gesetzt hatte? Fünfzehn hundert Dragoner bildeten, in kleinen Gliedern marschierend, eine lange Colonne von Infanterie, während daß Bayern, die sich auf ihre Pferde setzten, die Cavallerie vorstellten. Ein Nebel trug dazu bey, die Augen täuschung der Franzosen zu befördern. Das Gepäck, welches die üppigen Soldaten in der Geschwindigkeit nicht mitnehmen konnten, war den Preussen sehr willkommen.

Friedrich Wilhelm Seydlitz, der diese eben so glückliche als kühne Unternehmung ausführte, gehört zu den größten Männern der preussischen Armee. Der Sohn eines preussischen Rittmeisters (1722 zu Cleve am Rhein geboren) verricht er seinen Gang zum außerordentlichen schon durch die äußerst kühnen Uebungen, die er als kleiner Page am Hofe des Markgrafen von Schwedt anstellte. Er war frühzeitig eben sowohl der kühnste als schönste Reiter. Im ersten schlesischen Kriege geriet er, als Cornet, in die östreichische Gefangenschaft. Als er, nach seiner Auswechslung, bey der Musterung des

des Jahres 1743, im Gefolge des Königs, in die Königsstadt ritt, ausrufte er halb laut, daß ein Cavallerle-Officier, der sich mit dem Pferde gefangen nehmen ließ, keinen Muth habe. Diese Aeußerung hörte der König. Als dieser nun in die Stadt auf die Brücke des Zeughauses gekommen war, hielt er an, rief den Cornet Seydlitz zu sich, und sagte, indem er die Brücke aufziehen ließ: nun wäre er aber doch mein Gefangener! „Ich? Ew. Majestät Gefangener?“ sagend, sprang Seydlitz, auf seinem Pferde stehend, ohne sich zu bedenken, in die Spree, und schwamm auf eine der Anstalten bey dem Zeughause zu. Als Cornet war er hineingesprungen, als Husaren-Rittmeister schwamm er heraus: Jetzt war er, erst 35 Jahre alt, schon der Eigenthümer eines Kürassier-Regiments. Bey Kolin, wo er den Rückzug mit eben so vieler Getstesgegenwart als Geschicklichkeit deckte, ward er Generalmajor. Aus Zittau, wo er mit drey Regimentern eingeschlossen war, zog er sich, ohne einen Mann zu verlieren, heraus.

In

In Gotha durfte Seydlitz nicht verweilen. Die ganze vereinigte Armee des Prinzen von Soubise und des Prinzen Josephs von Hildburghausen, der die Reichstruppen anführte, rückte (im Oct.) bey Gotha in ein Lager. Das Heer, das hier versammelt war, betrug sich auf 59,000 Mann, welche mit 86 Kanonen versehen waren. Hierzu kam noch der Duc de Broglie mit 20 Bataillionen und 18 Schwadronen. Während daß diese große Armee der Saale näher rückte, war Friedrich, der den Franzosen weiter keine Unternehmungen in diesem Feldzuge zutraute, nach der Mark Brandenburg gegangen; weil seine Residenzstadt Berlin sich in Gefahr befand. Der östreichische General Haddick näherte sich derselben mit einer Truppenabtheilung von 4000 Mann. Die Stadt hatte keine andre Garnison, als 2000 Mann Landmiliz, und einige hundert Recruten. Zwar wollten die Handwerker sich an diese Vertheidiger der Stadt anschließen; aber der vorsichtige Commandant Noschau trug Bedenken, von ihrem nuthigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Er ward darüber ein Spott der Gassenjungen. In dessen

dessen näherte sich der Prinz Moritz, und Haddick, der sich nicht länger verweilen durfte, begnügte sich, den Berlinern 200,000 Thaler, und einige Geschenke, abgetrozt zu haben. Unter den letztern befanden sich 24 Duzend Damen; Handschuhe, die er seiner Kaiserin schickte, und die, bey näherer Untersuchung, alle für die linke Hand waren. Wenig Stunden nach Haddicks Abzuge, kam Seydlitz mit 3000 Mann an.

Indessen war den gegen die Saale anrückenden Franzosen und Reichstruppen blos eine Abtheilung von 10,000 Preussen, unter dem Befehle des Feldmarshalls Keith, entgegen gestellt. Diese waren in die Städte Merseburg, Weißenfels und Leipzig vertheilt; sie mußten sich aber bey der Annäherung des vereinigten Heeres zurückziehen. Die Reichsarmee rückte nach Weißenfels, die französische Armee nach Merseburg. Der Prinz von Hildburghausen forderte den Feldmarschall Keith auf, ihm die Stadt Leipzig zu übergeben. Keith gab ihm, obgleich die Befestigung dieser Stadt keinem ernstlichen Angriffe trozen konnte, eine abschlägliche

Antw.

Antwort. Die leipziger Kaufleute, denen wegen ihrer schönen Landhäuser bange war, suchten den Prinzen von Hildburghausen durch Vorstellungen, die sie mit Geschenken begleiteten, von einer gewaltsamen Unternehmung gegen ihre Stadt abzuhalten. Doch Friedrich befreyte sie von ihrer ängstlichen Verlegenheit. Er stieß zu Keith mit 12,000 Mann, die er in Sachsen zusammengebracht hatte. Keith mochte ihm die Gefahr, in der er sich befand, wohl recht dringend vorgestellt haben. Daher sagte er zu ihm, als sie sich vereinigt hatten, „ich glaube, Hildburghausen hätte sie schon verschlungen.“ „Es fehlte nicht viel,“ versetzte der kalte Schottländer, „wenn ich mir nicht zu helfen wußte.“

Friedrich ließ sogleich die Vorposten der Franzosen aus den leipziger Vorstädten vertreiben. Soubise und Hildburghausen suchten, obgleich dreyemahl stärker als Friedrich, einer Schlacht auszuweichen. Sie gingen daher wieder über die Saale zurück. Die Franzosen nahmen bey Merseburg, die Reichstruppen bey Weißenfels, ihre Stellung.

lung. Die letztern überraschte Friedrich an der Spitze seines Vortrabes, und er drang in die Stadt Weissenfels so unvermuthet ein, daß er viele von den Reichstruppen, die sich über die zu voreilig angezündete Saalbrücke nicht mehr retten konnten, in seine Gefangenschaft bekam. Die Preussen bauten bey Weissenfels und Halle bald neue Brücken, um den vereinigten Feinden näher zu kommen. Diese zogen sich hierauf bis nach Mügeln, hinter einen Bach, zurück. Ihre rechte Seite war zu wenig gedeckt, und Friedrich gründete hierauf den Plan zu einem Angriffe; in der Nacht verbesserte aber Soubise seine Stellung. Seine Fronte war durch Verschauzungen verwahrt. Friedrich gieng daher in sein festes Lager bey Rosbach zurück. In der Meynung, daß die Vereinigten in diesem Feldzuge nichts weiter unternehmen würden, beschäftigte er sich schon mit dem Gedanken, nach Schlessien zu marschieren, als jene, mit der Schwäche seines Heeres bekannt, den glänzenden Entwurf machten, ihn auf allen Seiten einzuschließen, und zur Kriegsgefangenschaft zu nöthigen. Soubise rechnete auf den Erfolg seiner

seiner Einschließung schon mit solcher Sicherheit; daß er ihn durch einen Courter nach Versailles meldete.

Friedrich wollte eben, in der Nacht, den Rückmarsch nach Merseburg antreten, als man ihm (5. Nov.) die Bewegungen im feindlichen Lager meldete. Ohne gleichsam darauf zu achten, setzte er sich ruhig zur Tafel. Seydlitz ließ indessen die Cavallerie satteln, und die Soldaten verließen freywillig ihr Mittagsbrod; doch in weniger, als einer halben Stunde, war das Lager abgebrochen, setzte sich die Armee in Bewegung, um sich den Franzosen und Reichstruppen, noch ehe sie aufmarschlerten, entgegenzustellen. Eine Kette von kleinen Anhöhen verbarg den feindlichen Generalen die Anstalten der Preussen. Um so unerwarteter war ihnen der ungestüme Angriff der preussischen Cavallerie, war ihnen eine Batterie, die, kaum 300 Schritte entfernt, die aufmarschierenden Infanterie: Colonnen zerschmetterte, die sie, noch vor dem Aufschwanken, in Unordnung brachte. Die Reichstruppen flohen zuerst. Als Prinz Heinrich

Galletti Weltg. 16r Th. V mit

mit sechs Bataillonen anrückte, während daf Seydlitz in den Rücken kam, gerieth die ganze feindliche Armee in Verwirrung. Bergebens ließ Soubise die Reiterrey des linken Flügels und der Reserve vorrücken; einige Kanonenschüsse trleben sie bald wieder zurück. Abends nach anderthalb Stunden, sechs Uhr, war der ganze Kampf entschieden. Die preussischen Husaren drängten die französischen Gens d'Armes, denen schon ihre großen Pferde eine Kraft; Ueberlegenheit gaben, auseinander. Einige Schwetzer; Regimenter hielten am längsten Stand, und nur die kluge Entschlossenheit St. Germain's, der sehr wieder zur französischen Armee gekommen war, deckte die Flucht, welche die Franzosen bis nach Hanau fortsetzten. Ihr Verlust war im Grunde kleiner, als ihre Angst. Sie hatten 3000 Todte und Verwundete, und etwa 7000 waren gefangen. Unter diesen befanden sich acht Generale, und 220 andre Officiere. Die Reichstruppen hatten sich so sehr geschont, daß nicht mehr, als 560, von ihnen getödtet oder verwundet waren. Den Preussen kostete der leichte Sieg 91 Todte, und 274 Verwundete. Zu den

den letztern gehörten auch Prinz Heinrich und Seydlitz. Soubise verlegte hierauf seine Winterquartiere nach Hessen, und Hildburgs haufen nach Franken.

Mit so weniger Anstrengung schlug Friesdrich den so furchtbar scheinenden Angriff auf Sachsen zurück. Aber noch weniger Anstrengung kostete es ihm, sein eignes Land an der Elbe von der bevorstehenden Gefahr zu befreien. Richelleu rückte mit 30,000 Mann gegen Magdeburg heran. Ferdinand, der, an der Spitze einer kleinen Truppensabtheilung von 4000 Mann, die Franzosen aus dem Halberstädtischen vertrieben hatte, mußte, durch Richelleu's Ueberlegenheit gezwungen, sich in die Gegend von Magdeburg zurückziehen. Richelleu versäumte es, ihn einzuschließen. Vielleicht unterließ er es aus Eigennuß. Der verkleidete Ingenteurs Oberste Balby spielte, wie man sagt, die Rolle eines Unterhändlers so gut, daß der französische Marschall für ein Geschenk von 100,000 Thalern, und für die Erlaubniß, auf dem festen Lande Salvegarden; Bese auszuheilen, das preussische Gebiech in diesem

sein Feldzuge nicht feindlich zu behandeln versprach.

Durch Tapferkeit und Klugheit wegen eines Angriffes von Seiten der Franzosen sicher gestellt, eilte nun Friedrich nach Schlesien, um auch dieses Land von der Gewalt der Feinde zu befreien. Der großen östreichischen Armee unter dem Prinzen Karl war der Herzog von Bevern mit einem Heere von nicht mehr, als 36.000 Mann, entgegen gestellt. Wie leicht hätte ihn nun Karl nicht in Verlegenheit bringen können! Dieser blieb jedoch so lange unthätig, bis Bevern, um seine Verbindung mit Schlesien noch mehr zu befestigen, auf der sogenannten Landkrone bey Görlitz, eine verschanzte Stellung nahm. Marie Theresie, und ihr Hofkriegsrath, über die Unthätigkeit der großen Armee unwillig, schickten, um den Prinzen zu einem raschern Gang der Unternehmungen aufzumuntern, den Fürsten Kaunitz nach Bittau. Karl wollte demselben einen Beweis seiner Achtung geben. Er ließ daher, (7. Sept.) durch eine von Madastl angeführte Truppenabtheilung von 15.000 Mann,

Mann, einen nur mit zwey preussischen Grenadern; Bataillonen besetzten, zu weit vorgeschobenen Posten angreifen. Winterfeld hatte von diesem Angriffe im voraus Nachricht, und er hätte den Posten also leicht verstärken können. Aber stolz auf seine Talente, versäumte er die Maßregeln der Vorsicht. Die Nacht des Ueberfalls war auch schon verstrichen, als man in Görlitz, wo sich Winterfeld bey Bevern befand, die ersten Kanonenschüsse hörte. „Ha, da sind meine Gäste; nun will ich sie auch bewirthten.“ Sogleich eilte er an der Spitze eines Regiments herbey, mit welchem er wüthend auf die Oestreicher eindrang. Er fiel, und die Oestreicher erstiegen die preussische Verschanzung, welcher Bevern nicht bald genug Hülfe schickte. Sterbend sagte Winterfeld seinen Officieren alles, was sie zu thun hatten. Selbst die Oestreicher hatten für Winterfeld so viele Achtung, daß ihre Vorposten, durch die seine Leiche gieng, ihr alle Ehre erwiesen. „Wider die Menge meiner Feinde“ sagte Friedrich, als er seinen Tod vernahm, „werde ich wohl Mittel finden; wer wird mir aber Winterfeld ersetzen?“

Hans Karl von Winterfeld, aus der Uckermark, (geb. 1709) der schon seit seinem 14ten Jahre dem preussischen Kriegsdienste sich widmete, ward von Friedrich Wilhelm I zum Adjutanten bey seiner Leibgarde ernennet, und von Friedrich II bald bis zum Obersten und General, Adjutanten, erhoben. Friedrich schickte ihn auch nach Petersburg, wo der Feldmarschall Münnich sein naher Verwandter war. Im zweyten schlesischen Kriege stieg er bis zum General, Major empor. Bey aller Gelegenheit zeichnete er sich durch Muth und Geisteskraft aus. Aber nichts beweiset seine höhern Talente wohl überzeugender, als daß ihn Friedrich zu seinem Liebling und Vertrauten wählte, daß er sich von ihm auf allen seinen Reisen, bey allen seinen Musterungen, begleiten ließ, daß er ihn bey seinen wichtigsten Angelegenheiten zu Rathe zog. Friedrich widmete seinem Andenken eine von den Statuen, die man auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin sieht.

Bevern war von den sächsischen Magazinen zu weit entfernt. Dieß bewog ihn zu dem Entschlusse, sich nach Schlesien zu ziehen.

Er gieng, mit großer Geschwindigkeit, über die Neiß, über die Queiß, über die Bober. Die Oestreicher ließen ihn ruhig ziehen. Allein Karl, der nun auch in Schlesien einbrang, entzog ihm die Verbindung mit Breslau, wo sich alle Vorräthe der Preussen befanden. Die Stadt war nur schwach besetzt. Man mußte ihr also zu Hülfe kommen. Karl, dem die Eroberung der schlesischen Hauptstadt eine ganz sichere Unternehmung schien, sah sich von Bevern getäuscht. Dieser rückte weiter nördlich nach der Gegend von Glogau. Unvermuthet setzte er aber auf das linke Ufer der Oder über, an welchem die Stadt Breslau sich ausbreitet. Prinz Karl, über seine Täuschung unwillig, nahm sich nun vor, mit seiner ganzen Macht über die Preussen herzufallen. Allein die ihm zugeordneten überlegsamern Generale bestanden auf der Meynung, daß die Festung Schweidnitz vorher erobert werden müsse. Diese Stadt, die, eine Meile vom Fuße des Gebirges zwischen Böhmen und Schlesien, in einer Ebene, liegt, war, seit dem dresdner Frieden, nach einer neuen Art befestigt worden, die der Aufseher des Baues,

der

der General Wastabe, dem wotener Hofe verrathen hatte. Er starb daher zu Magdeburg in dem sogenannten Sterne, einem Gefängnisse, das er selbst für Staatsgefängnisse bauen ließ. Schwedisch hatte eine Besatzung von 6000 Mann, und einen Ueberfluß an allen Bedürfnissen; allein 30.000 Oestreicher, die es unter Nadasti belagerten, brachten (vom 27. Oct. bis 12. Nov.) den Commandanten Seers in solche Verlegenheit, daß er die Festung mit einer Casse von 350.000 Gulden, übergab. Wevern hatte, an Truppen zu schwach, keinen nachdrücksvollen Versuch machen können, der Festung Hülfe zu leisten.

Wevern hatte jetzt nicht mehr, als 25.000 Mann, beysammen. Karl zählte dagegen, nachdem sich Nadasti wieder mit ihm vereinigt hatte, gegen 80.000 Streiter, die mit einem großen Zuge von schwerem Geschütz versehen waren. Der Kampf (am 22. Nov.) war also zu ungleich. Zwar wurde Nadasti, der über die Höhe gieng, von Zietzen tapfer zurückgetrieben; aber Zietzen war von Wevern zu weit getrennt, um ihn mit kräftigen Erfolg unterstützen zu können.

Sechs

Sechzig Kanonen setzten seiner Cavallerie, die in einem Sumpfe fechten sollte, unüberwindliche Hindernisse entgegen. Zwey Regimente Infanterie, die ihr zu Hülfe anrückten, wurden durch das schreckliche Feuer ganz in Unordnung gebracht. Vergebens nahm Prinz Ferdinand eine Fahne in die Hand. Wevern soll, nach dem Urtheile einiger Kenner, manchen Fehler begangen, und den Muth seiner Leute nicht genug benutzet haben. Das Schlachtfeld war für die Preussen zu groß, und die östreichische Artillerie hatte eine zu entschiedene Ueberlegenheit. Die Preussen verlohrten 50 Kanonen; sie verlohren an Todten, Verwundeten und Gefangenen, gegen 10.000 Mann, also zwey Fünftel von ihrer ganzen Armee. Die Oesterreicher hatten aber diesen Sieg theuer erkauft. Wevern wurde, zwey Tage nach der Schlacht, als er sich bey dem Recognosciren zu weit wagte, von herumschweifenden Panduren gefangen genommen. Vielleicht gieng er der Gefangenschaft absichtlich entgegen, um Friedrichs Unwillen über die verlohrne Schlacht, wenigstens auf einige Zeit, auszuweichen. Man begegnete ihm, als einem

Wers

Verwandten der Mutter der Kaiserin, zu Wien mit ausgezeichnete Achtung; auch erhielt er seine Freyheit bald wieder, ohne sie durch Ranzion zu erkaufen. Friedrich verbannte ihn in sein Gouvernement nach Sietsin. Eine Folge von der verlohrenen Schlacht bey Breslau war die Capitulation, die Leskewitz, der Commandant dieser Stadt, zwey Tage hernach (24. Nov.) mit den Oestreichern schloß. Er bedung sich einen freyen Abzug aus; allein Friedrich war so wenig mit ihm zufrieden, daß er ihm Festungsarrest zuerkannte.

So geschwinde der unermüdete König mit 14.000 Mann herbeyeilte (er war in zwölf Tagen von Leipzig bis an die Oder marschirt) so kam er zur Rettung Breslaus doch zu spät. Nachdem er die fliegenden Truppen: Abtheilungen der Generale Haddik und Marschall aus der Oberlausitz vertrieben hatte, und an der Queiß angelangt war, erfuhr er die traurige Nachricht von den Unglücksfällen, die ihn mit dem Verlust von Schlessien bedroheten. Aber eben jetzt war es, wo seine Seelengröße sich über sein Schick:

Schicksal so sehr emporhob, daß keine Gefahr ihn schreckte. Zierhen führte ihm den Ueberrest von Beyerns Heer entgegen. Aber er brachte keine Kanonen mit, und Friedrich hatte sie gleichfalls zurücklassen müssen. Auf den Rath des Generals von Nehow ließ man 20 Batteriestücke von Glogau herbeybringen.

Friedrichs Armee gieng hierauf, dem Angriffe der Oestreicher näher zu kommen, bey Liegnitz über die Salsbach. Friedrich hielt an seine versammelten Generale und Staabsofficiere eine Rede, in welcher er ihnen sein unbeschränktes Vertrauen auf ihren Muth, ihre Standhaftigkeit, ihre Vaterlandsliebe, schilderte, in welcher er ihnen, mit der innigsten Nührung, die Nothwendigkeit des Angriffes zeigte, in welcher er jedem, der die Gefahr nicht theilen wollte, den Abschied anboth. Ernste Stille der Zuhörer gieng in Begeisterung, gieng in das festeste Vertrauen auf den Sieg, über. Die Preussen, und ihre Officiere, erwarteten den Befehl zum Aufbruche mit Ungedult. Friedrichs Armee bestand aber damals aus lauter Landestribern,

dem, oder doch solchen, die den Nationalcharakter angenommen hatten. Die andern waren davon gelaufen.

Während daß sich Friedrich und seine Krieger in dieser Stimmung befanden, schmeichelte sich der Prinz Karl mit der Hoffnung, durch die Vernichtung des preussischen Heeres, Schlesien wieder zu erobern. Daun, und die übrigen erfahrenen Generale, gaben ihm den Rath, den König hinter der Loh, in einem verschanzten Lager, zu erwarten. Die andern, meistens junge Feldherren, hielten jedoch dieß der Würde des Siegers bey Breslau für unanständig. Die preussische Armee, meynten sie, bestände ja ohnedieß nur aus der berlinischen Wachtparade. So etwas schmeichelte Karls feurigem Geiste. Aber vor den schönen Hoffnungen ganz begeistert, hielt er es nicht der Mühe werth, Friedrichs und Zietzens Vereintigung zu verhindern, begleng er die Unvorsichtigkeit, seine Feldbeckerey, mit dem Vorrabe, nach Neumarkt, zwischen Breslau und Liegnitz, vorausgehen zu lassen. Sie fiel nun den antückenden Preussen, die (am 4ten Dec.)

Dec.) Neumarkt erflürmten, sogleich in die Hände.

Die unvermuthete Erscheinung des preussischen Heeres schlen den Muth der Oestreicher wieder etwas kälter zu machen. Sie schränkten sich wieder auf die Vertheidigung ein. Durch Friedrichs Bewegungen war Karl aus seiner vortheilhaften Stellung herausgelockt worden. Die jetzige, die die Oestreichische Generale wählten, war, wie gewöhnlich, zwar sehr gut; sie hatte aber die Ausdehnung von einer Meile; sie wurde auf dem linken Flügel von den bayrischen und württembergischen Hülfstruppen gedeckt. Die Oestreicher wurden (5. Dec.) des feuchten und trüben Wetters wegen, den Anmarsch der Preussen nicht bald gewahr. Ein Theil der preussischen Schlachtklinie bestand aus kleinen, dichten Colonnen, die verhältnismäßig keinen großen Raum einnahmen. Während daß Daun, und einige andere Oestreichische Generale, der Meynung waren, daß Friedrich sich zurückzöge, sahen sie ihren linken Flügel ganz unvermuthet von den Preussen angegriffen. Mehrere preussische
Des

Regimenter hatten, um schneller und leichter vorwärts gehen zu können, Tornister, Feldgeräthe, und Brodsäcke, hinter sich gelegt. Der Prinz Karl war in Verlegenheit, weil seine beyden Flügel zu gleicher Zeit bedroht wurden. Der linke gerieth bald in Unordnung. Die Preussen ließen die anrückenden Oestreicher gar nicht aufmarschieren. Die Verwirrung und das Gedränge der Oestreicher wurde so groß, daß viele tausend von ihnen gar nicht zum Schusse kamen. Am kraftvollsten wehrten sie sich in dem Dorfe Leuthen. Allein der Widerstand der besten Regimenter war fruchtlos. Die preussische Cavallerie und Artillerie machte die Gefangenen zu Tausenden. Nadasti, der zur nachdrücklichen Hilfe zu spät gekommen war, verhinderte, von der Dunkelheit der Nacht unterstützt, noch den gänzlichen Untergang der östreichischen Armee. Die zählte zwar nicht mehr als 6500 Tode und Verwundete; aber 21,000, unter welchen 307 Officiere sich befanden, waren preussische Gefangne. Die Zahl derer, die zu den Preussen übergiengen belief sich auf 6000. Der ganze östreichische Verlust in der Schlacht betrug

also

also 34,000 Mann, oder fast die Hälfte der Armee. Diese verlorh auch ihre ganze Artillerie von 134 Kanonen. Die Preussen hatten noch nicht völlig 2700 Tode und Verwundete. Die Schlacht währte von ein Uhr Nachmittags bis acht Uhr Abends. Der Schauplatz derselben lag zwischen dem Dorfe Leuthen und dem Städtchen Lissa.

Friedrich gieng, mit einigen Bataillonen, nach Lissa voraus. Er trat, nur von einigen Adjutanten begleitet, in das von östreichischen Officieren und Soldaten angefüllte Schloß. Er gieng, indem er ihnen, mit der freundlichsten Miene, einen guten Abend wünschte, in das für ihn bereitete Zimmer. Theils bestürzt, theils den kühnen Schritt bewundernd, zogen sie sich, den königlichen Helden, als einen Halbgott, anstaunend, ehrerbietig zurück. Ohne ausdrücklichen Befehl folgte die ganze Armee dem Könige, und selten Grenadieren, auf welche aus den Häusern von Lissa gefeuert wurde, nach, als plötzlich ein Grenadier, „nun danket alle Gott“ anstimmte, und 25,000 Stimmen es nachsangen.

Der

Der geschlagene Prinz Karl gieng, eine starke Besatzung in Breslau zurücklassend, nach Schwetznitz, und, nachdem er auch dieses hinlänglich versorgt hatte, nach Böhm. men. Eine preussische Bombe, die (16. Dec.) in das Pulvermagazin zu Breslau flog, sprengte einen Theil der Festungswerke, nebst 800 Soldaten, in die Luft. Drey Tage hernach (19. Dec.) unterwarf sich der östreichische Befehlshaber den ihm vom Könige vorgeschriebenen Bedingungen der Uebergabe. Die Besatzung von 13 Generalen, 700 andern Officieren, und 15,000 Gemeinen, mußte in die Kriegsgefangenschaft einwilligen. Zietzen und Fouquet hatten indessen noch 2000 andre Oestreicher gefangen. Von einer Armee von 77,000 Mann waren nach 14 Tagen nicht mehr als 17,000 übrig. Madast, dem man die Rettung derselben zu danken hatte, wurde in dem Berichte des Prinzen Karl gar nicht erwähnt. Man legte der Kaiserin falsche Schlachtpläne vor. Der Prinz Karl, sagte man ihr, habe, seit der Schlacht, dem Könige zweymahl ein neues Treffen angeboten. Der Kaiser Franz gieng seinem Brud-

der

der, als er sich der Stadt Wien näherte, entgegen. Es wurde bey harter Strafe verboten, sich unanständige Urtheile über den Prinzen zu erlauben. Dieß hinderte aber nicht, daß satyrische Kupferstiche, Gemälde, Gedichte, an den Thoren, an der Stephanskirche, und selbst an der kaiserlichen Burg, angeheftet wurden. Der Prinz Karl gieng nach Brüffel, in sein Gouvernement; Madast nach Ungern. Friedrich konnte, durch den Winter, und den tiefen Schnee abgehalten, die Belagerung von Schwetznitz nicht fortsetzen; doch kam Liegnitz, dessen Besatzung (25. Dec.) einen freien Abzug erhielt, mit großen Vorräthen, wieder in Friedrichs Gewalt.

Fünfter Abschnitt.

Friedrichs Lage bey dem Anfange des dritten Feldzuges. Die zewensche Convention wird wieder aufgehoben. Ferdinand treibt die Franzosen über den Rhein zurück, und siegt bey Erfeld. Soubise dringt wieder in Hessen ein, und Broglie schlägt den General Oberg auf der Luttenberger Höhe.

So glänzend Friedrich den Feldzug gegen Oestreich geendigt hatte, so wenig war er doch dem glücklichen Zeitpuncte des Friedens nahe gekommen. Seine Feinde, Oestreich, Rußland und Frankreich, machten vielmehr neue furchtbare Zurüstungen, um mit verstärkten Kräften über ihn herzufallen. Fre-

drich

drich schickte seinen Gefangnen, den Fürsten Lobkowitz, nach Wien, um dessen Hofe aufrichtig gemeynete Friedensanträge zu thun. Allein Marie Theresse war von dem Zustande ihrer Armee zu wenig unterrichtet, um zu nachgiebigern Gesinnungen gestimmt zu seyn, und der Gesandte von Frankreich, welches ihr keinen besondern Frieden gestatten konnte, that alles, um sie davon entfernt zu halten. Die Anträge von Lobkowitz wurden daher mit Stolz zurückgewiesen. Der französische Hof versprach seinem 50,000 Mann verminderte Armee in Deutschland wieder zu ergänzen; er versprach, den Michellieu gegen einen andern Obergeneral zu vertauschen; er versprach, die Subsidien an Rußland fortzuzahlen. Eltsabeth, die, an Bestuschew's Stelle, den Grafen Woronzow, einen Anhänger Oestreichs, zum Minister ernenne hatte, war sehr bereitwillig, ihre Kriegsmacht zu vergrößern. Friedrichs Armee hatte sehr viel eingebüßt. Bey Kolin und Breslau war fast die Hälfte seiner Infanterie vernichtet worden. Ein großer Theil von den Ausländern, die sich unter seiner Armee befanden, hatten seine

3 2

Fahrt

Fahnen wieder verlassen. Viele tausende waren an einer ansteckenden Krankheit gestorben, oder lagen an derselben noch darnieder. Doch Friedrichs Thätigkeit bewirkte in Zeit von drey Monathen, daß jedes Regiment wieder seine völlige Mannschaft hatte, daß das Fußvolk noch durch vier Freybatalione vermehrt wurde. Aber die neue Mannschaft war weder so auserlesen, noch so geübt, als die vorige. Der Krieg hatte schon gegen 30 Millionen Thaler gekostet, und das Land war zum Theil verheert. Auch reichete die Größte Friedrichs; und die Tapferkeit seiner Soldaten doch nicht hin, so mächtige Feinde, als Oestreich, Frankreich, und Rußland, zugleich zu bekämpfen. Georg II von Großbritannien war Friedrichs einziger Bundesgenosse. Allein das Parlament, welches bisher auf den Seekrieg gegen Frankreich, und auf die Untertnehmungen in andern Erdtheilen, die meisten Staatskräfte verwendet hatte, ließ sich erst durch Pitt bewegen, an dem Kriege auf dem festen Lande einen kräftvollern Antheil zu nehmen. Die englischen Subsidiere, die Friedrich bisher erhalten hatte, waren ein

gering

geringer Beytrag zu seinen Kriegskosten. Ausser den 12 Millionen Thaler aus dem kleinen Schatz, war schon der Aufwand von zwey Feldzügen aus dem großen Schatz entlehnt worden. Dieser enthielt nun nicht viel mehr, als was zu einem dritten Feldzuge nöthig war, und da mußte das, was an den Staatscinkünften in Westphalen abgieng, durch Sachsen ersetzt werden. Sachsen lieferte aber nicht allein Geld, sondern auch Getreide, Pferde, Recruten. Wehlenburg mußte dafür, daß es den Durchmarsch der Schweden nicht hatte verhindern können, 2,400,000 Thaler zahlen. Doch Friedrich nahm auch noch zu außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht. Er bewarb sich im Auslande um große Capitalien, das mit seine Feinde nicht von demselben Gebrauch machen könnten. Er ließ zu Leipzig, unter kursächsischem Stempel, ein Drittelstücke prägen, die um 20 Procente schlechter, als die brandenburgische Silbermünze, waren. Ihr Werth nahm jedoch von Jahr zu Jahr so gewaltig ab, daß er endlich unter 62 Procent sank. Das schlechte Geld kam zwar meistens im Auslande im Umlaufe;

aber

aber Friedrichs eigne Soldaten wurden doch mit denselben bezahlt; Friedrichs eigne Cassen wurden von denselben überschwemmt. Das Aufgeld; das die Juden gaben, reichte zum Eintausche gegen vollwichtiges Gold und Silber. Jedermann schimpfte auf dieses Verfahren; aber Friedrich arbeitete doch durch dasselbe seiner Geldverlegenheit glücklich entgegen. Um den Kampf mit so vielen Feinden nur einigermaßen glücklich zu bestehen, mußte er ihre Macht zu vertheilen suchen. In dieser Rücksicht war die Conventtion zu Kloster Zeven, welche Großbritanniens Subsidiens Truppen von seiner Seite entfernte, sehr unangenehm, und er gab sich daher alle Mühe, die Aufhebung derselben zu bewirken.

In dieser Conventtion, und in der Beobachtung derselben, lag manches, was Friedrichs Absicht beförderte. Niemand behandelte das hannoversche und hessische Land auf eine dem geschlossenen Vergleiche gar nicht angemessene Art. Er bedrohte die Städte und Dörfer, welche seine ungeheuren Contributionssummen nicht aufzubringen

vers

vermochten, mit Feuer und Schwert; er erlaubte seinen zuchtlosen Soldaten, manche Stadt und manches Dorf auszuplündern und zu verheeren; er ließ auf hundert Personen, ohne Rücksicht auf Geburt, Stand und Alter, und ohne den Verdacht gegen sie auf rechtmäßige Art beweisen zu können, als Spione am Galgen sterben. Er wollte, der Conventtion zuwider, die hessischen Truppen, wenn sie in ihr Land zurück kehrten, entwaffnen, und der Landgraf erfuhr seine Absicht noch zettig genug, um die Ausführung derselben zu verhindern. Die hessischen Truppen blieben bey Verden und Kloster Zeven stehen.

Doch König Georg II versagte dem zersetzten Vergleiche seine Genehmigung vollständig. Sein Minister in London, der geheime Rath von Münchhausen, mußte die hannoverschen Generale auf ihren Eid, und auf ihr Gewissen fragen, ob während des Feldzuges sich keine Gelegenheit dargeboten habe, den Feind mit Vortheil anzugreifen, und ob man gewisse Posten nicht länger habe behaupten können? In dem Befehle,

der

der den Herzog von Cumberland nach London berief, um von seinem Verfahren Rücksicht zu geben, wurde der geschlossene Vergleich „eine unglückliche und una sehr mißfällige Convention“ genannt. Zu Ende des Octobers (28.) kam der geheime Rath von Münschenhausen selbst zu Stade an. In den Verathschlagungen, die er mit den hannoverschen Ministern und Generalen anstellte, gieng der Beschluß dahin, daß man, des französischen Benehmens wegen, die Armee möglichst bald wieder in marschfertigen Zustand versetzen müsse. Wiederholte Befehle von London enthielten die Aufforderung, in Verbindung mit dem Könige von Preussen, die Unternehmungen gegen den Feind bald wieder anzufangen. Der Minister von Schulenburg bekam daher den Auftrag, mit dem Könige, welcher um diese Zeit dem Prinzen von Soubise entgegen gieng, die nöthigen Verabredungen zu treffen. Er wurde zwey Tage nach der Schlacht bey Rossbach (7. Nov.) vor ihn gelassen. Friedrich gab ihm unter andern das Versprechen, die vereinte Armee, in der Person des Herzogs Ferdinand von Braunschweig,

Schweig, mit einem geschickten Oberfeldherrn zu versehen.

Ferdinand (geb. II. Jan. 1721) war der Bruder des (seit 1735) regierenden Herzogs Karl von Braunschweig; Wolfenbüttel. Er hatte sein fünftes Jahr noch nicht zurückgelegt, als man ihn schon männlichen Erziehern und Lehrern übergab, die zwar keinen gelehrten, aber doch einen mit mancherley nützlichen Wissenschaften bekannten Prinzen an ihm erzogen. Da er als ein jüngerer Prinz keine Hoffnung zur Regierung hatte, so wurde seine Erziehung die Richtung gegeben, ihn zum kenntnißvollen Officier zu bilden. Achtzehn Jahre alt, besuchte er nicht nur die vornehmsten Städte Deutschlands, sondern auch Holland, Frankreich, Italien. Seine Reisen wurden ihm um so lehrreicher, je fleißiger er das merkwürdige, was er sah und hörte, in seinem Tagebuch aufzeichnete. Nach seiner Rückkehr trat er in den Dienst Friedrichs II, der eben zur Regierung gekommen war. Friedrich machte ihn zum Obersten, und zum Eigenthümer eines Infanterie; Regiments; die Mannschafft

schaft zu dem letztern sollte aber sein Bruder, der regierende Herzog, stellen. Dieser sammelte jedoch das Regiment nicht aus Landeskindern, sondern aus Ausländern. Friedrich fand an dem Umgange des jungen geistvollen Prinzen so viel Unterhaltendes, daß er ihn fast immer in seiner Gesellschaft hatte. Von seinen militärischen Talenten legte er auch schon in den beyden schlesischen Kriegen so ausgezeichnete Beweise ab, daß ihn Friedrich zum Befehlshaber seiner Fußgarde, seines vorzüglichsten Regiments, das der ganzen übrigen Infanterie zum Muster dienen sollte, ernannte. Während der elfjährigen Ruhe, die vom dresdner Frieden bis zum siebenjährigen Kriege verfloß, vermehrte Ferdinand seine Erfahrungen und seine Kenntnisse auch in dem Umgange mit den vielen verdienstvollen Fremden, die an Friedrichs Hofe erschienen. Er wurde während der Zeit (1750) Generallieutenant; er wurde (1755) Gouverneur von Magdeburg. Der siebenjährige Krieg verschaffte ihm endlich Gelegenheit, eine der glänzensten Feldherrenrollen zu spielen. Er führte (1756) eine Abtheilung von der Armee, mit welcher

Frie;

Friedrich in Sachsen einrückte; er that sich in der Schlacht bey Lowositz hervor; er trug zum Siege bey Prag, durch den glücklichen Angriff des östreichischen linken Flügels, sehr viel bey; er rückte in dem unglücklichen Treffen bey Kolin siebenmahl gegen die östreichischen Grenadiere an. Jetzt bestimmte ihn Friedrich zum Oberbefehlshaber des vereinigten Heeres, von dessen Unterstützung er so viel erwartete, und wie sehr rechtfertigte der Erfolg das Vertrauen, das der weise König auf den Prinzen setzte!

Als Ferdinand (23. Nov.) den Oberbefehl über das Heer der Vereinigten übernahm, befand sich die französische Armee in einem Zustande, der zu Unternehmungen gegen dieselbe mächtig anreizte. Richelieu hatte bey den Winterquartieren, in welche er seine Truppen legte, mehr auf Bequemlichkeit, als auf Sicherheit, Rücksicht genommen. In dem Wahne, daß es der so schwachen Armee der Vereinigten, während dem Winter, garnicht einfallen könne, die Ruhe seiner Quartiere zu stören, ließ er sie, in einer großen Ausdehnung, von Bremen, durch das Hannö-

növerische

nöberische, durch Westphalen und Hessen, bis an den Mayn, fortlaufen. Zur Vorrathmauer derselben sollten die an der Weser und Aller aufgestellten Posten, sollten die mit starken Besatzungen versehene Städte Zelle, Braunschweig, Wolfenbüttel und Hildesheim, dienen. D'Ercees hatte von rühmlichen Dienstkeifer befeelt, die Ausschweifungen seiner Officiere und Soldaten mit unerhittlicher Strenge bestraft, und dadurch das Ansehn der Kriegszucht vortreflich hergestellt. Allein Richelieu, der eigennützig, habgütige General, mußte das, was er sich selbst erlaubte, an seinen Untergebenen übersehen. Die Vernachlässigung der guten Ordnung rächte sich durch Krankheiten, durch Muthlosigkeit, durch Entlaufen der Soldaten. Der französische Soldat schien ihm so eigentümliches Feuer, seinen menschenfreundlichen Charakter, seine Ruhmbegierde verlohren zu haben. Die schlechten Anstalten, die er, der großen Vorräthe ungeachtet, zu seiner Verpflegung machen sah, reizten ihn zur Kleinmüchigkeit, zur Unzufriedenheit. Gegen eine solche Armee konnte Ferdinand mit einem zwar kleinen, aber tapfern und muth-

muthvollen Heere von Deutschen, wohl anrücken.

Ferdinand befahl sogleich, daß die verschiedenen Abtheilungen desselben einander näher rücken sollten. Dieses erfolgte in kurzer Zeit, weil die Truppen nicht weit auseinander lagen. „Ich sehe mich,“ sagte Ferdinand (26. Nov.) zu den versammelten Regimentern, „ungern genöthigt, euch bey dieser Jahreszeit ins Feld zu führen; aber ich bedarf eurer Treue und eures Muthes, die Absicht der Feinde zu vereiteln. Man wird alle Aufmerksamkeit anwenden, euch eure Bedürfnisse zu verschaffen, und euch alle die Bequemlichkeiten zu gewähren, welche die Umstände erlauben werden.“ „Wir wollen“ schrieben die Soldaten einstimmig, „unter einem solchen General dem Tode trosten!“ Der hannöberische General Spöcken schloß hierauf (30. Nov.) Harburg ein, und der Herzog Ferdinand nahm sein Hauptquartier zu Lüneburg. Richelieu erstaunte nicht wenig, als er die vereinigte Armee wieder in Bewegung sah. Im Aerger, den er darsüber empfand, drohete er, die Hauptstadt

Hann

Hannover abzubrennen. Ferdinand erklärte aber, daß er es ihm überlassen müsse, was er für gut fände, und Friedrich wollte für jedes Haus, das Nischelieu in Hannover abzubrennen würde, ein Dorf in Böhmen zerstören. Doch mehr als Nischelieu, trotzte die Natur den Unternehmungen der Vereinigten. Die Kälte erreichte gegen die Mitte des Decembers einen so hohen Grad, und der Mangel an Fütterung wurde so fühlbar, daß Ferdinands Truppen fast eben so viel, als die Franzosen, erduldeten. Diese zogen sich auch nicht so geschwinde zurück, als man vermuthet hatte, und den meisten Schaden fügte ihnen die rauhe Witterung zu, mit der sie so wenig bekannt waren. Indessen waren die Vereinigten nicht mehr weit von dem Uebergange über die Aller entfernt, als der Mangel an Lebensmitteln, für deren Anschaffung schlecht gesorgt worden war, den Herzog Ferdinand zur Unterbrechung seines Vorrückens nöthigten. Nischelieu gewann das durch Zeit, seine Armee mehr zusammenzuziehen, und manchen Posten stärker zu besetzen.

Doch

Doch Ferdinand, der, als er den Feldzug eröffnete, nicht mehr als 20,000 Mann in Reihe und Glied stellen konnte, brauchte zwey Monate Zeit, seine Regimenter in diensthfähigen Stand zu versetzen, und die nöthigen Vorräthe anzuschaffen. Um die Mitte des Februars (1758) wurde seine Mannschaft durch 15 Schwadronen von der preussischen Armee des Feldmarschalls Lehwald verstärkt. Einige Tage hernach fieng Herzog Ferdinand die Unternehmungen wieder an. Eben hatte die französische Armee den dritten Oberbefehlshaber bekommen.

Nischelieu wurde von dem Hofe zu Versailles mehr wegen der gegen ihn eingelaufenen Beschwerden, als wegen seines eignen Wunschens, zurückberufen. Ehe er seine Stelle niederlegte, schickte er 12,000 Mann in das Fürstenthum Halberstadt, um von den unglücklichen Einwohnern desselben noch 120,000 Thaler, und 4000 Scheffel Getreide, zu erpressen; auch ließ er Bremen wieder besetzen. Mit einer mit deutschem Gelde angefüllten Casse kehrte er nun nach Frankreich zurück, nicht wenig froh, den gefährlichen Kriegsschauplatz

schänplatz noch zur rechten Zeit verlassen zu können. Ueber das spöttische Urtheil seiner Mitbürger leichtsinnig sich hinwegsetzend, entging er, durch die Begünstigung der Hofparthey, einer genauern Untersuchung seines Verfahrens, und nach einiger Zeit wurde er zum Gouverneur von Gutenne ernannt.

Der französische Hof war wegen der Wahl eines neuen Obergenerals in Verlegenheit. Velleisle machte den Kriegsminister, und d'Etrees sollte den Oberbefehl nicht wieder bekommen. Die alles geltende Pompadour, die es noch nicht wagte, ihren Liebling Soubise, der, der verlohrenen Schlacht bey Rossbach ungeachtet, den Marschallstab erhalten hatte, zum Obergeneral zu empfehlen, bestimmte sich endlich für den Grafen von Clermont, einen Onkel des Prinzen von Conde; der, wie man glaubte, als Prinz vom königlichen Hause ein besondres Ansehen haben würde. Er hatte in der Schlacht bey Fontenoy, und in den Belagerungen von Mpert und Namur, persönliche Tapferkeit bewiesen. Dadurch glaubte sich die Hofparthey zu der vertrauensvollen Erwartung berechtigt, daß

er

er auch eine große Armee würde anführen können. Allein Clermont, ein Mittelkind zwischen Kriegsmann und Geistlichen (er war Abt zu St. Germain des Prez) hatte weniger Selbstergröße und Kenntnisse, als Gutmüthigkeit. Man glaubte das, was ihm fehlte, durch einen ihm beygeordneten Kriegsrath von den vier Generallieutenanten Billesmur, Mortaigne, Contades und St. Germain, zu ersetzen; allein der eben so sitten- und charakterlose als geistvolle Mortaigne, der sich Clermonts ganzes Zutrauen zu erwerben wußte, leitete ihn vorsehlich zu falschen Schritten, um sich an dessen Stelle schwingen zu können. Sein eigener Bruder, der Graf von Charolerois traute ihm so wenig zu, daß er ihm den Rath gab, lieber das Brevier in die Hand zu nehmen, und Friedrich sagte: er hoffe, daß ihn nächstens der Erzbischof von Paris ablösen würde. Er nannte ihn auch nur den Benedictiner; General.

Clermont langte (1758 14. Febr.) gerade zu der Zeit an, wie die französische Armee durch die Entschlossenheit, mit welcher die

Galletti Weltg. 16r Th. Na Deuts

Deutschen gegen die Aller vordrangen, äußerst besürzt, und in der größten Verwirrung war. Er hatte kaum Zeit, mit der Stellung und dem Zustande der Armee sich einigermaßen bekannt zu machen. Seine Anordnungen, verriethen auch sehr sichtbar Unentschlossenheit und Planlosigkeit. Kein haltbarer Posten wurde recht unterstützt. Die Aller war durch ein schnell eingetretenes Thauwetter bis zur Ueberschwemmung angeschwollen; dennoch ließ Clermont diesen günstigen Umstand unbenuzt, die Deutschen vom Uebergange über dieselbe abzuhalten. Die Franzosen räumten (22. Febr.) sehr schnell die Stadt Verden am Einflusse der Aller in die Weser. Eben so wenig erschwerten sie es den Deutschen, über die Weser zu gehen. Bey diesen Unternehmungen, vornehmlich bey der Ueberrumpelung des Postens von Hoya, zeichnete sich der Erbprinz (jetzt regierender Herzog) von Braunschweig, durch eine eben so zweckmäßige Anordnung, als Ausführung seiner Entwürfe, aus. Obgleich die bey Minden zusammengezogene französische Armee beyde Ufer der Weser in ihrer Gewalt hatte, so ließ sie Clermont dennoch auf der linken Seite dieses

dieses Stromes bis Hameln sich zurückziehen. Er bildete sich ein, Ferdinand würde, durch die ungünstige Bitterung abgehalten, die Belagerung von Hameln nicht unternehmen; allein der General Oberg machte zur Belagerung derselben wirklich ernstliche Anstalten. Die aus 3700 Mann bestehende Besatzung von Minden unterwarf sich nach einer Einschließung von sechs Tagen (am 14. März) der Kriegsgefangenschaft. Clermont wagte nicht den geringsten Versuch, derselben Hülfe zu leisten; vielmehr fürchtete er sich, an Unglücksfälle nicht gewöhnt, durch die glücklichen Fortschritte der Deutschen so erschüttert, daß er Hameln und die Weser verließ, daß er auch Ostfriesland und Hessen räumte, und daß er sich nicht eher, als jenseits des Rheins, sicher glaubte. Sein Rückzug war so schnell und übereilt, als die Flucht nach einer Niederlage. Sie kostete ihm 11,000 Mann, die in die Gefangenschaft der Deutschen geriethen. Seine Armee dehnte sich nun in der Gegend zwischen dem Rhein, der Roer und der Maas aus. Das Hauptquartier war zu Wesel. In Zeit von fünf Wochen (bis zum 1ten April)

April) hatte also Ferdinand die französische Hauptarmee von der Elbe bis über den Rhein getrieben. Er gönnte nun, seinen Aufenthalt nach Münster verlegend, seiner Armee die ihr so nöthige Erholung. Sie wurde aus den eroberten Magazinen versorgt, und das, was ihr noch fehlte, ersetzten die starken Kriegssteuern, die man von den dem Hause Oestreich ergebeneu westphälischen Stiftern erpreßte.

Zu Anfange des Mayes befand sich die vereinigte Armee wieder vollzählig und marschfertig. Sie bestand aus 46 Bataillonen und 61 Schwadronen, die 50,159 Mann betrugten, oder vielmehr betragen sollten; denn die Bataillone, die man zu 8 bis 900 Köpfe rechnete, enthielten oft nicht mehr als fünf, und noch weniger hundert Mann. Aber das, was an der Zahl fehlte, ersetzte die kluge Thätigkeit des Oberbefehlshabers.

Friedrich begnügte sich nicht, seinen Wunsch, die Franzosen vom deutschen Boden zu entfernen, erreicht zu sehen; er wollte sie auch jenseits des Rheins beschäftigen,

eigen, und sein Plan war es daher sehr wahrscheinlich, daß Ferdinand den Clermont auch auf dem linken Ufer des Stromes aufsuchen sollte. Vielleicht glaubte er dadurch den Prinzen von Soubise, der, hinter der Lahn stehend, Frankfurth am Mayn und Hanau besetzt hatte, gleichfalls zum Rückzuge über den Rhein zu nöthigen. Diesem konnte Ferdinand, als er sich dem Rheine näherte, nicht mehr als 5000 Mann, und zwar meistens Landmiliz, unter dem Prinzen von Isenburg, entgegenstellen.

Gegen die Armee des Grafen von Clermont, die jetzt wieder bis auf 60,000 Streiter angewachsen war, und auf ausdrücklichen Befehl des Kriegsministers Belleisle, zur Beobachtung einer strengern Kriegszucht angehalten wurde, sekte Ferdinand nicht mehr, als 25,000 Mann, in Bewegung. Diese näherten sich dem Rhein in verschiedenen Abtheilungen, welche die Franzosen, in Ausführung ihrer Richtung, ungewiß machten. Der Uebergang erfolgte (2. Jun.) bey Emmerich, im Herzogthume Cleve. Bey dieser Gelegenheit gab der Major Schettler, Ver-

fehlshaber einer leichten Truppenabtheilung, einen glänzenden Beweis seines Muthes und seiner Entschlossenheit. Er setzte mit seinen Leuten, bey dem Dorfe Homburg im Fürstenthume Mörs, in Rähnen, über den Rhein, bemächtigte sich einer französischen Batterie von 6 Kanonen, schlug 3 Batalione zurück, und verbreitete in der umliegenden Gegend einen solchen Schrecken, daß die Besatzung der Stadt Kaiserswerth sich schon bey seiner Annäherung entfernte.

Jetzt erwachte endlich Clermont von seinen vielen Zerstreungen, von seinem stolzen Wahne, daß er keinen Angriff zu befürchten habe. Zu lange hatte er den hinterlistigen Versicherungen des Mortaigne, daß seine Stellung unverbesserlich sey, ohne den geringsten Argwohn, getraut, und alle ernstlichen Gegenanstalten vernachlässigt. Nun rief er aber alle zwischen dem Oberrhein und der Maas liegende Regimente herbey; nun zog er seine Armee bey Wesel zusammen. Zur Deckung seines linken Flügels diente ein bey dem Kloster Kampen vorgeschobener Posten. Als diesen die Deutschen,

nach

nach einem sechsständigen, äußerst hitzigen Kampfe, in ihre Gewalt gebracht hatte, hielt sich Clermont, in seiner bisherigen Stellung, so wenig sicher, daß er sich, über Mörs und Cresfeld, nach Neuß zurückzog. Seine Generale, Mortaigne ausgenommen, fühlten sich durch sein Benehmen sehr gekränkt. Die Deutschen, meynten sie, würden, so lange er sich blos auf Vertheidigung einschränkte, ihn immer nachrücken, und seine linke Flanke in Gefahr bringen; er würde seine Vorräthe verlieren. Diese Vorstellungen machten endlich seinen französischen Stolz rege. Er ließ den Grafen St. Germain, mit 10,000 Mann, bis Cresfeld vorrücken. Kaum gieng ihm aber Ferdinand entgegen, als sich Clermont wieder in seine feste Stellung zurückzog.

In dieser beschloß ihn Ferdinand (23. Jun.) anzugreifen. Die Kaltblütigkeit, mit welcher er diesen Entschluß faßte, war von dem innern Gefühl der Ueberlegenheit seiner militärischen Talente erzeugt. Clermonts Stellung bey Cresfeld war durch die sogenannte Landwehre, einen Graben, und durch

eine

eine Verschanzung, so mächtig gedeckt, daß sie nirgends anders, als auf der linken Seite, einen Angriff gestattete. Vor der Fronte derselben breiteten sich viele Gebüsch aus. Durch diese rückten die Deutschen an. Ferdinand ließ sie in drey von einander getrennte Abtheilungen marschieren. Während daß zwey derselben, an deren Spitze sich Oberg und Spörcken befanden, die Mitte und den rechten Flügel des französischen Heeres bedroheten, führte die dritte Abtheilung, unter Ferdinands eigenem Befehl, den Hauptangriff auf den linken Flügel aus. Wie leicht hätte Clermont, wenn er nur einige Besonnenheit und Thätigkeit besaß, das Anrücken der Deutschen über den unterbrochnen Boden verhindern können! Wie sehr ließ er sich von Mortaigne täuschen, wenn er seine linke Flanke gegen jeden Angriff gesichert glaubte, wenn er sogar einen zur Sicherheit desselben unentbehrlichen Posten bey dem Dorfe Anradt entblößte, wenn er den Grafen St. Germain nicht unterstützte. Die Franzosen verlohren 7 bis 8000 Mann von ihren besten Leuten. Der Sieger Ferdinand hatte nicht mehr als 1500 Todte und Verwundete.

wundete. Die französischen Magazine zu Neuf, Roermonde, und andern Orten, wurden eine Beute der Deutschen, denen sich auch Düsseldorf, nach einer kurzen Belagerung, ergab.

Der französische Kriegsminister Belleisle, der über den Grafen Clermont äußerst unwillig war, benutzte Ludwigs XV erste Einsprüche der Empfindlichkeit über die Niederlage seiner Hauptarmee, so wie den edlen Entschluß des Dauphins, sich selbst der Vertheidigung des Vaterlandes zu widmen, den unächtigen Oberbefehlshaber zu entfernen. An seine Stelle trat der Generallieutenant, Marquis von Contades, der, als einer der besten Röglinge des Marschalls von Sachsen, und als ein verdienstvoller Officier bekannt, seit 24 Jahren an allen Feldzügen seiner Nation Theil genommen, und zur Erwerbung militärischer Einsichten und Erfahrungen Gelegenheit genug gehabt hatte. Von Belleisle, den die Armee hochschätzte, ausserlesen, sollte er, wie man hoffte, die großen Fehler seiner Vorgänger wieder gut machen, sollte er die Ehre der Nation retten,

ten, sollte er in dem französischen, einer schnellen Begeisterung so fähigen Soldaten das Selbstvertrauen wieder herstellen. Velleisle both alle Staatskräfte auf, um seinen, trotz der Hofränke, zum Obergeneral erhobenen Günstling in den Stand einer glänzenden Wirksamkeit zu versetzen, und seine Armee bis auf 80,000 Köpfe zu vermehren.

Contades rückte um die Mitte des Juls wieder vorwärts, um den Herzog Ferdinand, dem er an Truppenzahl weit überlegen war, von der Maas, und seinen Eroberungen abzuschneiden. Er zog sich von Coblen an die Erst, die bey Neuß in den Rhein fällt. Ferdinand gieng ihm über die Erst entgegen. Allein Contades, der Dauns Rolle nachspielte, und daher jeder Gelegenheit zu einer Schlacht sorgfältig auswich, nahm eine so feste, jedem Angriffe trohende Stellung, daß sich Ferdinand wieder bis Neuß zurückziehen mußte. Sein Rückzug geschah in solcher Ordnung, daß Armentieres, der ihn führen wollte, mit großem Verlust zurückweisen mußte. Ferdinand zog sich nun über Noermunde ganz ruhig an die Maas zurück.

Velles

Velleisle wünschte den Herzog Ferdinand in die Nothwendigkeit zu versetzen, über den Rhein zurückzugehen. Soubise, der anfangs nach Böhmen gehen sollte, um die Unternehmungen der österreichischen und der Reichsarmee zu unterstützen, bekam daher den Befehl, wieder in Hessen einzudringen. Zu seinen 24,000 Franzosen waren noch 6,800 Württemberger gestossen. Sein Vorrab von 9000 Mann hatte den Duc de Broglio zum Oberbefehlshaber. Der Prinz von Hessen, der Hessen vertheidigen sollte, hatte, ausser einiger Cavallerie, und zwey Jägercorps, nicht mehr als sechs Bataillone, unter welchen zwey aus Landmiliz bestanden. Dennoch wagte er es, von Marburg aus, durch Kassel zu ziehen, und auf den Höhen bey Sangerhausen den Franzosen sich entgegenzustellen. Als jedoch Broglio durch Kassel anrückte, nahm Hessen bey Sandershausen eine Stellung, wo er sicher seyn konnte. Allein, durch stolzes Selbstvertrauen verleitet, machte er, (23. Jul.) um den Franzosen die linke Flanke abzugewinnen, eine unvorsichtige Bewegung, die der geschickte Broglio so gut benutzte, daß sich

Hessen

Isenburg, mit dem Verlust von 1000 Mann, und allem seinen Geschütze (16 Kanonen), nach Münden zurückziehen mußte. Dreyhundert brave Hessen scheuten die französische Kriegsgefangenschaft so sehr, daß sie ihr den Tod in der Fulda vorzogen. Drogno gieng nach Kassel zurück, wo nun auch Soubise anlangte.

Soubise behandelte das hessische Land eben so unbarmherzig, als Richelieu. Man spottete der Capitulation, durch welche die Ländstände der Unterthanen hartes Schicksal zu mildern wünschten. Velleisle gebot Strenge, und der Intendant Foulon, der Aufseher über die Lebensbedürfnisse der Armee, verfuhr mit unmenschlicher Grausamkeit. Ferdinand mußte nun entweder den Contades dergestalt schlagen, daß Soubise auch zurückgedrängt wurde, oder er mußte sich wieder auf das rechte Rheinufer begeben. Das erste war bey den sichern Stellungen, die Contades wählte, äußerst schwer und gefährlich. Dem Uebergang über den Rhein setzte die damalige Ueberschwemmung große Hindernisse entgegen. Nur durch seine

Wach;

Wachsamkeit, und Imhofs Tapferkeit, entging Ferdinand der Gefahr des schlaun Plans, durch dessen Ausführung ihn Contades zwischen dem Rhein, der Maas, und dem holländischen Gebiete, aller Lebensmittel berauben wollte. Die deutsche Armee setzte, ohne alle Hindernisse, bey Emmerich, (9. 10. Aug.) auf das rechte Rheinufer über. Contades, der sich bey dieser Gelegenheit nicht, thätig bewiesen hatte, folgte ihm bis Düsseldorf nach.

Ferdinands Armee wurde jetzt durch 18,000 Mann englische Truppen verstärkt. Die begeisterungsvolle Vorliebe, die die englische Nation für den Heldenkönig Friedrich empfand, bestimmte das Parlament, an dem Kriege gegen Frankreich nicht allein durch Geldbeyträge, sondern auch durch Mannschaft, Theil zu nehmen. Diese Mannschafft schloß sich (21. Aug.) bey Coesfeld im Münsterischen an das Heer der Vereinigten an. Ferdinand mußte sich erst mit den Eigenschaften, und der Fechtart dieser Truppen bekannt machen; er mußte erst den Charakter ihrer Feldherren studieren, ehe er auf eine

eine von der Vertheidigung abgehende Unternehmung denken konnte. Den besten Theil des englischen Hülfscorps machte unstreitig die mit vortreflichen Pferden versehene Cavallerie, und das schottische Kriegsvolk, aus. Doch auch jetzt zählte Ferdinand nicht über 50,000 Streiter, während daß ihm Contades und Soubise mehr als noch einmahl so viel entgegenstellen konnten.

Contades wollte sich, weil er allein gegen Ferdinand sich nicht stark genug glaubte, mit Soubise vereintgen. Er rückte daher aus der Gegend von Wesel bis nach Necklinghausen, an der Lippe, vor, wo er den Marschallstab empfieng. Soubise, der sich indessen, bey Kassel gelagert, bloß mit Streifereyen ins Hannöversche beschäftiget hatte, zog durch das Paderbornische gegen Lippstadt heran. Die Lippe trennte das französische und das vereintgte Heer. Jenes wurde damahls durch eine Abtheilung von 8 bis 10,000 Mann Sachsen verstärkt. Diese, die 12 Regimenter Infanterie ausmachten, bestanden aus lauter Leuten, die dem preussischen Kriegsdienste entlaufen, und in
Uns

Ungern gesammelt worden waren. Der Prinz Xaver, ein Sohn Augusts III, gab, unter dem Nahmen eines Grafen von der Lauff, ihren Oberbefehlshaber ab, und Frankreich bezahlte ihnen den Sold. Sie hatten an den wenigen Siegen, welche die Franzosen erfochten, einen entscheidenden Antheil, und diese waren dennoch undankbar genug, ihnen alle unglücklichen Ereignisse, die ihre Generale verschuldet hatten, zuzuschreiben.

Soubise kam nicht weiter, als bis Warburg im Paderbornischen, an der Diemel. Als sich Oberg ihm hier entgegenstellte, gab er den Plan, sich mit Contades zu vereintgen, sogleich auf, und schwenkte sich (11. Sept.) schnell bis nach Nordheim zwischen Göttingen und Hannover. Er erreichte das durch mehrere Absichten. Erst wich er einem Treffen aus; sodenn entzog er sich der Vereintgung mit Contades, die gar nicht zu seinen Wünschen gehörte, und endlich bedrohete er Hannover. Oberg erhielt hierauf von Ferdinand den Befehl, Kassel, wo die Franzosen die vornehmste Niederlage ihrer
Ver

Bedürfnisse hatten, zu überrumpeln. Es gelang ihm auch, den Prinzen Soubise, durch einen nach der Weser unternommenen Marsch, von der Aufmerksamkeit auf seinen Plan abzulenken. Allein er betrieb die Ausführung desselben mit so wenig Thätigkeit, daß Soubise (28. Sept.) Zeit gewann, zwischen Kassel und dem Weissenstein eine feste Stellung zu nehmen. Soubise kam nun nicht nach Hannover, aber Oberg auch nicht nach Kassel.

Oberg stand zwischen dem Habichts- und Meinhardtswalde bey Kassel so sicher, daß er sich vor keinem Angriffe zu fürchten brauchte. Allein von dem unüberlegten Wunsche, dem Prinzen ein Treffen zu liefern, verlettet, gieng er über die Fulda, um denselben zur Veränderung seiner Stellung zu bewegen. Er kam nun auf eben den Boden, der für den Prinzen von Isenburg so nachtheilig gewesen war. Soubise näherte sich ihm jedoch nicht eher, als bis ihn Contades durch 20,000 Mann, unter welchen sich die Sachsen befanden, verstärkt hatte. Oberg stand jetzt so, daß er auf dem

linken

linken Flügel, und im Rücken, umgangen werden konnte. Diese Stellung benutzten die französischen Generale zu ihrem Vortheile. Während daß Chevert gerade gegen Oberg anrückte, näherte sich ihm Broglio von der Seite. Oberg, der jetzt (10. Oct.) die Verbindung mit Münden zu verlieren befürchtete, zog sich in verschiedenen Colonnen zurück; Broglio verwickelte jedoch Obergs Nachzug in ein so hitziges Gefecht, daß er für nöthig fand, auf der Höhe bey Luttersberg sich aufzustellen. Hier wurde er aber durch die überlegene Macht der Franzosen so geschlagen, daß ihm nur die Nacht vom Untergange rettete.

Soubise war jetzt durch nichts gehindert, in das hannoversche Gebieth weiter einzudringen; auch both sich ihm die Gelegenheit zur Vereintigung mit Contades dar. Ferdinand gieng daher, um beyde Absichten zu vereiteln, sogleich über die Lippe. Contades hatte, ausser Wesel, keinen festen Ort, der seinen Winterquartieren disseits des Rheins eine hinlängliche Sicherheit gewährte. Er wünschte sich daher der Städte

Galletti Westig, 167 Th.

56

Männ

Münster und Barendorf, wo sich die wichtigsten Vorräthe der Allirten befanden, zu bemächtigen. Auf die Erfüllung seines Wunsches konnte er um so eher rechnen, je weniger jene Vorräthe durch 2000 Mann unter dem Grafen Kiekmannsegge hinlänglich gedeckt waren. Allein Armentieres führte (21. Oct.) den wohlausgedachten Plan mit weniger Geschicklichkeit aus. Kiekmannsegge war zu wachsam, und Ferdinand hatte Zeit, ihm näher zu rücken. Contades, der nun auch diesen Anschlag vereitelt sah, konnte, da um die Mitte des Novembers, die für Unternehmungen günstige Jahreszeit, ohnedies verstrichen war, weiter nichts thun, als seine Winterquartiere in die zwischen dem Rhein und der Maas liegende Gegend zu verlegen. Soubise zog sich aus Hessen wieder nach Hanau zurück. Ferdinand vertheilte seine Armee in die westphälischen Bisthümer Münster, Paderborn, Osnabrück, und den südlichen Theil des Erzstiftes Köln. Er hatte sich das große Verdienst erworben, das hannoversche Land gegen einen mehr als noch einmahl so starken Feind zu schützen. So sehr man aber seine dabey bes

wiesenen

wiesenen Generaltalente schätzen muß, so darf man doch auch nicht vergessen, daß seine Absicht durch die unter den französischen Obergeneralen obwaltende Eifersucht gar sehr befördert wurde. Von dem, was Ferdinand that, hatte aber Friedrich den wichtigen Vortheil, daß, während er mit Oestreichern, Reichstruppen, Russen und Schweden kämpfte, die französische Macht immer von ihm entfernt blieb.

Sechster Abschnitt.

Friedrich unternimmt die Belagerung von Olmütz; der Verlust seiner Vorräthe nöthigt ihn aber zum Abzuge. Die Russen dringen in Pommern bis Küstrin vor. Große Schlacht bey Zorndorf. Ueberfall bey Hochkirch. Schmettau brennt die dresdenschen Vorstädte ab. Unbedeutender Feldzug der Schweden.

Friedrich mußte die Zeit, die zwischen den einzelnen Zurüstungen seiner Feinde verfloß, dazu benutzen, sie nach der Reihe zu bekämpfen. Er mußte daher den Feldzug noch während der rauhen Jahreszeit eröffnen. Seine Armee, die zu Anfang des Jahres 1758 aus 136 Bataillionen und 218 Schwadronen bestand, sollte, während die Russen in

in Preussen zu neuen Unternehmungen sich rüsteten, zuerst gegen die Oestreicher anrückten. Diese zogen in Mähren ein großes Heer zusammen, welches in die zwischen der Aupa im nordöstlichen Böhmen und dem Riesengebirge liegende Gegend rückte, und also gegen Schlessien gerichtet war. Die Oestreicher hatten hier an der Festung Schweidnitz einen festen Punkt ihrer Unternehmung. Dieser mußte ihnen entzissen werden. Schon im März, wo in den Gebirgen noch strenger Winter herrschte, erschien Friedrich mit 33,000 Mann in der Gegend von Hirschberg. Eine aus noch nicht 10,000 Mann bestehende Abtheilung derselben schloß (im April) Schweidnitz ein, das, des fortsdauernden rauhen Winters wegen, von dem preussischen Artilleriefeuer nicht eher, als nach acht Tagen, heimgesucht werden konnte. Dieses Feuer war wegen der nicht sehr beträchtlichen Zahl von Kanonen, und wegen des noch unbeträchtlichen Vorrathes von Munition, nicht sehr wirksam. Eben so wenig reichte aber die Mannschaft zu dem beschwerlichen Belagerungsdienste hin. Sie wurde aber auch schlecht verpflegt. Der Ingenieursoberste

oberste von Balby bath daher den König in einem Schreiben sehr dringend, den Soldaten Bier und Fleisch geben zu lassen. Die Preussen eroberten, als sie ihre Kräfte hergestellt hatten, das Fort mit Sturm, und der Commandant der Stadt unterwarf (16. April) die aus 5200 Mann bestehende Besatzung der Kriegsgefangenschaft.

Jetzt beschloß Friedrich die Ausführung eines kühnen Plans. Er wollte sich durch die Eroberung der mährischen Festung Olmütz den Weg nach Oestreich bahnen, oder von der Unerforschlichkeit seines Geistes einen glänzenden Beweis ablegen. Der östreichischen Armee unter Daun, die bey Scasitz, nicht weit von der nordöstlichen Grenze Böhmens, an dem Scheidungspunkte aller Wege nach Schlesien, stand, zuvorzukommen, war jedoch sehr schwer, denn während daß diese nur 16 Meilen von Olmütz entfernt war, muß der Weg, den die Preussen bis dahin zurücklegen mußten, 30 Meilen. Daun mußte also in Rücksicht des Plans, den sich Friedrich vorgesetzt hatte, getäuscht werden. Die Wege, die von Neiß nach Glatz

führten, wurden ausgebessert. Der auf einige tausend Wagen geladene Wehl- und Futtermorrath sollte nach Glatz bestimmt seyn. Friedrich selbst untersuchte mit geheimnißvoller Aufmerksamkeit die böhmische Gränze. Daun hielt alle diese Anstalten für eine Kriegslist, ihn aus seiner vortheilhaften Stellung nach Böhmen zu locken. Er wendete daher alle Sorgfalt an, die böhmische Gränze durch kluggewählte und verschanzte Posten zu vertheidigen. Indessen rückte Friedrich über Neustadt, Jägerndorf, und Troppau, nach Mähren. Daun, der darüber eben so viel Verdruß als Erstaunen empfand, zog sich hierauf (1. May) nach der an der Gränze von Mähren liegenden Stadt Leitomischel, wo sich eine Niederlage von allerley Bedürfnissen befand. Friedrich schrieb damahls an den Marquis d'Argens: „wir gehen hier auf große Abenteuer aus; ich habe Daun aus Böhmen nach Mähren traben lassen.“

Die preussische Armee, die in Mähren einrückte, zählte 38.000 Mann. Fouquet brachte, ohne beunruhigt zu werden, einen langen

langen Zug von Geschütz, imgleichen Kriegs- und Lebensbedürfnissen, glücklich herbey. Jetzt fühlte Daun die Nothwendigkeit, näher zu rücken. Auch näherte er sich der Stadt Olmütz so weit, daß er die Besatzung derselben verstärken konnte. „Da sind ja,“ sagte Friedrich, „die Oestreicher; sie lernen marschieren!“ Olmütz liegt zwischen der Morawa und der Poawalka. Die von der Gränze der Grafschaft Olas kommende Morawa ist mit Schleusen versehen, um einen Theil der Gegend unter Wasser zu setzen. Die Festungswerke sind vorzüglich. Sie wurden damals, unter dem Befehle des Generals Marschall, der dem in ihn gesetzten Vertrauen völlig entsprach, von 8000 Mann vertheidigt, die mit allen Bedürfnissen reichlich versehen waren. Die Preussen, die diese Festung belagerten, waren von der weit überlegenen Zahl der Oestreicher in den engen Raum von drey Wellen zusammengedrängt, und in der Gefahr, aller Lebensmittel beraubt zu werden. Sie standen übersieß in einzelnen Abtheilungen, und Daun konnte, bey mehr Entschlossenheit, sie in eine große Noth versehen.

Die

Die Aufsicht über die Belagerung führte der Feldmarschall Keith. Dieser edle Mann, ein geborner Schottländer, dem man eben so wenig militärische Kenntnisse als Heldennuth, absprechen kann, war, kurz vor dem damaligen Kriege, aus russischen in preussische Kriegsdienste übergegangen. Von Mühen nicht gebildet, hatte er, als Ausländer, nicht das Glück, das Vertrauen seiner Untergebenen sich ganz zu erwerben. Außer ihm hatten noch zwey andre Ausländer, Fouquet und Dalby, an der Belagerung von Olmütz großen Antheil. Heinrich August Fouquet, der Abkömmling einer aus der Normandie ausgewanderten adlichen Familie (geb. 1698 im Haag) war bey dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau Page, und sollte, als dieser Fürst vor Stralsund zog, bey seiner Gemahlin zurück bleiben; er gieng aber heimlich nach Halle, um sich unter dem Regimente dieses Fürsten anwerben zu lassen. Er diente vom Gemeinen an, hatte aber schon nach 16 Jahren (1729) eine Compagnie, und wurde von dem alten Fürsten selbst zu einem geschickten Officier gebildet. Der Kronprinz Friedrich fand an seinem Umgange so viel Ver-

Bergängen, daß er ihn dem Cirkel seiner auerlesnensten Freunde zugesellte. Er war daher kaum zur Regierung gekommen, als er den erst kürzlich (1739) in dänische Dienste getretenen Fouquet zum Obersten und Commandeur eines neuen Infanterieregiments erhob. Fouquet war hierauf lange Befehlshaber der Festung Olaf. Bey Prag wurde er als Generallicutenant gefährlich verwundet. Es fehlte ihm eben so wenig an Geisteskräften, als an persönlicher Tapferkeit; aber in seiner Taktik war er zu pedantisch, zu fest auf seiner einmahl gefaßten Meynung beharrend. Auch Walby, der zwar die Eroberung von Schweidnitz bewirken half, und sehr viele theoretische Kenntnisse eines Ingenieurs besaß, blieb den alten Grundsätzen und Gebräuchen so steifsinzig treu, daß er sich selten von Friedrich selbst von denselben ablenken ließ. Unter diesen Umständen gieng die Belagerung von Olmütz den gewöhnlichen Gang.

Dann blieb indessen immer unbeweglich. Er rechnete darauf, daß der Mangel die Preussen hindern würde, die Belagerung bis zur

zur glücklichen Vollendung fortzusetzen, und er rechnete sehr richtig. Die bey der Belagerungsarmee befindlichen Vorräthe waren bald nicht mehr hinreichend. Aus Schlesien sollte ein Zug von 3 bis 4000 Wagen mit Kriegs- und Lebensbedürfnissen, über Trospau herbeykommen. Die Bedeckung desselben trug Friedrich dem Obersten Mosel, einem sehr erfahrenen Officier, auf. Er hatte 900 Mann unter seinem Befehle. Der Marsch war, wegen des erstaunlich großen Zuges, eben so beschwerlich, als langsam. Die Wege waren sehr verdorben. Daun hatte Truppen genug, um alle Landstraßen und Gegenden, durch welche der Zug gehen mußte, zu besetzen. Die Aufsicht über dieses Geschäft übergab er dem General Laudon.

Gideon Ernst, Freiherr von Laudon, dessen Familie aus der Normandie abstammte, wurde (1716) in Steyerland geboren. Vom 16ten Jahre an diente er unter der russischen Armee, und er wohnte vornehmlich Männlich glänzenden Feldzügen bey. Er wünschte hierauf (1740) bey dem preuss-

preussischen Heere angestellt zu werden. „Das Gesicht dieses Mannes“, sagte Friedrich, „ist mir unangenehm.“ Vielleicht sagte ihm sein inneres Gefühl, daß ihm dieser Mann noch vielen Verdruß zubereiten würde. Laudon gieng nun gerade nach Wien. Maria Theresie machte ihn zum Hauptmann bey dem Pandurencorps des bekannten Trent. Laudon zeichnete sich im östreichischen Erbfolgekriege bey manchen Gelegenheiten aus. Dennoch traf ihn, so wie viele andre verdienstvolle Officiere, das traurige Schicksal nach dem Frieden (1748) seinen Abschied zu bekommen. Seine Umstände waren nun ziemlich dürftig. Nur die Unterstützung eines wiener Bürgers, und das kleine Vermögen seiner Frau, erhielten ihn noch aufrecht. Indessen hatte er Muße genug, die Feldzüge berühmter Helden zu studieren, und auf den Landkarten, mit welchen er die Wände seines Zimmers beklebte, Entwürfe zu kriegerischen Unternehmungen zu machen. Wie angenehm war ihm daher die Gelegenheit, die ihm der jetztige Krieg zu einer neuen Thätigkeit darboth! Er commandirte zuerst 500 Croaten, und jetzt stand er als

Generalmajor, schon an der Spitze einer ansehnlichen Truppenabtheilung, welche den König Friedrich eines ihm unentbehrlichen Vorrathes heranben sollte.

Während daß die Fuhrwerke in den Hohlwegen oft stecken blieben, und daß ein Drittel derselben sich gar verspätete, hatte Laudon Zeit, alle Anhöhen, von welchen sich die Wege beschließen ließen, zu besetzen. Zwar schlugen die Preussen Laudons Angriff (29. Jun.) zurück; aber während des Gefechtes geriet der Zug, der von den Soldaten, die man den Oestreichern entgegenstellen mußte, nicht genug bewacht wurde, in die schrecklichste Verwirrung. Die Bayern, welche vorgespant hatten, ließen bey den ersten Kanonenschüssen davon. Viele von ihnen nahmen auch die Pferde mit. Mancher Wagen wurde von den Husaren und Croaten geplündert. Es war von denselben nicht mehr die Hälfte übrig. Zietzen, der sich (29. Jun.) mit Mosel vereinigte, brachte sie mit großer Mühe wieder herbey. Indessen hatten die Oestreicher Zeit, 25,000 Mann auserlesene Leute, bey Darmstadt im otmüher Kreise,

Kreise, in dem Gebüsch so gut zu verstecken, daß sie die Preussen gar nicht gewahr wurden. Ihre Anführer waren Laudon, Janus, Ziskowitz. Von dieser Nacht wurden nun (am 30ten) die wenigen Preussen, aller Entschlossenheit Ziehkens, aller Tapferkeit der Leute ungeachtet, überwältigt, und doch machten die Oestreicher nur 65 Gefangne. Von den Wagen blieben aber nicht mehr als 250, und darunter 37 Geldwagen, übrig.

Dann rückte jetzt über die Morawa, bis auf die Höhe von Großtelnitz, eine Stunde von Olmütz. Doch Friedrich ward weniger durch seine Annäherung, als durch den Verlust seiner Vorräthe, zum Abzuge genöthigt. Während daß man den Schein der Belagerung fortsetzte, wurde in der Nacht das Geschütz von den Batterien abgeführt, und alles geschah mit solcher Ordnung, Vorsicht und Entschlossenheit, daß die Oestreicher keinen Angriff wagten. Marschall sagte zu den Croaten, welche die abziehenden Preussen beunruhigen wollten: „laßt sie in Frieden ziehen; sie haben schon Unglück genug gesehen;“ Friedrich hatte wirklich auch einen beträchts

beträchtlichen Menschenverlust gehabt. Dann sollte wegen seines Marsches irre geführt werden. Ein Feldjäger, der zum Schein an den Commandanten zu Reife geschickt wurde, um demselben den Zug über Troppau anzukündigen, mußte sich fangen lassen. Dann hatte den Weg nach Böhmen nicht genug besetzt. Dieß benutzte Friedrich (3. Jul.) so gut, daß er über Zwittau, im olmützer Kreise, nach Leitomischel kam, ohne von 4000 Wagen einen einzigen zu verlieren. In Leitomischel und Königgrätz fanden die Preussen östreichische Vorräthe, die sie zu ihrer Verpflegung sehr gut brauchen konnten.

Aus Böhmen wendete sich Friedrich nach Schlesien. Von vier Hauptstraßen, die nach diesem Lande führten, wählte er gerade die unbequemste, die, bey Politz und Friedland im königgrätzer Kreise, über hohe Gebirge, und enge Wege, geht. Die östreichischen leichten Truppen, die, im Einverständnisse mit den Vergewohnern, umher schwärmten, konnten der preussischen Armee sehr gefährlich werden. Dennoch kam sie ohne Verlust nach

nach Schlesien. So vortreflich hatte Friedrich seine Einrichtungen gemacht, und so pünktlich wurden sie befolgt. Daun, der froh war, von dem furchtbaren Gegner sich befreyt zu sehen, blieb bey Arnau, einer Stadt im Königingräzer Kreise, unbeweglich stehen, und Friedrich, der Königingrätz selbst besetzt hatte, trozte drey Wochen lang allen Unternehmungen Dauns, ihn aus Böhmen zu entfernen.

Der vorsichtige Daun erwartete, daß der Einfall der Russen und Schweden in das Land des Königs, ihn endlich doch nöthigen würden, das Gebieth seiner Monarchie zu verlassen, und daß er alsdenn von zwey Seiten in Gefahr gerathen würde. Die Schweden waren zwar noch immer kein furchtbarer Feind. Der Feldmarschall von Ungern, Sternberg schrieb an Richelieu: „seine Regierung habe ihm die Contributionen, die er aus den preussischen Ländern holen würde, zur Unterhaltung seiner Armee angewiesen.“ Da diese nun nicht zureichten, den Soldaten ihren Sold auszuzahlen, so verließen viele mißvergnügt ihre Fahnen.

Aber

Aber auch die Obergenerale waren mißvergnügt, oder man war mit ihnen unzufrieden. Ungern, Sternberg wurde (1757 Dec.) von dem alten Reichsrathe Graf Rosen abgelöst, der, nach wenig Monathen, unter dem Vorwande des hohen Alters, und der Kränklichkeit um seine Entlassung bath. An seine Stelle kam der Generallieutenant Hamilton. Unter solchen Umständen konnte sich die schwedische Armee nicht sehr thätig beweisen. Sie wurde vielmehr von dem kleinen Heere des Feldmarschalls Lehwald, in Stralsund, und auf der Insel Rügen, eingeschlossen. Die Schweden mußten wegen des Frostes, der während des Winters das Wasser in Eis verwandelte, das Gewehr beständig in der Hand haben, und die gefrorne See immer wieder aufessen. Die Schweden sollten sich mit den Franzosen vereintigen; diese waren jedoch zu weit entfernt, als daß es jene hätten wagen sollen, sich zu ihnen durchzuschlagen. Auch Lehwald wurde durch Alter und Kränklichkeit bewogen, seine Oberbefehlshabersstelle über die preussische Armee in Pommern niederzulegen. Sein Nachfolger war der Generallieutenant Graf von Galletti Weltg. 16r Th. Ec Doh;

Dohna. Für dessen Aufmerksamkeit war jetzt das anrückende russische Heer der vornehmste Gegenstand.

Daß dieses Heer sich in Bewegung setzte, war hauptsächlich eine Folge von dem Einflusse der Ritterin d'Con. Charlotte Genevieve d'Con, de Beaumont, geb. 1728 in Bodrögögne, von einem alten, adlichen Geschlechte, wurde schon als ein kleines Mädchen in Knabenkleider gehüllt, um die Erbschaft eines reichen Onkels bekommen zu können. Ihr männlicher Geist und ihre männliche Erziehung (sie lernte unter andern auch Reiten und Fechten) bewirkte, daß man sie meistens für eine Mannsperson hielt. Sie erwarb sich auch eine so große Bekanntschaft mit den Wissenschaften, und besonders mit der Rechtskunde, daß sie Doctor beyder Rechte, daß sie Parlamentsadvocat werden konnte. Zugleich gab sie verschiedene lateinisch geschriebene Schriften heraus. Der Prinz von Conti brachte sie (1755) an den Hof. Hier erwarb sie sich ein so großes Vertrauen, daß man sie für fähig hielt, die russische Kaiserin Elisabeth für Frankreichs Plane

Plane stimmen zu helfen. Sie erschien das selbst erst als Vorleserin der Kaiserin. Als sie hier schon merklich gewirkt hatte, schickte man sie (1756) als Mitglied einer außersordentlichen Gesandtschaft an den Hof zu St. Petersburg. Auf der Rückreise (1757 May) gieng sie über Wien, um dem dasigen Hofe den Plan der russischen Feldzüge vorzulegen. Droglio gab ihr einen Bericht an den französischen Hof, der sich auf die österreichische Niederlage bey Prag bezog. Bey dem Kloster Mölk in Niederösterreich fiel ihr Wagen um, und sie brach ein Bein in der Nähe des Knöchels. Dadurch ließ sie sich aber nicht abhalten, ihre Reise mit Extrapost fortzusetzen, und sie reisete so schnell, daß sie 36 Stunden früher, als Droglio's Courier, zu Versailles anlangte. Ludwig XV übergab ihre Cur einem seiner Wundärzte, und ernannte sie zum Dragonerleutenant, und zum Gesandtschaftssecretär zu St. Petersburg. Es war nun das drittemahl, daß (1758) die Ritterin d'Con sich nach der Hauptstadt des nordischen Kaiserthums begab. Sie entdeckte hier der Elisabeth den Plan, den Vestuschew bey dem Rückzuge der Armees

des Feldmarschalls Apraxin gehabt hatte, und brachte ihr gegen denselben einen solchen Argwohn bey, daß er seinen Abschied erhielt. Seine Stelle wurde dem Grafen Boronzow, einem Anhänger Oestreichs, zu Theil. Da nun d'Con, im Nahmen des französischen Hofes, die fernere Bezahlung von Subsidien versprach, so machte man um so ernstlichere Anstalten, das um 50,000 Köpfe verminderte Heer, das gegen den König von Preussen ziehen sollte, wieder zu ergänzen. Dieses Heer war nun seit dem Februar dieses Jahres (1758) unter dem Befehle des Feldmarschalls Fermor, wieder in Preussen eingerückt, und hatte auch die Städte Elbingen und Thorn, als Waffenplätze, besetzt. Die Stadt Danzig lehnte den Antrag, eine russische Besatzung einzunehmen, standhaft ab, und man wollte gegen dieselbe keine Gewalt brauchen, um Polen nicht zu reizen. Danzig schien aber ein für die russischen Unternehmungen gegen Pommern und Brandenburg sehr wichtiger Punkt. Während der Unterhandlungen, die deswegen gepflogen wurden, verstrichen nun drey Monate, ehe die Russen über die Wechsel giengen. Jetzt

wart:

wartete aber Fermor, ehe er weiter vorrückte, auf den Anzug einer zweyten Armee von 20,000 Mann. Mit 80,000 Streichern, denen 30,000 Schlitten mit Lebensmitteln folgten, drang hierauf (im May) Fermor in Hinterpommern ein. Dohna mußte, der überlegenen Macht weichend, sich von Stralsund wegziehen. Er hatte, selbst nach einer erhaltenen Verstärkung, nicht mehr als 25 Bataillone, und 40 Schwadronen. Vor den Russen gieng der Schrecken her. Ihre leichtesten Truppen, Kosaken und Kalmücken, verfuhrn mit Friedrichs Unterthanen auf die unbarmherzigste Weise. Wie unglücklich ist das Land, wo Schaaren von so rohen Kriegern hinkommen! Fermor, der, schon durch die Besetzung von Posen, die Warte in seine Gewalt bekommen hatte, zog jetzt (im Jul.) durch Landsberg in der Neumark bis Ramin, eine Meile von der Festung Küstrin, am Zusammenflusse der Ober und Warte, in den Sümpfen des Wartebruches. Die russische Armee hatte weder Belagerungsgeschütz, noch Munktion. Fermor machte daher (10. Aug.) einen Versuch, die Standhaftigkeit der Commandanten, des

Obers;

Obersten Schack von Wuthenow, durch Brandgranaten, und glühende Kugeln, zu erschüttern. Die dadurch erzeugte Feuerbrunst machte die Einwohner so befürzt, daß sie, ohne zum Löschen Anstalten zu machen, nackend davon liefen. Bald stand die ganze Stadt in Flammen, und der unarmherzige Fermor wollte dennoch nicht aufhören, von seinen schrecklichen Werkzeugen Gebrauch zu machen. Die Gluth erreichte hierauf eine solche Heftigkeit, daß die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen, daß die Patronen und Bomben sich entzündeten. Viele von den unglücklichen Einwohnern kamen im Feuer um, andre wurden von den einfallenden Häusern getödtet, oder erstickten in den Kellern, die sie sich zu ihrer Zuflucht wählten. Dohna setzte sich, durch eine über die Oder geschlagene Schiffbrücke, in den Stand, die Besatzung der Festung immer abzulösen. Um so eher konnte sie ihre Standhaftigkeit so lange fortsetzen, bis Friedrich selbst herbeyeilte, um sein Land von den schrecklichen Barbaren zu befreien, um seine Unterthanen an denselben zu rächen.

Friedrich nahm von seiner Armees, die er unter dem Befehle des Markgrafen Karl und Feldmarschall Keith, in Schlessien zurückließ, 14 Bataillone und 38 Schwadronen, die zusammen 14,000 Mann ausmachten. Mit diesen brach er an eben dem Tage (am 10. Aug.) auf, an welchem Küstrin so schrecklich behandelt wurde, und nach 10 Tagen (20. Aug.) stand er schon bey Frankfurth. Am folgenden Tage rückte er bis nach Küstrin, wo er sich mit Dohna vereinigte. Ehe es Fermor erwartete, setzten die Preussisen (am 23ten) über die Oder. Fermor zog nun von Küstrin ab. Als Friedrich Dohna's Armees musterte, fand er dieselbe in einem stattlichen Aufzuge. „Ihre Leute“ sagte der über das Treffen bey Großjägerndorf noch ärgerliche Friedrich, zu Dohna, „haben sich außerordentlich gepuht; meine sehen dagegen wie die Grafscheffel aus, aber sie beißen!“ Die preussischen Husaren fiengen 17 Kosaken. Friedrich, der noch keine gesehen hatte, sagte zu einem Officiere: „mit solchen Leuten muß man sich herum schlagen!“

Friedrich, der ganz von Rache glühete, wollte keinen Russen bey'm Leben lassen. Alle seine Anstalten giengen daher dahin, sie in die Oderwäster hineinzudrängen, und er ließ deswegen auch die Brücken abbrechen. Durch die ganze Linie der Russen erschallte (25. Aug.) „die Preussen geben kein Quartier, und wir auch nicht.“ Das Schlachtfeld war bey Sorndorf. Gegen 50,000 Russen fochten 30,000 Preussen. Die Russen bildeten ein ungeheures Viereck, in dessen Mitte sich Cavallerie, Gepäcke und Reserve befand. Je dichter sie aber standen, um so wirksamer zeigten sich die preussischen Kanonenkugeln. Eine einzige preussische Kartätschenkugel tödtete oder verwundete 42 Russen. Die an die Packwagen angespannten Pferde wurden durch die Kanonenkugeln so sehr, daß die größte Verwirrung entstand. Als der zu hitzig vordringende linke Flügel der Preussen seine linke Flanke entblößte, benutzte Fermor diesen Umstand, seine Cavallerie eindringen zu lassen. Zugleich öffnete er aber, um die Preussen einzuschließen, sein Viereck auf allen Seiten. Aber es fehlte den Russen an Gewandtheit und

Uebung.

Uebung. Ihre ungeheure Linie gerieth sehr bald in eine schwankende Bewegung, und ihre Glieder stürzten sich auf einander. Dieß hatte Lücken, Gedränge, Unordnung zur Folge. Während daß Seydlitz die russische Cavallerie auseinander sprengte, drangen die Gens d'Armes und die Garde unter die Infanterie ein, die ohne Schonung niedergelassen wurde. Ihnen half hernach Seydlitz, nachdem er eine schwere Batterie erobert hatte. Die Wuth der Preussen wurde durch die unerschütterliche Standhaftigkeit der Russen vermehrt. Diese ließen sich, auseinander gedrängt, und aller Patronen beraubt, ohne von der Stelle zu weichen, in ganzen Reihen, niederstoßen. Die Mezeley war schrecklich. Nach fünf Stunden (von 8 bis 1 Uhr) war der rechte Flügel der Russen geschlagen, aber der linke Flügel setzte die tapferste Gevechre noch immer fort. Seydlitz kam noch zu rechter Zeit herbey. Zuletzt focht man bloß mit Bajonetten, Säbeln, Flintenkolben, und die Preussen waren fast eben so sehr, als die Russen, in Unordnung gerathen. So dauerte dieser wüthende Kampf noch sieben Stunden, bis zur Nacht, fort.

Weyde

Beide Armeen blieben während der Dunkelheit unter dem Gewehre. Die Russen sammelten sich doch ziemlich wieder; auch zogen sie sich wenig zurück. Es fehlte ihnen aber weniger an gutem Willen, als an den Mitteln und den Kräften, den Kampf zu erneuern.

Die Schlacht bey Zorndorf war die blutigste im ganzen siebenjährigen Kriege. Die Russen hatten 19,000 Tode und Verwundete, die Preussen 11,000; beyde Theile also 30,000. Von den Russen waren nicht mehr als 3000 gefangen, und von den Preussen 1470. Wenn die Preussen 103 Kanonen erobert hatten, so waren dagegen 26 von ihren Kanonen in die Gewalt der Russen gerathen. Fermor glaubte sich daher auch berechtigt, auf den Sieg Anspruch zu machen, und zu Wien wurde ein feyerlicher Lobgesang angestimmt. Die Preussen verfolgten indessen die Russen bis Landsberg. Friedrich wußte es sehr wohl, daß eigentlich Seydlitz derjenige war, der den Sieg bewirkt hatte. „Auch diesen Sieg“, sagte er, ihn umarmend, „habe ich ihnen zu danken!“

ten!“ „Ew. Majestät Cavallerie“, antwortete der bescheidene General, „hat den Sieg erkochten, und der größten Belohnung sich würdig gemacht.“ „Die Russen“, setzte Friedrich hinzu, „sind leichter zu tödten, als zu besiegen!“ Auch hatten sie der außerordentlichen Tapferkeit, und den geschicktesten Manövern der Preussen, lange genug getroßt.

Unter den schrecklichen Ausritten, an welchen diese Schlacht so reich war, ereigneten sich einige, die für ein empfindsames Herz anziehend sind. Ein feindlicher Soldat warf sich, von den Preussen verfolgt, zu den Füßen des Lieutenants von Hagen, und rief ihm zu: ah mon cher Monsieur! ayez pitié, sauvez moi la vie *)! Als ihm Hagen sein Erstaunen, unter diesen Barbaren einen Franzosen zu finden, zu erkennen gab, sagte er zu ihm die Worte des Heiligen im Moslere: mais que diable alliez vous faire dans cette maudite galère **)? Indem er ihm

*) Ach lieber Herr, erbarmen sie sich meiner; retten sie mir das Leben!

**) Aber was zum Henker haben sie auf dem verwünschten Schiffe thun wollen?

ihm jedoch die Hand reicht, um ihm seinen Schutz zu verleihen, stößt ein Unterofficier den Unglücklichen mit dem Kurzgewehre todt zu seinen Füßen nieder. Hagen unterstand sich nicht, die rasche That zu ahnden, weil sie dem Befehle, das Leben der Russen nicht zu schonen, gemäß war. Dagegen erschof der Oberste Wakenitz einen Ketzer von der Garde, der einen gefangenen russischen Officier, der sich in seinen Schutz begeben hatte, einen tödlichen Hieb versetzte. Dieser Ausbruch seines auf menschliches Gefühl gegründeten Unwillens trug zu der Ungnade, die Friedrich in der Folge auf ihn warf, nicht wenig bey.

Der preussische Feldzug in Mähren, noch mehr aber der russische Einfall in die Mark, bestimmte den Hof zu Wien, die Preussen aus Sachsen zu vertreiben. Die Armee, mit welcher der Prinz Heinrich in Sachsen stand, war schwach, das Herr des Markgrafen Karl in Schlessien nicht zahlreich, und Friedrich stand an der Oder. Ungeachtet die Preussen in Schlessien weit weniger zahlreich als die Oestreicher waren, hielt es Damm,

unter

unter dem Vorwande, weil Oestreich keine Festungen hätte, doch zu gefährlich, eine ernstliche Unternehmung gegen dieselben zu wagen. Daher sollte zuerst gegen Sachsen gewirkt werden. Zu der Befreyung dieses Landes bestimmte man die Reichsarmee, die an dem Herzoge von Zweybrücken einen neuen Oberbefehlshaber bekommen hatte, ingleichen die östreichische Truppenabtheilung, die bisher an der Seite der Franzosen focht. Jene, die aus 43 Bataillionen, 41 Grenadierkompagnien, 36 Compagnien Croaten, und 79 Schwadronen bestand, rückte aus Franken (1758 im May) bis nach Eger und Saaz, vor. Der Prinz Heinrich zeigte bey dieser Gelegenheit, wie viel der talentvolle Anführer eines kleinen Heeres gegen eine überlegene Macht auszurichten vermag. Menschenfreundlich, gerechtigkeitsliebend, zuvorkommend — Eigenschaften, von welchen er bey diesem ersten Oberbefehle viele Beweise ablegte — den Charakter seiner Gegner genau studierend, alle ihre Blößen und Fehler trefflich benutzend, und vornehmlich im Vertheidigungskriege ein Meister, hatte er das Vertrauen seiner Officiere und Soldaten so voll:

vollkommen, daß sie seinen Anordnungen mit der größten Zuversicht folgten. „Mein Bruder Heinrich“, sagte Friedrich, „hat nie einen Fehler gemacht!“ Dieß war wohl das größte Lob, das ihm beygelegt werden konnte.

Diesem Lobe und diesem Vertrauen entsprach nun die kluge Art, mit welcher er die Reichsarmee einige Zeit hindurch, von bedeutenden Unternehmungen zurück hielt. Während daß diese in Böhmen vorrückte, ließ er in ihrem Rücken das große Magazin, das sie in Bamberg niedergelegt hatte, theils wegnehmen, theils preisgeben. Die Streifereyen der Preussen beunruhigten auch ganz Franken bis nach Eger hin. Der Herzog von Zweybrücken wartete mit seiner Unternehmung gegen Sachsen, bis Friedrich sich aus Mähren zurückgezogen hatte. Nun (im Jul.) mußte sich aber der Prinz Heinrich, dem nicht mehr als 20,000 Mann zu Gebote standen, näher an die Elbe ziehen, um Dresden und Pirna zu decken. Von Pirna bis Freyberg im Erzgebirge dehnte sich eine ganze Kette von preussischen Posten aus.

aus. Während daß nun Daun (20. Aug.) bis Görlitz rückte, drang die Reichsarmee bis in die Gegend von Pirna vor. Brücken, die über die Elbe geschlagen wurden, sicherten der Reichsarmee die Verbindung mit Dauns Heere. Der dem Königstein gegenüberliegende Sonnenstein ergab sich (am 5. Sept.) wegen der vielen sächsischen Landskinder, die sich unter der Besatzung befanden, den Reichstruppen sehr bald. Daun näherte sich der Stadt Dresden bis auf zwey Meilen. Er that es während der Zeit, daß Friedrich mit den Russen beschäftigt war. Daun hatte dem Fermor gerathen, dem schlauen Friedrich so lange auszuweichen, bis Sachsen befreyt seyn würde. Allein der Courier, der dem russischen General diesen Rath überbringen sollte, wurde von den Preussen aufgefangen. „Sie haben, (schrieb Friedrich an Daun) Ursache gehabt, den Fermor vor einem Feinde zu warnen, den sie besser als er kennen. Er hat Stand gehalten, und ist geschlagen worden.“ Heinrich, der sich in doppelter Gefahr befand, wählte seitwärts von Dresden, eine Stellung, die ihm Sicherheit gewährte; aber die Stadt Dres-

Dresden vermochte er nicht gegen einen Angriff der Oestreicher zu sichern.

Die Hauptstadt Sachsens hatte schlechte Festungswerke, und eine geringe Zahl von Vertheidigern. Daun rechnete daher sehr viel auf einen Versuch, die Uebergabe durch Schrecken zu erzwingen. Allein der Graf von Schmettau, der Befehlshaber der Besatzung, ein eben so entschlossener als kluger Mann, drohete, die schönen Vorstädte abbrennen zu lassen. Schon wurden die Häuser derselben mit brennbaren Materialien angefüllt. Jetzt erhob sich eine allgemeine Wehrlage. Alles stehete um Schonung. Die königliche Familie war wegen des Schlosses, wegen ihrer eignen Personen, in Vangigkeit. Die Landstände suchten durch Bitten und Vorstellungen den Commandanten von der Ausführung seines Entschlusses abzuhalten. Man sollte sich, antwortete Schmettau, an die feindlichen Generale wenden. Daun versicherte, daß er das Abbrennen der Vorstädte auf eine schreckliche Art rächen würde. Schmettau erklärte, seine Standhaftigkeit fortsetzend, daß er sich von

Straße

Straße zu Straße vertheidigen, daß er das Schloß zum letzten Castell machen, daß er es mit Pulver anfüllen, und, in den Zimmern des Kurprinzen, in der Mitte der königlichen Familie, umringt von den Vornehmsten des Hofes und des Adels, den Ausgang abwarten würde. Darauf wollte es Daun nicht ankommen lassen.

Indessen näherte sich aber auch Friedrich. Er war (3. Sept.) acht Tage nach der Schlacht bey Zorndorf aufgebrochen, und hatte in sieben Tagen 23 Meilen zurückgelegt. Bey Großenhain vereinigte er sich (9. 10. Sept.) sowohl mit dem General Zieten, als mit dem Markgrafen Karl. Dauns Plan, der vorher über die Elbe gehen wollte, war dadurch vereitelt. Daun nahm nun mit seiner Armee eine Stellung, in welcher er dem Könige die Verbindung mit Schlesien entzog. Diese Stellung, eine der sichersten in Sachsen, war bey Stolpen, östlich von Dresden, auf steilen, durch Tische, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckten Anhöhen. Laudon stand bey Radeberg nordöstlich von Dresden. Eine bey Sonnens

Galletti Weltg. 16r Th. Dd stein

stein geschlagene Brücke sicherte ihm die Verbindung mit der Reichsarmee. Der König hatte sein Lager bey Reichenberg. Seine Lebensbedürfnisse zog er aus Dresden. Südlich von Dresden, hinter der Müglistz, bey Maxen und Samig, befand sich der Prinz Heinrich. Auf diese Art waren, auf einem Raume von ungefähr zwey Meilen, um Dresden, vier Armeen zusammengedrängt. Hier konnten sie unmöglich lange ihre Bedürfnisse finden. Friedrich zog sich endlich (16. Sept.) nach Bausen. Laudon wich ihm schnell aus; aber Daun blieb, wie gewöhnlich, unbeweglich stehen.

Doch die Festung Reiß wurde von dem General de Wille berennt. Diese Unternehmung zu unterstützen, rückte Daun nach einigen Wochen (5. Oct.) nach Ebbau in der Oberlausitz. Friedrich schwengte sich nun (10. Oct.) nach Hochkirch, südlich von Bausen. Unvermuthet sah er, als der Nebel gefallen war, die östreichische Armee vor ihrem Lager auf den Anhöhen jenseits des Dorfes Hochkirch! Dennoch ließ er, vor den Augen der Östreicher, die auf die Fouriers

rierschützen feuerten, ein Lager aufschlagen. Friedrich hielt es zur Sicherheit desselben für nöthig, die sogenannten Steinberge zu besetzen. Der alte General von Mesow wollte diesen Auftrag nicht übernehmen, weil die Östreicher schon zuvorgekommen waren. Er gerteth darüber in Ungnade. Friedrichs Stellung war nun sehr gefährlich. Der rechte preussische Flügel war von dem östreichischen Lager nicht weiter, als ein Kanonenschuß, entfernt. Doch Friedrich war von seinen Feinden noch nie, am wenigsten aber von Daun, angegriffen worden. Er erwartete daher auch jetzt keinen Angriff. Indessen hatte der auf verschanzten Anhöhen stehende Daun zu einem vortheilhaften Angriffe noch nie eine so günstige Gelegenheit gehabt. Auch wurde er von Lascy, Laudon, und andern Generalen, sehr dringend dazu aufgefordert. Die täglichen Neckereyen der Croaten konnten sehr gut dienen, denselben zu verbergen. Der behutsame Daun ließ, um den König zu täuschen, gleichsam als wenn er sich selbst vor einer Ueberrumpelung fürchtete, vor seinem Lager Verschanzungen auführen; er ließ den Wald vor seinem Lins-

ten Flügel verhaun. „Wenn uns“, sagte Keith, „die Oestreichischen in diesem Lager nicht überfallen, so verdienen ihre Generale gehängt zu werden.“ „Sie müssen sich“, antwortete ihm Friedrich, „mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten.“ Friedrich wollte, ehe er seine Stellung veränderte, erst Mehl und Brod erwarten.

Dann täuschte ihn noch durch seine Anhalten zum Rückzuge. In der östreichischen Armee befand sich ein Officier, der dem Könige, in einem Korbe voll Eyer, ein ausgeblasenes mit den nöthigen Nachrichten, überschickte. Dem Ueberbringer kaufte sie einst Daun ab. Der Urheber wurde nun gezwungen, den König durch falsche Nachrichten von seinem Rückzuge sicher zu machen. Nach dem Sonnenuntergange eben dieses Tages (13. Oct.) setzte sich aber die östreichische Armee schon in verschiedenen Abtheilungen in Bewegung. Die Wachfeuer wurden in dessen unterhalten, und die Zelte blieben bis zum Anbruche des Tages stehen. Die östreichischen Arbeiter führen die ganze Nacht ort, Dämme zu fällen, und dazu zu singen.

Freys

Freiwillige Grenadiere drangen, hinter den Cürassieren sich aufsetzend, bis zum preussischen Lager vor. Die preussischen Husaren unterstehen nicht, ihre Bewegungen zu berichten. Dennoch hatten Seydlitz und Zieten viele Mühe, den König, der diese Bewegungen für etwas Gewöhnliches hielt, auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam zu machen. Einige Brigaden standen auf. Ein Theil der Cavallerie sattelte. Gegen Morgen (am 14ten) wurde aber der Befehl, gerüstet zu seyn, wieder aufgehoben. Der Soldat schien den abgebrochnen Schlaf nun desto ungestörter fortsetzen zu wollen. Die östreichischen Abtheilungen langten indessen alle auf den ihnen vorgeschriebenen Punkten an. Aremberg, an der Spitze des rechten Flügels, sollte den linken preussischen nicht eher angreifen, als bis der rechte von dem östreichischen linken Flügel, über welchen Daun selbst die Aufsicht führte, geschlagen seyn würde; Colredo führte das Mittelcorps an, und Laudon näherte sich dem Rücken des preussischen Lagers. Um fünf Uhr des Morgens griff der linke Flügel der Oestreich an. Auf die Kanonen; und Flintenschüsse

schüsse wurde von den Preussen nicht geachtet. Endlich erhoben sich aber doch drey Grenadierbatalione von ihrem Lager. Halb angekleidet, und noch nicht gestellt, sahen sie sich zugleich von vorn und im Rücken angegriffen. Sie schlugen sich mit der auszeichneten Bravheit und Entschlossenheit durch.

Jetzt kam das ganze Lager in Bewegung. Die Oestreicher, die von allen Seiten eindrangen, feuerten nun auf die Preussen aus ihren eignen Kanonen. Einige hundert derselben wurden in ihren Zelten, wurden im Schlafe, getödtet. Andre griffen halb nackend zum Gewehre, meistens zum fremden. Nach wenig Minuten stand, der schrecklichen Ueberraschung ungeachtet, die preussische Armee in Schlachtordnung. Aber es war noch immer Nacht. Man konnte den Freund nicht von dem Feinde unterscheiden. Die Oestreicher griffen nach den Blechmützen, die Preussen nach den Bärenmützen. Als es Tag wurde, verhinderte ein starker Nebel die genauere Absonderung der Gegenseitigen. Die Preussen legten bewundernd:

wür:

würdige Beweise von entschlossenem Heldemuthe ab. Ihr braver Anführer Keith empfing, die Oestreicher zurück treibend, einen Schuß durch die Brust, der ihn sogleich niederstürzte. Die Tapferkeit der Preussen war gegen die überlegene Macht der Oestreicher aber doch nicht hinreichend. Diese war hauptsächlich gegen das in Flammen stehende Dorf Hochkirch gerichtet. Der Major Lange, der es nur mit einem einzigen Batalione vertheidigte, trogte den Angriffen der Oestreicher zuletzt auf dem Kirchhofe. Steben Regimente rückten nach der Reihe gegen ihn an. Dennoch schlug sich der tapfere Mann durch. Freylich entkamen nur wenige von seinen Leuten. Wenn auch die braven preussischen Batalione, die Generale, die Prinzen, und selbst den König an ihrer Spitze, immer wieder gegen die Oestreicher vordrangen, so konnten sie diesen, die einmahl behauptete Ueberlegenheit doch nicht wieder entreissen, zumahl da nun auch der linke Flügel der Oestreicher anrückte. Die Preussen wurden dadurch zum Rückzuge genöthigt. Sie verrichteten ihn mit der Ordnung und Besonnenheit, die damals nur bey der

der preussischen Armee statt finden konnte. Doch die östreichischen Regimenter waren so sehr aus Reih und Glied, daß ihre Herstellung den Generalen große Mühe machte, daß diese den Abmarsch der Preussen sehr gern sahen. Diese entfernten sich auch nur eine halbe Meile vom Schlachtfelde. Von 28.000 bis auf 19.000 vermindert, ihrer Felte, ihres Gepäcks, und fast alles Geschützes (101 Kanonen hatten sie zurücklassen müssen) beraubt, größtentheils nur noch mit dem Seitengewehre und dem Bajonnet bewaffnet, und, gegen die rauhe Herbstwitterung nur durch einen kurzen Rock geschützt, trogten sie einem neuen Angriffe der Oestreicher, die von ihren 50.000 Mann doch auch den fünften Theil eingebüßt hatten. Fast alle preussische Generale, die am Leben blieben, waren an diesem Tage verwundet. Selbst Friedrich, der sich in das stärkste Feuer gewagt hatte, empfing eine leichte Wunde; ein Pferd, das er ritt, wurde getödtet, und zwey Pagen fielen an seiner Seite. Der Markgraf Karl hörte nicht auf, ihn dringend zu bitten, daß er doch, dem Staate zum Besten, sich der Gefahr wents

ger

ger aussetzen möchte. Schon hatten ihn die Oestreicher bey Hochkirch umringt; aber seine braven Husaren retteten ihn. Manches nur des Sieges gewohnte Regiment mußte jetzt das erstemahl weichen. Viele alte Officiere wollten lieber auf dem Schlachtfelde sterben, als den Rückzug antreten. Der Prinz Franz, ein Bruder des Herzogs Ferdinand, erst 25 Jahre alt, befand sich an der Spitze von vier Bataillonen, als ihm eine Kanonenkugel den Kopf wegriß. Der Fürst Moritz wurde, als er verwundet nach Bautzen sich wollte bringen lassen, von den Oestreichern gefangen, und starb nicht lange hernach zu Dessau. Bey einem von der Natur stiefmütterlich behandelten Körper, bey einer vernachlässigten Erziehung, wurde er weiter nichts, als ein Naturmensch, der, persönllich tapfer und wachsam, mehr einen guten Commandeur, als General, abgab.

Friedrich ertrug sein Unglück mit philosophischer Gleichmüthigkeit. Die Standhaftigkeit, Klugheit, und vorsichtige Thätigkeit, mit welcher er die Anschläge seiner Feinde zu vereiteln wußte, erregte die höchste Verwun-

wun

wunderung. Nach einem Unglücke erschten er fast noch größer, als vorher. Seine witzige Laune verließ ihn niemahls ganz. Jetzt hatte er aber auch nicht Ursache, seine Selbstsicherheit zu verlieren. Daun benutzte seine überlegene Macht, und seinen Sieg so wenig, den König aus Sachsen zu vertreten, daß er nicht einmahl dessen Vereintigung mit seinem Bruder Heinrich verhinderte. Er umgab sein Lager zwischen Belsgeren und Jenkowitz so sorgfältig mit Beschanzungen, als wenn er sich vor einem Angriffe der Preussen zu fürchten schten. In dessen war er mit Courieren, die mit der Nachricht seines Sieges in die Welt flogen, und mit Freudenfesten, beschäftigt. Von seiner Monarchin erhielt er ein sehr verbindliches Schreiben. Der Magistrat von Wien widmete ihm eine Ehrensäule, die östreichische Landschaft ein Capital von 300,000 Gulden. Von der Kaiserin Elisabeth erhielt er einen goldnen Degen. Selbst der Pabst Clemens XIII vergaß es nicht, ihm für die tapfere Bekämpfung des kaiserlichen Markgrafen von Brandenburg, (so wurde er zu Rom noch lange genannt) einen Beweiz seiner

ner Dankbarkeit zu geben. Er schickte ihm ein Dret und einen Degen, die er feyerlich eingeweiht hatte. Seitdem nannte Friedrich den Feldmarschall Daun „die geweihte Creatur, den Mann mit der päpstlichen Mütze.“

Daun glaubte den König so festhalten zu können, daß er dem General Zorsch, der die Festung Meiß belagerte, die Nachricht gab, daß seine Unternehmung durch niemand gestört werden würde. Friedrich ließ aber, um die Russen unbekümmert, den General Dohna mit seiner Armee aus Pommern herbeikommen. Indessen wußte er seinen Gegner Daun abermahls zu täuschen. Dieser bildete sich ein, der König zöge sich nach Slogau zurück, und er ließ ihn daher ruhig ziehen, weil seine Unternehmung gegen Dresden um so weniger gehindert wurde. Allein Friedrich wendete sich, durch einen Umweg, nach Görlitz. Ueber den eben so klug ausgedonnenen als ausgeführten Marsch, durch den diese Absicht erreicht wurde, führte der Generallieutenant von Neßow die Aufsicht. Aus einer adelichen Familie in Brandenburg, war er (seit 1745)

1745) Befehlshaber des Bataillons Grenadiergarde, hernach Intendant der Armee. Ruffener über die Colonie bey Potsdam, über das dasige Waisenhaus, und über die dasigen Manufakturen, wendete er einen unermüdeten Fleiß an, sich die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Seit dem Ueberfalle bey Hochkirch lag er an der Ruhr krank. Diese verschlimmerte der Verhaft von einigen Tagen, den er eigentlich *) nicht verschuldet hatte. Der König schlug ihm auch den Aufenthalt zu Dresden ab, weil ein Paß von Daun dazu nöthig war. Rehov mußte nun der Colonne des Prinzen Heinrichs, durch das Gebirge, bis nach Schweidnitz, folgen. Er war, als er hier ankam, dem Tode schon so nahe, daß er am folgenden Tage (25. Oct.) starb.

Daun wurde den Abmarsch der Preussen erst am hellen Tage gewahr, und noch an diesem Tage befand sich die preussische Armee in seinem Rücken, im völligen Besitze der Straße nach Görlitz. Laudon und Nremberg, die Daun ihr nachfolgen ließ, konnten, da sie
Daun

*) Oben S. 419.

Daun nicht unterstützte, den König von Görlitz nicht zurückhalten. Daun nahm nun wieder auf der Landkrone, südlich von Görlitz, eine feste Stellung. Friedrich kam, ohne daß es Laudon und Wahl hindern konnten, glücklich nach Schlesien. Die Destreicher mußten nun (5. Nov.) nicht allein die Belagerung von Meiß, sondern auch die Einschließung der oberschlesischen Festung Kosel, aufgeben.

Bey Dresden war nur eine schwache preussische Truppenabtheilung unter den Generalen Zhenblitz, Hülsen und Fink, zurückgeblieben. Diese sollten, bis zur Ankunft der dohnatischen Armee, die Stadt decken. Fink, der jüngste unter den drey Generalen, übertraf seine ältern Collegen an Talenten. Jene folgten bescheiden dem Wunsche des Königs, sich des Rathes ihres jungen Mitgenerals zu bedienen, oder sie kamen ihm vielmehr zuvor. Bey der Annäherung des Feldmarschalls Daun zogen sie sich (5. Nov.) hinter den plauenschen Grund; doch sicherten sie sich die Verbindung mit Dresden. Daun setzte bey Pirna über die Elbe. Fink zog sich hierauf nach Meissen zurück.

rück. Er ließ die Anstalten zu seinem Rückzuge ganz laut werden; dennoch that Daun weiter nichts, als daß er Meissen besetzte. In dessen schlug Finck ohne alles Geräusch, gleich unterhalb Dresden, zwischen dem schwarzen und weißem Thore, eine Schiffbrücke über die Elbe, und zog sich, während daß der General Mayer den großen Garten mit außerordentlicher Tapferkeit vertheidigte, bis in die pirnaische Vorstadt.

Jetzt erklärte Schmettau, der Commandant von Dresden, der königlichen Familie, von neuem die Nothwendigkeit, bey der Annäherung der dänischen Armee, die Vorstädte abzubrennen. Am Stadtgraben standen Häuser von 6 bis 7 Stockwerken, von welchen man die Wälle beschleßen konnte. Diese wurden (10. Nov.) mit brennbaren Materialten angefüllt, sehr geschwinde ein Raub der Flammen. Ihre Anzahl belief sich auf 250. Zugleich verbrennte ein großer Vorrath von schönen Möbeln und Kunstwerken. Der Schade betrug über eine Million Thaler. Mayer kam während der Zeit in die Stadt, und Dauns

Dro:

Drohungen erschütterten Schmettau's Standhaftigkeit eben so wenig, als zu Leipzig. Hadak die versäumte es, das schlecht besetzte, und mit einer geringen Besatzung versehene Torgau wegzunehmen, und der Herzog von Zweybrücken, der eben sowohl den Winter, als den General Dohna näher kommen sah, hielt es unter diesen Umständen (16. Nov.) für rathsam, die Winterquartiere in Franken zu beziehen. Und nun zog sich auch Daun, über seine verstellten Plane verdrößlich, und, alles Friedrich's Glück zuschreibend, nach Böhmen zurück. Vorher ließ er die Festungswerke des Sonnensteins zerstören. Hierauf kehrten nicht nur die Armeen des Königs und des Prinzen Heinrichs nach Sachsen zurück; nun langte auch Dohna in diesem Lande an.

Dohna's Marsch nach Sachsen setzte die schwedische Armee wieder in Bewegung. Verstärkt durch 5600 Mann Fußvolk, und 2000 Reiter, zog sie, (im Aug.) unter dem Grafen von Hamilton, durch die Uckermark, um der russischen Armee näher zu kommen. Ihre Bewegungen machten, obgleich kein preussischer

scher

scher Soldat zu sehen war, nur sehr langsam und behutsame Fortschritte. Es fehlte ihnen aber auch an einer Feldbeckerey, an dem nöthigen Vorrathe von Lebensmitteln. Diese anzuschaffen, erforderte Zeit; und dennoch bestand die Nahrung der Soldaten meistens nur in Pötkelfleisch und Heringen. Dies wirkte auf ihre Gesundheit so nachtheilig, daß, bey schlechten Lazarethanstalten, die Zahl der Kranken sich bald bis auf 6000 vermehrte. Recruten und Pferde kamen auch sehr spät. Selbst die Bewaffnung war armselig. Die Gewehre der schwedischen Soldaten, denen es an allem weniger, als an Muth, fehlte, hatten so schlechte Schlosfer, daß, selbst bey dem Exerciren, nicht die Hälfte losgieng. Die Obergenerale wurden durch den Reichsrath, der ohne militärische Kenntnisse, von Stockholm aus, die Unternehmungen leitete, sehr eingeschränkt. Die schwedischen Generale sollten große Eroberungen machen. Klagen sie nun über den Mangel von Bedürfnissen, so rief man ihnen aus der Versammlung der Reichsräthe zu Stockholm zu: „Ihr habt Pulver, Kugeln, Bajonnette, Schwerdter, und das

das ist genug!“ Die Befehle waren zu unbestimmt. Die unglücklichen Ereignisse kamen immer auf die Rechnung der Generale. Die Pläne wurden von den Rathschlägen des französischen Gesandten, des Marquis von Montalambert, der sie, der französischen Subsidien wegen, mit dem Vortheile seines Hofes in Uebereinstimmung bringen wollte, durchkreuzt. Daher sollten auch die Schweden, anstatt die Russen an der Oder zu unterstützen, die französischen Unternehmungen an der Elbe begünstigen. Diese Unschlüssigkeit der Regierung erzeugte Unzufriedenheit und Mißtrauen. Hamilton, der sich erst zu Ende des Julius in Bewegung setzte, eroberte zwar die peenesmünder Schanze, und drang bis Treptow, einer Stadt in Vorpommern, vor; hier blieb er aber wieder vier Wochen stehen, um den neuen Operationsplan des Reichsrathes abzuwarten. Von Fermor aufgefordert, wollte er sich nach der Oder ziehen; Montalambert machte ihn aber so unschlüssig, daß er bey Straßburg, in der Uckermark, wieder stehen blieb. Endlich faßte er den Vorsatz, bis nach Berlin vorzudringen. Der General Kiewen
Galletij Weltg. 16r Th. Cc. bes

bestimmte ihn, den wettern, aber bessern, und mit Lebensmitteln versehenen Weg über Rheinsberg und Fehrbellin, zu wählen. Endlich stand er (18. Sept.) bey Fehrbellin nur acht Meilen von der Hauptstadt des preussischen Staates. Dohna durfte, der Russen wegen, nicht wieder über die Oder zurückgehen, und der General Wedel, den Friedrich nicht mehr als 6000 Mann anvertraute, war zu schwach, den Marsch der Schweden aufzuhalten. Bey Fehrbellin gerieth er mit denselben in ein Gefecht, wo die Schweden sehr brav fochten. Wedel langte jedoch vor ihnen (20. Sept.) bey Berlin an. Zwar nahmen sie hierauf, hinter den Seen und Morästen bey Ruppin, eine so feste Stellung, daß ihnen Wedel nicht beykommen konnte; sie waren hier aber auch so eingeschlossen, daß ihnen der in sein Gouvernement nach Stettin verwiesene Herzog von Bevern, durch einen Theil seiner Besatzung, die Lebensmittel entziehen konnte, daß sie endlich froh seyn mußten, sich wieder nach Stralsund zurückziehen zu können, und die Preussen vergalteten nun die Kriegssteuern, welche die Schweden in der Mark

erpreßt hatten, durch Brandschatzungen, die sie im schwedischen Pommern eintrifften. Hasmilton forderte, über den schlechten Erfolg seines Feldzuges verdrießlich, seinen Abschied. An seine Stelle trat Lantingshausen als Obergeneral. Von 15 bis 16,000 schwedischen Soldaten waren jetzt nicht mehr, als 5 bis 6000 übrig.

Wie viel hätten die Schweden nicht leisten können, wenn sie die Unternehmungen der russischen Armee kraftvoll unterstützten! Fernor belagerte (im Sept.) die Festung Colberg in Hinterpommern. Starke Wälle, tiefe und breite Gräben, in einer morastigen, von Kanälen durchschnittenen Gegend, wurden von 7000 Mann Landmiliz, größtentheils alten, entschlossenen Invaliden, die den Major Helden, einen Mann von außerordentlichem Muth und bewundernswürdiger Tapferkeit, zum Befehlshaber hatten, eben so thätig, als standhaft vertheidigt. Aber die Bürger theilten mit den Soldaten den Dienst auf den Wällen. Die wenigen Vertheidiger der Festung, unter denen sich nicht mehr, als

zwey Officiere und 15 Gemeine von den Artilleristen befanden, schossen noch mehr, als die Russen. Als nun Dohna der Besatzung von Colberg eine Abtheilung seiner Truppen zu Hülfe schickte, wurden die Russen, die sie für Dohna's ganzes Heer hielt, so sehr besorgt, daß sie (3. Nov.) die Belagerung aufhoben, und nach Polen zurück zogen. Auf ihre Entschliessung soll jedoch entweder der Einfluß des Großfürsten, oder die Unterhandlung eines Juden, sich wirksam bewiesen haben.

66





